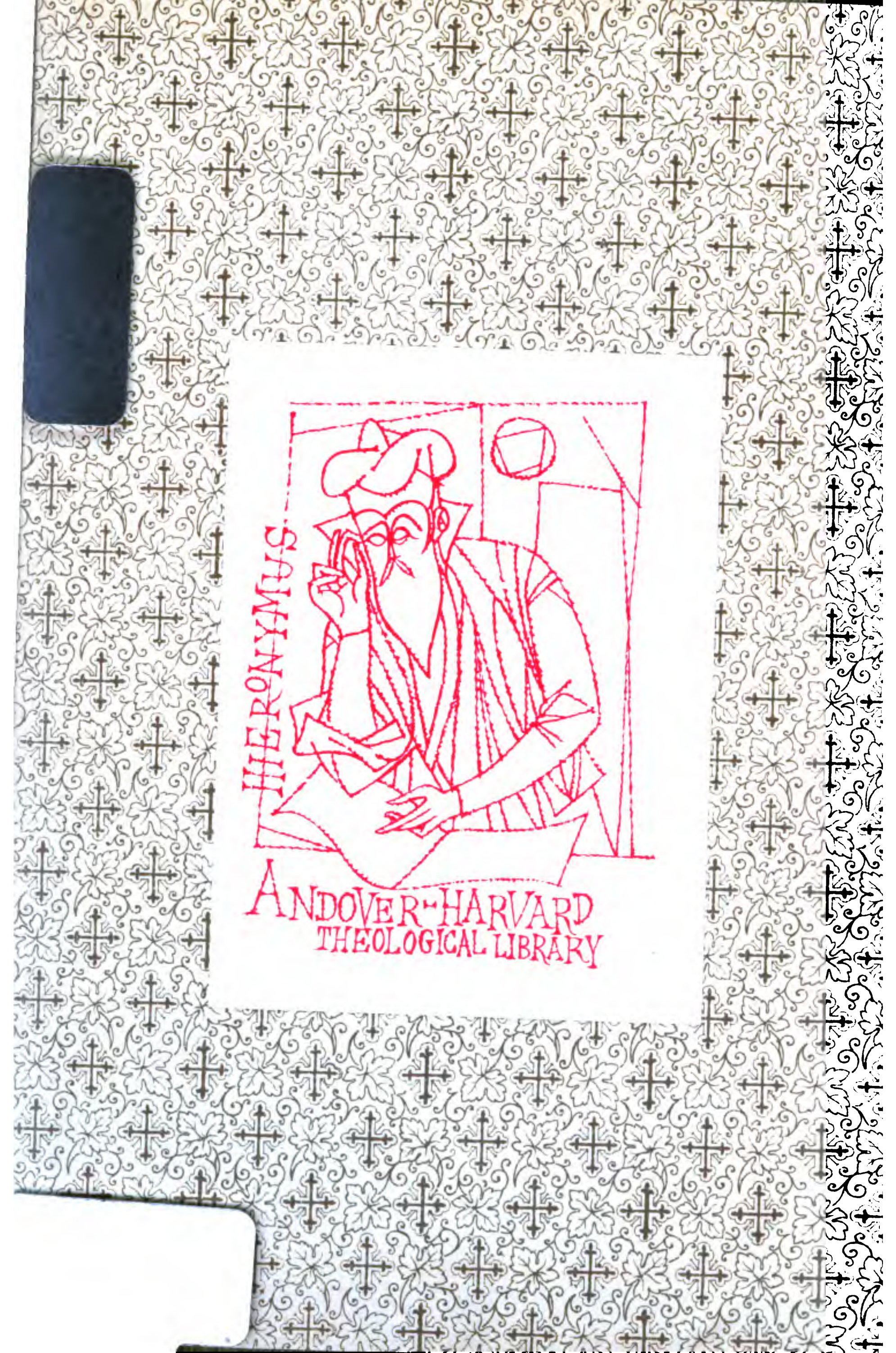
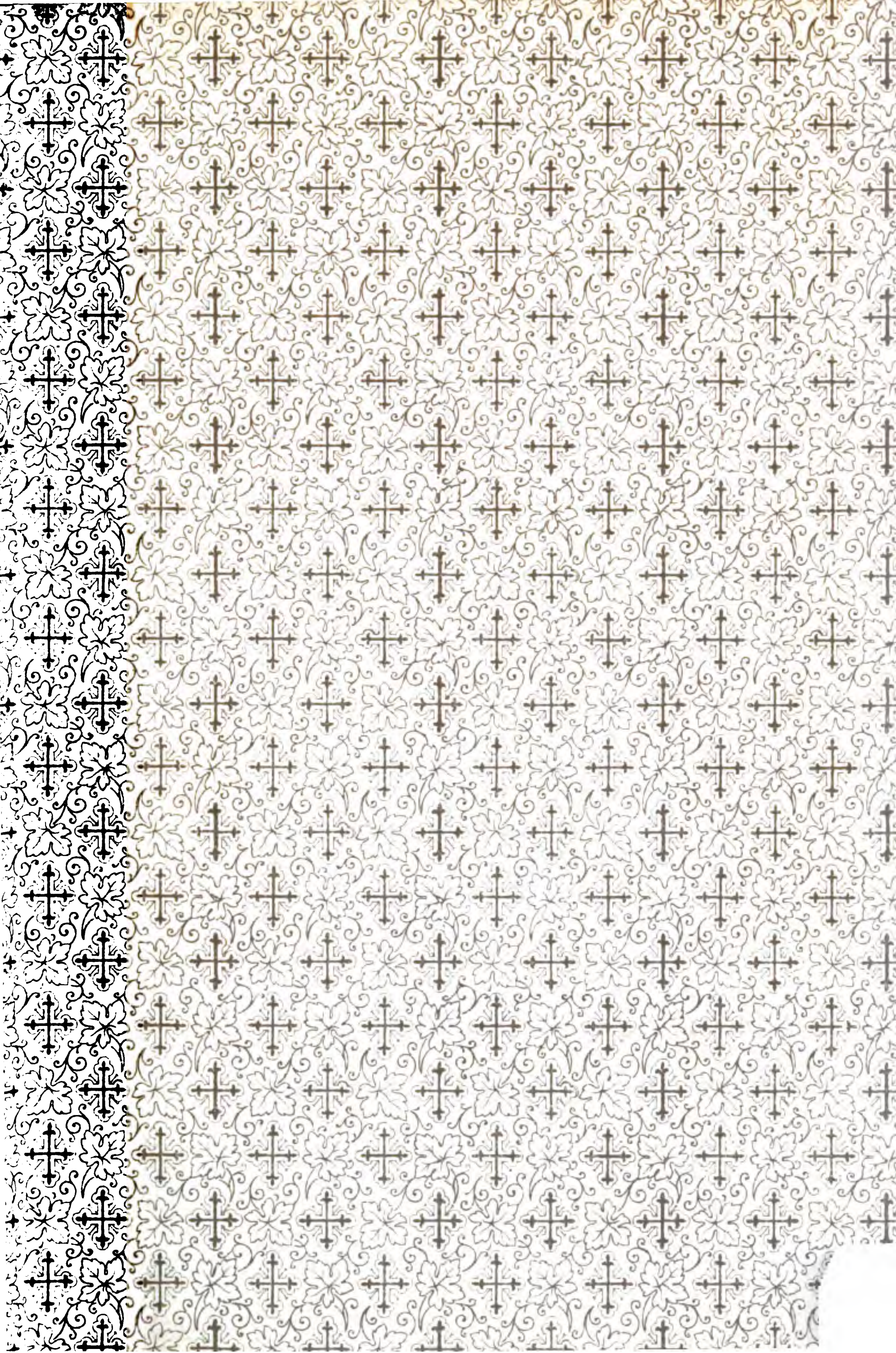
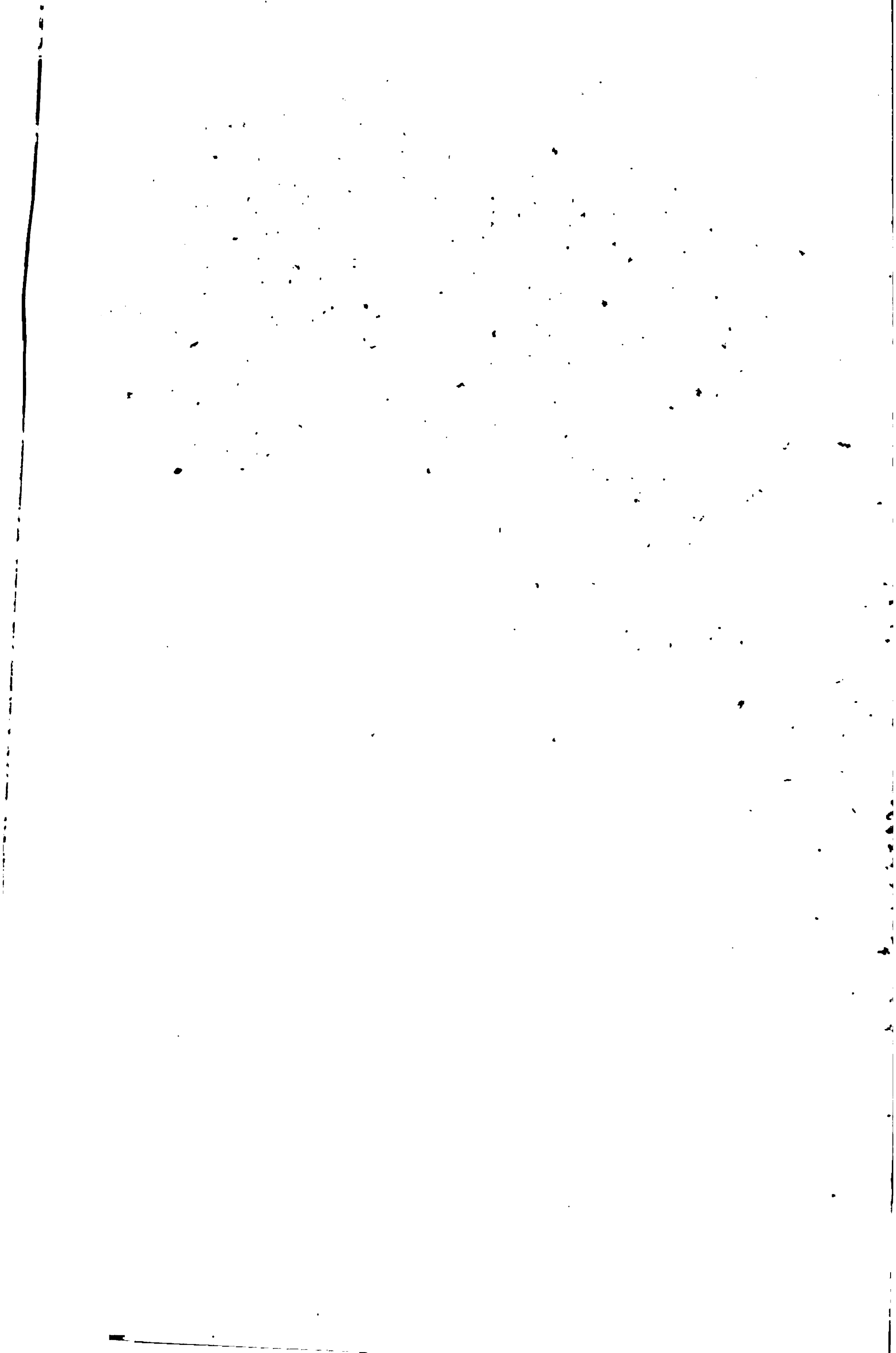


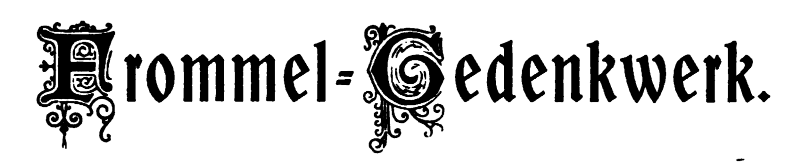
Das
Frommel-Gedenkwerk
Vierter Band
Für
Thron und Altar
Reden in Kriegs- und Friedenszeiten
herausgegeben von
J. Kessler.
Hofprediger und Garnisonpfarrer von Potsdam.
E. S. Mittler & Sohn Königl. Hofbuchhandlung
BERLIN 1901.


HIERONYMUS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY





Das



Frommel-Gedenkwerk.

Herausgegeben

von der Familie.

Vierter Band.

Berlin 1901.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

Für



Thron und Altar.

Reden in Kriegs- und Friedenszeiten

von

Emil Frommel.

Herausgegeben

von

J. Kessler,
Hofprediger und Garnisonpfarrer von Potsdam.

Berlin 1901.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.



Vorwort.

„Für Thron und Altar“ so betitelt sich die vorliegende Sammlung von Reden und Predigten, die mein seliger Schwiegervater D. Emil Frommel — mit zwei Ausnahmen — in seinem Militärpfarramt gehalten hat. Ob dieser Titel Allen gefallen wird, bezweifle ich. Doch mußte das Kind einen Namen haben, und die Namen für dergleichen Militärkinder sind selten und verbraucht. Auch soll der Titel nur besagen, wie dieser Reden Ziel und Grundgedanke ist, den Altar Gottes mit seinem heiligen Feuer zu hüten und den Thron unserer Fürsten auf Liebe und Treue des freien Mannes zu gründen.

Was die Anordnung der Reden betrifft, so hat ja eine streng chronologische den Vorzug, daß sie die fortschreitende Entwickelung der Predigtweise Frommels durchsichtiger erkennen läßt, eine sachliche Anordnung den Vortheil, die Anschauungen des Verfassers auf bestimmten Gebieten übersichtlicher zu machen. Ich habe bei nachfolgender Dreitheilung versucht, beiden Gesichtspunkten nach Möglichkeit Rechnung zu tragen. — Absichtlich sind den einzelnen Reden keine historischen Bemerkungen vorangestellt, auch keine erläuternden Anmerkungen beigegeben, einmal weil ja schon die Ueberschriften den geschichtlichen Rahmen angeben, und weil in dem gleichzeitig erscheinenden zweiten Bande der Biographie alle auf Frommel bezüglichen nothwendigen Erläuterungen zu finden sind.

Noch ein kurzes Wort zum Inhalt. Hat uns das voraufgegangene Bändchen „Briefe aus Amt und Haus“ in die zarten innerlichen Familien- und Seelsorgerbeziehungen Frommels blicken lassen, so führt uns diese Sammlung unter die Kanzel des Militärpfarrers. Siebenundzwanzig Jahre lang ist Frommel Militärpfarrer gewesen, hat dem Militärpfarramt seine volle Manneskraft, ja seine Hauptlebenskraft gewidmet; Soldatenpfarrer, das war ihm sein liebster Titel, das Eiserne Kreuz sein schönster Schmuck.

Freilich — und das wird jede nachfolgende Seite beweisen — Frommel war kein (sit venia verbo) Kommißprediger. Er brachte es nicht fertig, „den Tornister auf der Kanzel auszupacken“, er wußte, daß der Soldat, die ganze Woche über im angestrengten Dienst, im Gotteshause kein Säbelgerassel und keine Kommandoworte hören will. So predigte er immer zunächst „dem Christen im Soldaten und in zweiter Linie erst dem Soldaten im Christen“. Aber mit welch wundersamem Tiefblick wußte Frommel dabei die augenblickliche Situation zu erfassen, wie begeistert dem, was unausgesprochen, mehr als Ahnung durch die Herzen zog, Ausdruck zu geben! Wie verstand er es besonders in den großen historischen Augenblicken, die geschichtliche Vergangenheit reden zu lassen und die Gegenwart prophetisch hineinzurücken in das Licht der Ewigkeit!

Auch in den vorliegenden Reden spricht nicht nur der gottbegnadete Prediger zu uns, wir hören darin zugleich das echt menschliche Herz Frommels schlagen, des Mannes mit dem unbedingten kindlichen Glauben an die göttliche Leitung aller Weltgeschicke, mit der glühenden Liebe zu seinem Königshaus — „ein Royalist, kein Byzantiner“ — mit der großen unzerstörbaren Zuversicht und Hoffnung für sein theures deutsches Volk, dessen Bestes zu suchen auch dieser Reden letztes Ziel gewesen ist.

Es liegt auf der Hand, daß bei der Aehnlichkeit der gegebenen Situationen einige Wiederholungen unvermeidlich waren; aber gerade hier wird man den Künstler Frommel erkennen, der die Gedanken auch da, wo sie sich wiederholen, nur an der

Stelle bringt, wo sie innerlich durch den Zusammenhang geboten sind, und den wiederkehrenden Bildern durch die verschiedene Anwendung immer neue Farben zu geben weiß.

Möchten diese Reden, die einst, als sie gehalten wurden, von sichtbarem Segen begleitet waren, auch jetzt in ihrer Sammlung und Drucklegung dazu dienen, den Geist der Kraft und der Liebe und der Zucht in unserm Volke zu wecken, zu stärken, zu läutern, und auch im neuen Jahrhundert fortwirken „für Thron und Altar".

Potsdam, im Juni 1901.

J. Keßler.



Inhaltsverzeichniß.

I. Unter drei Kaisern.

Kaiser Wilhelm I.

Seite

Predigt am 3. Januar 1886 beim 25jährigen Jubiläum des Regierungsantrittes Sr. Maj. des Kaisers und Königs Wilhelm I. 1

Predigt am Sonntag Lätare, den 11. März 1888 nach dem Heimgang Sr. Maj. des Kaisers Wilhelm I. 14

Rede, gehalten am 17. März 1888 bei der Gedächtnißfeier in der Philharmonie in Berlin für Se. Maj. Kaiser Wilhelm I. 24

Rede, gehalten im Augustahospital am 13. Januar 1890 zur Gedächtnißfeier der entschlafenen Kaiserin und Königin Augusta 30

Kaiser Friedrich III.

Predigt bei der Gedächtnißfeier für Se. Maj. den Kaiser Friedrich am 24. Juni 1888 38

Kaiser Wilhelm II.

Predigt am Geburtstage Sr. Maj. des Kaisers und Königs am 27. Januar 1893 in der Schloßkapelle zu Berlin 48

II. Aus den Feldzügen 1866 und 1870/71.

Predigt am Kriegsbuß- und Bettage, 27. Juni 1866 in der Kirche zu Barmen-Wupperfeld 55

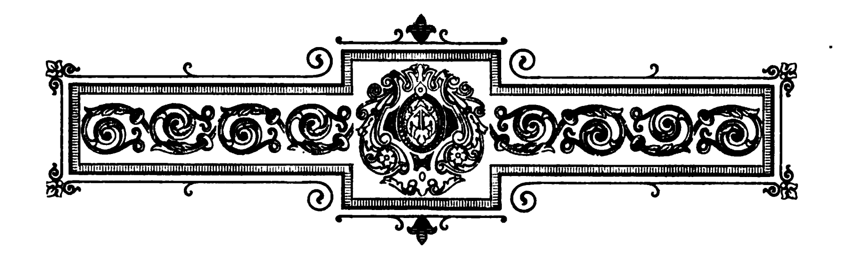
Rede, gehalten am Jahrestag der Gefechte bei Uettingen und Helmstädt auf dem Markte in Barmen 1867 71

Seite

Predigt, gehalten vor dem Ausmarsch der Truppen, am 28. Juli 1870 in der Königlichen Garnisonkirche zu Berlin 78
Rede, gehalten bei dem Einzug der deutschen Truppen in der St. Thomaskirche zu Straßburg, den 30. September 1870 84
Predigt am Geburtstage Sr. Maj. des Kaisers Wilhelm I. am 22. März 1871 in der St. Thomaskirche zu Straßburg . . . 90
Friedens- und Dankesfestpredigt am 18. Juni 1871 100
Vortrag, gehalten auf der Oktoberversammlung 1871 in der Berliner Garnisonkirche 113
Rede bei der Weihe des Denkmals für die Gefallenen der Garde-Artillerie-Brigade 129

III. Aus der Friedenszeit.

Predigt bei der Verleihung des Eisernen Kreuzes an die Fahnen und Standarten des Gardekorps. Pfingsten 1872 134
Festpredigt zum 150jährigen Jubiläum der Berliner Garnisonkirche am 2. Juni 1872 142
Rede auf der Volksversammlung in Sachen der freiwilligen Krankenpflege im Kriege am 23. Januar 1888 in Berlin 150
Rede bei der Vereidigung der Rekruten der I. Garde-Infanterie-Division 1889 158
Rede bei der Vereidigung der Rekruten der I. Garde-Infanterie-Division 1890 162
Rede bei Verleihung der neuen Standarten an das 1. Garde-Dragoner-Regiment, am 18. April 1893 165
Rede bei der Weihe von 132 Fahnen für die neu eingerichteten vierten Bataillone, am 18. Oktober 1894 169
Rede bei der Einweihung der evangelischen Garnisonkirche zu Mainz, am 17. März 1895 173
Rede am Sarge des General-Feldmarschalls Grafen v. Moltke . . . 180
Rede bei dem Gottesdienste zur Eröffnung des Reichstags 1890 . . 183
Predigt zur Landtags-Eröffnung am 15. Januar 1895 in der Schloßkapelle 188



I. Unter drei Kaisern.

Kaiser Wilhelm I.

Predigt am 3. Januar 1886 beim 25jährigen Jubiläum des Regierungsantritts Sr. Maj. des Kaisers und Königs Wilhelm I.

„Lobe den HErrn, meine Seele, und was in mir ist, Seinen heiligen Namen!
„Lobe den HErrn, meine Seele, und vergiß nicht, was ER Dir Gutes gethan hat!“

Gnade sei mit uns und Friede von Dem, der da war und der da ist und der da kommt! Amen.

Text: Psalm 71, 7—9, 14, 45:

„Ich bin vor Vielen wie ein Wunder, aber Du bist meine starke Zuversicht. Laß meinen Mund Deines Ruhmes und Deines Preises voll sein täglich. Ich aber will Deines Ruhmes immer mehr machen. Ich preise Deine Gerechtigkeit allein, täglich Dein Heil, das ich nicht alles zählen kann. Verwirf mich nicht in meinem Alter und verlaß mich nicht, wenn ich schwach werde!“

In Christo geliebte Gemeinde! Soli Deo gloria! „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!“ Das soll heute das Festgeläute sein. So wollte es unser in Ehrfurcht geliebter König. Kein Festzug noch Festgepränge, keine Festsäule noch Festgeschenk von

Seiten seines Volkes soll den hohen Tag bezeichnen. Wie die stillen Alpenhäupter am Abend glänzen im leuchtenden Schnee und man schweigend und feiernd vor ihnen steht, so sollen auch wir vor dem vom Abendsonnenscheiu göttlicher Gnade umleuchteten Haupte unseres Königs stehen, den HErrn anbetend, der ihn also begnadigt. Aber auch wie in den hohen Wipfeln der Eichen der Abendwind still und leise weht, so soll unsere Königseiche still umrauscht sein von den Gebeten seines Volkes. Im Hause unseres Gottes seines greisen Königs gedenken, über ihn Gott danken und für ihn Gott bitten, das sollte das beste Festgeschenk sein; vor Gottes Angesicht wallen, der rechte Festzug; den König selbst anschauen als ein lebendiges Denkmal der Gnade Gottes, besser als jedes Denkmalaufrichten in Stein und Erz. So von der Gabe zum Geber aufsteigen, vom greisen König zu dem König aller Könige, der war, ehe denn die Berge worden — das war des Königs Wille für den heutigen Tag. Wahrhaftig, so ist es des Königs würdig, der die Krone als Lehen nicht aus Menschen-, sondern aus Gottes Hand vom Altare nahm und heute, nach fünfundzwanzig Jahren, sie in betenden Händen zu dem HErrn wieder hinaufträgt, der sie ihm auch in schweren Stürmen auf dem Haupte erhalten hat. So feiern wir denn hier in Gottes Haus, und mit uns Millionen von Preußenherzen vom Fels bis zum Meer, von den Ufern des Rheins bis zur Weichsel, von der Nordsee bis zu den Bergen Schlesiens. So weit der preußische Adler seine Schwingen schützend breitet, wird man singen:

„Segne, segne unsern König!"

Das ist ja Preußens Ehre von jeher gewesen, daß es mit seinen Fürsten und Königen sich gefreut und mit ihnen gelitten. Was Preußen geworden, es ist's durch seine Könige geworden, aber auch mit seinen Königen. Des Volkes Leid war auch des Königs Leid, und darum ist auch am heutigen Tage des Königs Freude auch seines Volkes Freude. Jede rechte Feier aber will aus dem Herzen des Andern heraus gefeiert sein, darum ver-

senken wir uns in unseres Königs Herz und beten mit ihm selbst

unseres Königs Jubiläumspsalm.

Er enthält:

I. ein Königsbekenntniß: „Ich bin wie ein Wunder vor Vielen, aber Du, HErr, bist meine starke Zuversicht!"

II. ein Königsgelöbniß: „Ich will Deines Ruhmes immer mehr machen, laß meinen Mund Deines Ruhmes voll sein täglich!"

III. eine Königsbitte: „Verwirf mich nicht in meinem Alter und verlaß mich nicht, wenn ich schwach werde!"

HErr, thue meine Lippen auf, daß mein Mund Deinen Ruhm verkündige!

I.

In Christo geliebte Gemeinde! „Ich bin vor Vielen wie ein Wunder, aber Du, HErr, bist meine starke Zuversicht!" Bezeichnet dies Wort nicht treffend wie kein anderes das Leben unseres Königs in diesen fünfundzwanzig Jahren? Niemand hat dies tiefer empfunden als der König selbst, und unvergeßlich sind mir jene Worte aus seinem Munde: „So viele wollen in heutiger Zeit an keine Wunder mehr glauben; ich dächte, sie sollten mich nur anschauen, denn ich bin doch ein Wunder Gottes vom Haupt bis zu Fuß, ein Wunder Seiner Vorsehung und Regierung." Lassen wir in Kürze diese Jahre an uns vorüberziehen. —

Es war ein schmerzensreicher Tag, als am 2. Januar 1861 der König die Augen schloß, dessen Wege, wenn eines Königs Wege, thränenwerth und thränenreich gewesen sind: Friedrich Wilhelm IV. gesegneten Angedenkens. Lange schon vorher war dies Herz gebrochen, ehe es im Tode brach; dieses Herz, von dem der königliche Bruder gesagt: „Niemals hat eines Königs Herz treuer für sein Volk geschlagen als das seine." Während draußen der eisige Winterhimmel leuchtete, war der politische Horizont tief umdunkelt, das Vertrauen in die Ruhe Europas erschüttert, Rußland und Oesterreich gedemüthigt; die Reihe sollte

auch an Preußen kommen. In Deutschland selbst dumpfes Brüten und Schweigen, und über den zerstörten Idealen der Jugend schauten die Besten aus nach Preußen hin. Aber die Fänge des preußischen Aars und seine Schwingen waren gelähmt. So trat der König die Regierung an. Der großen Aufgabe gegenüber stand ein Mann, der bereits an die Schranken gelangt, wo es nicht weit hin ist zu dem Schlagbaum, von dem Mose, der Mann Gottes, sagt: „Unser Leben währet siebenzig Jahre." In einem Alter, wo man weit mehr heimwärts als vorwärts schaut, mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart und Zukunft lebt, da hat es Gott gefallen, ihn in seinem vierundsechzigsten Jahre auf den Thron Preußens zu rufen. Welch' ein Weg und Wunder Gottes, und wer sollte ihn schürzen und gürten, diesen Weg zu gehen? „Aber Du, HErr, bist meine starke Zuversicht!" Dies Wort löst das Räthsel. Wenn der König zum ersten Male nach langer, langer Zeit wieder gen Königsberg zog in jene Schloßkirche, die die Krönung des ersten Königs gesehen, so wissen wir, daß es ihm nicht um äußeres Gepränge zu thun war, sondern, wie er selbst sagte: „Ich habe von Gott die Krone empfangen, sie von Gottes Tisch genommen und sie auf mein Haupt gesetzt, auf daß ich sie in Demuth trage, weil ER sie mir verliehen." Das ist des Königs Trost gewesen in den schwersten Stunden seines Lebens, das hat ihn umgeben als eine heilige, unsichtbare Macht. Und sein Gott hat es ihm an der Salbung und Ausrüstung nicht fehlen lassen. Statt des wagenden Jugendmuthes und Jugendübermuthes gab ER ihm die abwägende Besonnenheit, die ausharrende Geduld, den erfahrenen Blick und die männliche Thatkraft, alles Tugenden, die auf der einen Seite eine Gabe Gottes sind, andererseits nur auf dem Wege der Erfahrung und der Läuterung errungen werden; Tugenden, deren ein König gerade in jener Zeit bedurfte.

So hat es schon am Anfang seiner Regierung der König mit klarem Auge erkannt, daß ehrlos wehrlos sei, daß Deutschlands Macht bei allem seinem Wissen und Bildung, bei allem

dem, was in Kirche, Staat und Schule für das Volk geschieht, doch schließlich auf des Schwertes Spitze gestellt sei. Darum lenkte er sein Augenmerk vor Allem darauf, sein Volk schlagfertig und wehrhaft zu machen. Aus den Tagen seiner Kindheit und Jugend, aus dem Unglück, das über seine königlichen Eltern hereinbrach, hat er ersehen, daß ein Volk aufs Neue erwerben müsse, was es besitzt. Einen zweiten Tag von Jena wollte er seinem Volke ersparen. Weitsichtiger als alle Andern, die ihm rathen und helfen sollten, stand der König allein da mit seinem eigensten Werk. Ihr, geliebte Brüder in Waffen, wißt am besten, was unsres Königs Herz in jener Zeit bewegte und wie die Sorge ihn nächtelang nicht schlafen ließ. Und siehe fünf Jahre nachher — und er ging gerechtfertigt mit seinem Werk hervor, das die Feuerprobe bestanden, ein Wunder vor unseren Augen! Aber auch hier die Losung: „Du warst meine starke Zuversicht."

Zu den Wundern seiner Regierung und der Hülfe seines Gottes gehört es ferner, daß dem Könige zur rechten Zeit die rechten Männer geschenkt wurden. Es ist vielleicht unerhört in der ganzen preußischen Geschichte, drei Männer um ihren König geschart zu sehen, deren jeder seine besondere Begabung, aber auch jeder seine besondere Willenskraft hatte; der große Kanzler, der Schlachtendenker und der Schwertschärfer: Otto von Bismarck, Hellmuth von Moltke und Albrecht von Roon. Sie stehen neben dem willenskräftigen und unbeugsamen Könige und doch, wie standen sie alle zusammen! Bei allem Weitblick des Einen, bei allem Scharfblick des Andern und aller Energie des Dritten — Eines hatte der König vor ihnen voraus, eine Last konnte ihm Niemand abnehmen: das fürstliche Gewissen und die Verantwortung vor seinem Gott, und diesem Einen fügten auch die Andern sich willig. Das war ein Wunder Gottes, das sich vor unseren Augen vollzog, das kommt nicht von Menschen, sondern von Ihm; ER ist es, der den Blick verleiht, zur rechten Zeit die rechten Männer zu wählen, und die Demuth schenkt, sie zu ertragen. Darum: „Ich bin wie ein Wunder

vor Vielen, aber Du, HErr, bist meine starke Zuversicht!"

Und nun wißt ihr, was sich begeben hat; vor euch brauche ich's nicht zu entrollen, die ihr zum großen Theil Augenzeugen gewesen seid. Die entscheidendsten Tage über unserem ganzen deutschen Vaterlande sind in diese fünfundzwanzig Jahre gefallen. Auf den nordischen Schlachtfeldern ward die Schmach Deutschlands gerächt, die Scharte von Olmütz in Königgrätz ausgewetzt, und die Ehre Deutschlands in Welschland gerettet! So sahen wir den König, einst undeutscher Gesinnung bezichtigt, heimkehren mit der Kaiserkrone auf dem Haupte unter dem Jubel des ganzen deutschen Volkes. Unser deutsches Volk, das man vor fünfundzwanzig Jahren nicht werth gehalten, im Rath der Völker mitzusprechen, wirft jetzt sein gefeites Schwert in die Wagschale zum Frieden der Völker, und in weit tieferem Sinne als von jenem Kaiserreich über dem Rhein und viel wahrer kann man sagen: „Der Kaiser ist der Friede." Bangen Herzens am Sarge seiner Mutter stehend und betend zu dem alten Gotte, der seines Vaters Gott gewesen, so zog der König aus. Und

„Der alte Gott im Himmel
Gab dem alten König Sieg."

Heller als die Kaiserkrone auf seinem Haupte strahlte aber der Lichtkranz von oben: „Ich bin ein Wunder vor Vielen, aber Du, HErr, bist meine starke Zuversicht!" Welches Herz hätte das ahnen, welcher Blick es voraussehen können, daß der HErr den König diesen Tag würde schauen lassen!

Um die Wunder der Berufung, der Ausrüstung, der Durchhülfe in Kämpfen und Siegen schlingen sich die Wunder der Bewahrung. Wer war es, der mit starker Hand den König beschützt; wer hat seine Hand über ihm gehalten dort in Baden-Baden, zweimal hier in seiner Residenz? Wer hat die gähnende Tiefe und das Unheil verschlossen, als der König dort am Rhein im Sonnenschein des Niederwalds feierte? „Uns kann Niemand schützen, denn Gott allein", das war des Königs Bekenntniß. „Ich bin wie ein Wunder vor Vielen — auch Deiner erhaltenden

Hand — aber Du bist meine starke Zuversicht!" Wer hat es dem Könige ins Herz gegeben, von seinen eigenen Wunden weg zu den Wunden am Leibe seines Volkes zu eilen, um sie zu heilen? Den Armen und Verlassenen, den Kranken und Arbeitsunfähigen das Loos zu verbessern, den Leidenstag und Lebensabend zu erleichtern? Mit dem Hoffnungsblick der Liebe, die kein Altern kennt, hat der König in seiner „Botschaft" dies Werk gefaßt; aber auch da wohl wissend, daß an Gottes Segen Alles gelegen. „Aber Du, HErr, bist meine starke Zuversicht."

Und noch ein Wunder der Gnade laßt mich erwähnen. Es ist nicht das erste Jubiläum, das der König begeht; auf seinem Haupte ruht so manche Krone außer der Königskrone: die Silberkrone des Alters, jene stille Majestät und Autorität, die ohne Wort überwältigt und zum Frieden bringt; auf seinem Haupte die goldene Myrtenkrone seiner Ehe, um ihn her die Blüthenkrone seiner Kinder und Kindeskinder und seiner Urenkel. Wahrlich, Geliebte, ein Baum, der seine Zweige senkt von der Last der Früchte, die darauf gelegt sind. Darum bleibt es dabei: „Ich bin wie ein Wunder vor Vielen, aber Du, HErr, bist meine starke Zuversicht!" Und daher können wir's wohl begreifen, daß den König, wenn er am inneren Auge vorüber ziehen läßt, was sein Gott je und je an ihm gethan und vorab in diesen fünfundzwanzig Jahren, nicht eine äußere Huldigung noch äußere Pracht und Geschenk in tiefster Seele erquicken können, sondern vielmehr die gemeinsame Anbetung der waltenden Hand Gottes über ihm und der Wunder, die ER an ihm gethan. — Aber, Geliebte, nicht jedes Leben ist so reich an Wundern wie unseres Königs Leben, und doch ist keines, in das nicht Gott mit seiner Wunderhand gegriffen; ER hat Denksteine seiner Gnade auch in das ärmste Leben gesetzt, und wo wäre Einer, der nicht über der Chronik seines Lebens mit David ausrufen müßte: „Was bin ich, HErr, und was ist mein Haus, daß Du mich bis hierher gebracht!" Das soll der Segen sein aus diesem Jubiläum, daß wir es erkennen, daß wir einen Gott haben, der

Wunder thut, und wer an Wunder glaubt, der wird sie auch erfahren. Des Königs Wege sind in die Tiefe und durch die Tiefe zur Höhe gegangen; glaubst du nicht, daß auch dich dein Gott so führen will? Ob es aber Wahrheit ist mit deinem Bekenntniß: „Du bist meine starke Zuversicht", das zeigt sich daran, ob sich auch bei dir finden wird:

II.

Das Königsgelöbniß: „Ich will Deines Ruhmes immer mehr machen!" Jedes wahre und rechte Fest mit seinen Rückblicken auf eine reichbewegte Vergangenheit führt in die Tiefe und in die Höhe zugleich; in die Tiefe der Beugung, in die Höhe der Anbetung. So riefen einst die Wunder Gottes die Psalmen und Lobgesänge hervor. Schaue hinein in die Schrift! Wenn Gott Israel mit starker Hand errettet und durch die Fluthen des Rothen Meeres trockenen Fußes führt, da ertönt über den Wassern hin, die über den Egyptern zusammenschlagen, der Lobgesang Mosis: „Der HErr ist meine Stärke und mein Psalm und ist mein Heil!" Ueber dem Wunder der Liebe Gottes hörten wir jüngst an Weihnacht den Chor der Engel lobpreisend sein „Ehre sei Gott in der Höhe" singen! So will auch Gott aus jedem Menschenleben und den darin niedergelegten Wundern Sich ein Lob bereiten. ER selber als der große Meister stimmt die Töne unseres Lebens zum Liede zusammen. Darum betet auch unser Psalm an einer andern Stelle: „Gott, Du hast mich von Jugend auf gelehret, darum verkündige ich Deine Wunder!" So bereitet ER Sich schon aus unserer Kindheit und Jugend, aus dem Munde der Unmündigen ein Lob; und wenn je Einer im Volke ist, den Gott von Jugend auf gelehrt, den ER seine Wunder hat schauen lassen, so war es unser König. Aus den schweren Zeiten am Anfang dieses Jahrhunderts, aus den Thränen seiner Eltern und seines Volkes, aus dem gebrochenen Herzen seiner Mutter, aus den Flammen von Moskau und aus den Schlachtfeldern von Leipzig und Belle-Alliance hat das Kind und der Jüngling als in einer

schweren und ernsten Schule das Rauschen der Füße des lebendigen Gottes, das Walten Seiner starken Hand gehört und gesehen. Einen unauslöschlichen Eindruck hat das Kind empfangen von einem lebendigen Gott, der unserm Volk in Flammen aufgegangen war, einem HErrn, der wohl beugen und demüthigen kann bis in den Staub und die Vernichtung hinunter, der aber auch den Demüthigen Gnade giebt. So etwas aber vergißt sich, ins zarte Kindesherz gedrückt, auch im späteren Leben nicht. Wie der Namenszug, der in einen jungen Baum hineingeschnitten wird, mit dem Baume wächst und bis ins Alter hinein sich nicht verliert, so hat Gott auch Seinen Namen in das junge Herz unauslöschlich geschrieben. Darum bricht auch aus dem Munde des Kindes und Jünglings am Tage seiner Konfirmation das Bekenntniß hervor: „Auf Gott will ich unerschütterlich vertrauen, Ihm Alles anheimstellen, und mir im Glauben an Seine Vorsehung einen getrosten Muth zu erhalten suchen. Meines Gottes will ich überall gedenken, an Ihn will ich in allen Angelegenheiten mich wenden, und es soll mir eine süße Pflicht sein, im Gebet mit Ihm meine Seele zu vereinigen. Ich weiß, daß ich ohne Ihn nichts bin und nichts vermag. Mein Fürstenstand soll mich nicht verhindern, demüthig zu sein vor meinem Gott; ich will nie vergessen, daß der Fürst vor Gott nur Mensch ist.“ Das alles ist Frucht der Lippen, die in schwerer Zeit gereift. Und was die Kinderlippen einst gelobt, das ist auch Wahrheit geblieben im Mannesmund. Aus dem Munde des entschlafenen Bruders nimmt er als köstliches Erbe, als ein Wort, das auch in seiner Seele lebt, jenes „Ich und mein Haus, wir wollen dem HErrn dienen!“ Das Wort, womit sein königlicher Bruder zur Ruhe in der Gruft gebettet ward: „Wer Mich bekennet vor den Menschen, den will Ich auch bekennen vor Meinem himmlischen Vater!“ sollte auch das leuchtende Losungswort für das Leben des Königs werden. So sind wir hinausgezogen in die Kriege, geliebte Brüder, aber zuvor nach dem Willen des Königs hinab in die Buße und in die Demüthigung; das

Schwert sollte zuerst, ehe es aus der Scheide führe, entsündigt werden in Buße und Beugung, und heimkehrend sollte als erster Ton des Siegesgesanges über alle Lorbeeren und eroberten Fahnen das Wort erklingen: „Nicht uns, HErr, nicht uns, HErr, sondern Deinem Namen gieb Ehre!“ „Keine Ueberhebung, kein Uebermuth, sondern Demuth und Beugung ziemt uns!“ — so klang's nach den Siegen in Böhmen. Kein Wort gegen den geschlagenen Feind; „nicht wir haben ihn gestürzt — Gott hat ihn gerichtet!“ — das war die Mahnung nach dem französischen Kriege. Nach jeder gewonnenen Schlacht ertönt ein Psalm, der Gottes Fügung preist oder Gottes Gnade erhebt. So konnte auch den König kein tieferer Schmerz treffen, als zu sehen, wie dem Volke, trotz aller der Wunderthaten Gottes an ihm, sein bestes Kleinod, die Religion, in Gefahr sei verloren zu gehen. Aber wer war es, der dem Könige solche Psalmen in den Mund gab? Wer hat sein Herz nach so viel Ehre und Siege in Demuth und Einfalt erhalten und vor allem Uebermuth und Ueberhebung behütet und bewahrt? Da will er dir selber drauf antworten: Der Gott, Der uns beten heißt: „Erhalte mein Herz bei dem Einigen, daß ich Deinen Namen fürchte!“ Ja, so soll es sein, daß ein Mensch, sei es mit dem Wort oder mit der That, selbst ein stiller Lobpreis werde der Gnade Gottes, die sich an ihm verherrlicht hat. Da schweigt aller Selbstruhm; Krone und Lorbeer legt man zu Seinen Füßen nieder. Je reicher die Gnade, desto höher schwingt sich das Lob. Je voller die Aehre, desto tiefer senkt sie das Haupt. So spricht der Apostel, der mehr gearbeitet hat als alle andern, am Abend seines Lebens: „Ich bin nicht werth, daß ich ein Apostel heiße!“ Und ein Jakob am Ende seiner Wanderung, hingenommen von der Güte Gottes, bricht in das Wort aus: „Ich bin nicht werth all der Barmherzigkeit und Treue, die Du an Deinem Knechte gethan hast!“

So ist es auch am heutigen Tage nach unseres Königs Sinn, daß wir über ihn Gott preisen, über alles das, was ER an ihm und durch ihn an unserem Volke gethan. Wir

sehen aber auch, daß die Verheißung Gottes über solchem Preis Seines Namens nicht ausbleibt. Sie ist nicht ausgeblieben über unserem Könige. Der den Mund fröhlich macht, der macht uns auch jung wie die Adler. Wen ER von Jugend auf gelehrt, der soll auch im Alter Seine Wunder verkündigen dürfen. So siehst du ein Königsleben vor dir, nicht absteigend, sondern aufsteigend, in der Liebe sich weitend, wie der alte Baum inwendig seine Jahresringe nicht enger, sondern weiter zieht. Geliebte, daß auch uns des Königs Bild Vorbild würde und daß Jeder unter uns auch aus einer schweren Jugend sich das Kleinod rettete: „Es ist einem Manne köstlich, sein Joch in der Jugend zu tragen", und wir das Gelöbniß der Konfirmation, in Allem Gottes Ehre zu suchen und selbst etwas zu werden zum Lobe Gottes, auch in den Mannestagen durchhielten! Wie arm sind doch diese Geister, die nichts Höheres kennen als nur sich selbst, die Alles nur auf ihr Verdienst und ihre Rechnung schreiben, die dem großen, reichen Gotte nichts schuldig sind! Wie verarmen diese Menschen im Alter, die sich keinen Freund erworben und keine Aussaat der Liebe in der Hand gehabt! Wie verödet das Herz, in dem kein Lob Gottes getönt, keine Blume zu Seinem Preis gesprossen! Da fehlt dann auch der Muth, wenn man in der Jugend den HErrn nicht gesucht, Ihn im Alter zu bitten, jene Königsbitte auf den Lippen zu tragen:

III.

„Verwirf mich nicht in meinem Alter und verlasse mich nicht, wenn ich schwach werde!" Wie vieles hat den König verlassen in diesen fast neunzig Jahren! Wie vieles hat er scheiden, wie viele Augen hat er brechen sehen! Zur Rechten und Linken hat sich der Kreis gelichtet; nachdem Vater und Mutter gegangen, schieden die Brüder alle nach einander, und nur die greise, hohe Schwester ist übrig geblieben. Noch im vergangenen Jahre schied ein Prinz in voller Manneskraft, der einst seine ersten Lorbeeren an der Seite unseres Königs sich errungen hatte. Bei so vielem Sterben derer, mit denen

man klein gewesen und groß geworden, mit denen man Gemeinsames erlebt und durchlebt, da will es auch über das Herz kommen wie Vereinsamung und wie Heimweh. Und darum geht auch die Bitte hinauf zu dem HErrn, dessen Hand nicht erkaltet und dessen Auge nicht bricht: „Verlasse mich nicht, mein Gott, wenn ich grau werde!" Und ER ist es, der antwortet: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen! Der achtundachtzig Jahre mit dir gewandelt ist, der wird auch im neunundachtzigsten Jahre Seine Hand nicht von dir abthun, noch dich verlassen!" An Seiner starken Hand geht man weiter und spricht: „Du bist bei mir!" Und in Ihm leben ja auch alle Todten im Gedächtniß der Liebe. Denn todt ist nicht der, der stirbt, sondern der vergessen wird. Und so leben sie ja auch im Gedächtnisse des Königs fort; sind sie doch nur die Spitze des Zuges, der bereits im gelobten Lande angekommen. Man gedenkt aber auch derer, die Gott uns noch gelassen hat und die sich um Einen herumstellen. Umschlingen so nicht Kinder und Kindeskinder wie Epheu den alten Stamm, in der Liebe das Herz jung erhaltend?

Wir wissen aber noch von einem Andern, was das Herz bedrücken will im Alter: „Verwirf mich nicht, wenn ich schwach werde!" Die Anforderungen und Aufgaben bleiben ja dieselben, sie nehmen nicht ab, sie steigern sich in unseren Tagen, von Jahr zu Jahr; aber die Kraft will nicht gleichen Schritt halten, und die Beschwerden des Leibes wollen auch die Seele und den Geist bedrücken, und es ist, als müsse man mit einem Elia rufen: „Es ist genug, HErr, so nimm nun meine Seele!" Laß mich nicht zur Ruine werden dessen, was ich war, und erfülle deine Verheißung: „Ich will euch tragen bis ins Alter, will heben, helfen und tragen!" Und sollte der HErr nicht hören, wenn der König und sein Volk Ihn bitten? Sollte das Wort trügen, daß die „die gepflanzt sind im Hause des HErrn, in den Vorhöfen unseres Gottes grünen werden, und daß, wenn sie gleich alt werden, doch fruchtbar und frisch sein werden?" Kann ER, der einem Elia gesagt: „Stehe auf, nimm und iß, kraft der Speise sollst du gehen, bis daß du kommst an den Berg Gottes", nicht

auch für unseren König dies Wort haben? Gewiß, wie der Tag soll auch deine Kraft sein! Dies Wort erfährt Jeder, der den Tag aus der Hand seines Gottes als ein Geschenk nimmt. Haben jene Männer aus dem alten Bunde einst Mosis ermüdete Hände gestützt in seinem Beten und Flehen — wohlan! Wenn der König heute getragen würde von Millionen aufgehobener Hände, welch eine Feier wäre das und welch eine Verheißung würde sie in sich bergen! Wir, Geliebte, das Volk in Waffen, haben ja insonderheit den Beruf, den König nicht zu verlassen, für ihn in besonderem Sinne einzutreten. Das Schwert an der Seite, die Hand am Griff, sind wir insonderheit des Königs Leibwache, auf die er sich verlassen muß. Und darum ist auch ein solcher Tag für uns ein Tag der Erneuerung des Fahneneides und des freudigen Gelöbnisses: „Dein sind wir und mit Dir wollen wir es halten!" Wir kennen das Wort unseres Königs: „An Meiner Armee ist es, Meine Krone zu schützen und zu wahren, und preußische Könige haben ihre Treue nie wanken sehen!" Darum rufen wir auch heute, dem Könige aufs Neue huldigend: „So wahr der HErr lebt, und mein Herr, der König, lebt, es gerathe zum Leben oder zum Tode, wo der Herr mein König sein wird, da wird sein Knecht auch sein!" Aber wenn jetzt in einer Stunde des Königs Generale um ihn her versammelt werden, dann mögen sie ihm sagen, daß in diesem Gotteshause auch ein betend Volk versammelt war, das nicht bloß Hände hat zum Dreinschlagen, sondern auch zum Falten. Sei es auch uns jetzt, wenn wir singen:

„Vater, kröne Du mit Segen
Unsern König und sein Haus,"

als hörten wir das Signal: Helm ab zum Gebet! —

So klinge denn dieser Jubiläumspsalm unseres Königs in uns nach, wenn die Lieder zu Ehren dieses Tages längst verklungen; es bleibe der dreifache silberne Jubiläumskranz unverwelklich im Herzen und in der Erinnerung, wenn diese grünen Kränze verwelkt sind:

des Königsbekenntnisses: „Ich bin wie ein Wunder vor Vielen, aber Du, HErr, bist meine starke Zuversicht!"
des Königsgelöbnisses: „Ich will Deines Ruhmes immer mehr machen; laß meinen Mund Deines Ruhmes voll sein täglich!"
der Königsbitte: „Verwirf mich nicht in meinem Alter und verlaß mich nicht, wenn ich schwach werde!"

Der Friede Gottes aber, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre unseres Königs und seines Volkes Herz und Sinne in Christo JEsu!

Ihm sei Ehre in Ewigkeit!
Amen!

Predigt am Sonntag Lätare, den 11. März 1888 nach dem Heimgang des Kaisers Wilhelm I.

Gnade sei mit uns und Friede von Dem, der da war und der da ist und der da kommt! Amen.

Psalm 62, 1—3, 8:

„Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft. Denn ER ist mein Hort, meine Hülfe, daß mich kein Fall stürzen wird, wie groß er ist. Bei Gott ist mein Heil, meine Ehre, der Fels meiner Stärke, meine Zuversicht ist auf Gott." —

In Christo geliebte Gemeinde! So hat denn der HErr mitten hinein in die Leidenszeit für unser ganzes deutsches Volk noch eine andere Leidenszeit verhängt und ein besonderes Fasten ausgeschrieben, neben der großen Via dolorosa unseres HErrn uns noch auf einen anderen Schmerzensweg gewiesen, zu den Glocken der Passion, die das Leiden unseres HErrn einläuten, noch eine große Passionsglocke gesandt. Ihr dumpfer Klang ist hindurchgedrungen vom Thron bis zur kleinsten Hütte im deutschen Land, hinaus in alle Welt und in die fernsten Erdtheile, überall kündend: „Wisset ihr nicht, daß auf diesen Tag ein Fürst und ein Großer in Israel gefallen ist!?" Ach uns, uns war Er

mehr! Als wir am vergangenen Donnerstag Abend hier im Gotteshaus, auf den Knieen liegend, beteten in den Sterbestunden unseres geliebten Kaisers, ward das rechte Wort uns auf die Lippen gelegt, jenes Abschiedswort Elisas an Elia: „Mein Vater, mein Vater, Wagen Israels und seiner Reiter!“ Ja, das war Er uns! —

Wo wollen wir hin mit unserem Weh? Zu den Menschen? Ach Alle, die den König liebten und wissen, was sie an ihm gehabt und in ihm verloren, sie sind so geschlagen wie wir; das Wort wird ihnen fehlen, der stumme Druck der Hand und die Thräne im Auge werden beredter sein als die Lippen. Alle Kränze, die man trauernd auf seinen Sarg niederlegen wird aus allen Nationen her, alle Anerkennung, selbst aus dem Munde der Feinde, die groß und edel genug denken, ihre Leidenschaft schweigen und ihre Bewunderung reden zu lassen: wir wollen dafür danken — aber trösten können sie unser Herz nicht. Oder wollen wir mit der schweigenden Menge hinstarren zu jenen Fenstern, aus denen so oft die liebe, greise Gestalt uns angeblickt, wo sie Euch, meine lieben Kameraden, fast Tag für Tag gegrüßt hat? Ach nein! wir wollen Besseres thun. Wir wollen hineingehen in das Sterbezimmer unseres Kaisers; drinnen in dieser heiligen Stille, da wollen wir unser Herz stillen. Gewiß, „am Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu sein“; aber es soll nicht nur die Stille sein vor der Majestät des Todes. Wer gestern in dies Zimmer trat und dort in das Königsantlitz geschaut, den hat eine Luft der Ewigkeit angeweht und ein Glanz von oben angeleuchtet; der hat nicht allein die Majestät des todten Königs geschaut, sondern vielmehr die Majestät des Lebensfürsten, die sich im Leben und Tode dieses Königs geoffenbart. Vor der uns zu beugen, Geliebte, ziemt uns! Das Kreuz der Passion, das Kreuz auf dem Herzen und in der Hand unseres entschlafenen Königs weist uns in heilige Stille. In sie wollen wir uns versenken, ich mit Euch, der ich wahrhaftig mein ganzes Herz festhalten muß, wenn die Lippen reden sollen. Schauet denn:

Die heilige Stille eines Volkes am Sarge seines geliebten Königs.

I. „Es ist eine Stille **vor** dem HErrn in Anbetung und Ergebung;

II. Es ist eine Stille **zu** dem HErrn in Geduld und seliger Hoffnung."

HErr, Du hast einst über das wogende Meer Dein „Schweig und verstumme" gerufen, und es ward ganz stille. HErr! unsere Herzen wogen, und es fluthet drinnen — mache Du uns stille vor Dir und zu Dir! Amen.

I.

In Christo, geliebte Gemeinde!

„Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft", so beginnt der Psalm. Stille vor Gott zu allererst. Ist Gott in Seinem heiligen Tempel, so sei stille vor Ihm alle Welt! Redet Gott, dann muß der Mensch schweigen. Redet ER im Tempel der Natur, diesem Vorhof des Heiligen, dann gebietet ER dem Menschen Schweigen. Wenn ahnungsvoll die Sonne die Wolken durchbricht, dann geht ein Schweigen durch Wald und Feld; und wieder wird es stille im Erdenrund, wenn das glühende Gestirn des Tages am Abend sinkt. Ehe die Stürme losbrechen aus den Wolken, die sich langsam zusammengezogen, geht ein Schweigen und eine unheimliche Stille vorher; haben sich die Wetter entladen und sind sie vorüber, dann kommt wieder ein tiefes Schweigen. Auch der Mensch sollte schweigen bei diesem Feiern der Natur, bei Morgenglanz und Sonnensinken, beim leuchtenden Blitz am Firmamente. Da verletzt jedes Wort; beredter ist ein ehrfurchtsvolles Schweigen.

Größer noch ist's, wenn der HErr redet in den Geschicken der Welt; wenn Seine Stimme sich hören läßt in Gericht und Gnade, dann gilt es stille sein. Wenn der HErr Sein gefangen Volk mit starker Hand aus Egyptenland führt, wenn nirgendwo ein Ausgang scheint, und Pharaos Heer von hinten und das Rothe Meer von vorne drängt, dann läßt ER Seinem

Volke sagen: „Der HErr wird für euch streiten, und ihr werdet stille sein." Wenn um Jerusalems Mauern die Feinde zu Hunderttausenden liegen, und drinnen in der Stadt nur ein kleines Häuflein zu dem Gott seiner Väter betet, und am folgenden Morgen das Heer, geschlagen vom Engel des HErrn, in Leichenhaufen liegt, dann lautet der Befehl: „Seid stille und erkennet, daß der HErr Gott ist, der Wagen verbrennet und Spieße zerschlägt." Als ER einst zu unseren Vätern geredet in den Flammen Moskaus, auf den Schlachtfeldern von Leipzig und Belle-Alliance, als er die Geißel gebrochen, die sieben Jahre lang unseres Volkes Rücken peitschte, um sie dann einsam und verlassen auf der Insel im öden Weltmeer in den Feuerofen zu werfen, da stand unser Volk stille vor dem HErrn. Und auch wenn ER in ein kleines Menschenleben hineingreift in Gericht und Gnade, dann ziemt wiederum heilige Stille. Stille ist's, wenn ein Mensch zur Welt geboren wird, bis der erste Schrei des Kindes den Lebensmorgen begrüßt; stille wird's wieder ums Bette her und in der Kammer, wenn ein Pilger sich schickt zum letzten Stündlein, und der letzte Seufzer den ewigen Lebensmorgen segnet. In solcher Stille kann dann auch in der feiernden Seele alles das vorüberziehen, was Gott in ein Menschenleben hineingelegt, in ihm geschenkt und gewirkt hat.

Wenn aber ein Königsleben vorübergeht, das mit dem Leben des Volkes aufs Innigste in Freud' und Leid verkettet war wie kaum je ein Königsleben, wenn Jeder in ihm sein Bestes geschaut und erblickt, und das Geschick unseres Volkes fast hundert Jahre lang mit dem seinen unzertrennlich verbunden war; wenn dieses Leben eine große Predigt war in Gnade und Gericht, ein unwiderlegliches Zeugniß von der Wunderhand Gottes — da gilt es erst recht stille stehen nicht vor Menschen, sondern vor dem allmächtigen, heiligen Gotte. Und wir stehen an Kaiser Wilhelms Sterbebett vor solch' einem Meisterwerk Gottes, Seiner Gedanken und Wege.

Habe ich's noth, Euch zu sagen, was Gott in diese einundneunzig Jahre gelegt? Ich greife dem nicht vor, was später

an dieser Stätte zu seinem Gedächtniß gesagt werden soll; stehen wir ja jetzt noch unter dem unmittelbaren Eindruck seines Scheidens.

Aber das Eine, nicht wahr, das wollen wir sagen: unser heimgegangener Kaiser hat die dunkelste Nacht mit unserem Volke durchwandelt, und den hellsten, lichtesten Tag mit ihm getheilt. Zwei Jahrhunderte verbindet des Königs Leben in sich, eine alte und eine neue Zeit; drei Menschengeschlechter sind an ihm vorübergegangen. Am Morgen führte ihn sein Leben in die Tiefe und am Abend in die Höhe. Wo anderer Menschen Leben sich zu verlieren beginnt im Strom der Zeit, gewinnt das Seine erst Bedeutung; wo Andere abschließen, schließt sich ihm die herrlichste Gegenwart und Zukunft auf. „Ich bin ein Wunder vor Vielen“, dies Kaiserwort soll uns unvergessen bleiben. Ein Wunder in der Jugend, ein noch größeres im Alter. Darum stille vor dem HErrn, der ihn getragen bis ins Alter, und bis er Seinen Arm verkündigt hat Kindern und Kindeskindern; der das Wort an ihm erfüllt hat: „die gepflanzt sind im Hause des HErrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen, und ob sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein.“ Ja, es ist, als ob unser König noch einmal die Lippen öffnen und scheidend wie Josua zu seinem Volke sagen wollte: „Siehe, ich gehe heute dahin wie alle Welt; aber ihr sollt wissen von ganzem Herzen und von ganzer Seele, daß nicht ein Wort gefehlt hat an allem Guten, das der HErr, euer Gott, zu euch geredet hat. Es ist Alles gekommen und keins dahinten geblieben.“

So stehen wir anbetend stille vor den Wegen Gottes mit ihm, still wie die Kinder, die überreich beschenkt sind, denen die Güte der Eltern den Mund schließt, daß sie die Worte nicht finden können. So gedenken wir im Anblick unseres Königs und Alles dessen, was ER durch ihn ausgerichtet, des Wortes des HErrn: „Wie will ich dir so wohlthun, mein Volk, daß du verstummen müssest vor aller Güte und Barmherzigkeit, die ich dir thue.“

Unsere Stille vor dem HErrn ist aber auch eine Stille der Ergebung. Geliebte, wir müssen uns drein finden, unsern theuren König ziehen zu lassen zu seiner Ruhe und ihn vom Herzen herzugeben. Der HErr, der dies Leben von Anfang so wunderbar geführt, sollte etwas versehen haben bei seinem Ende? Ist nicht Gottes Zeit die allerbeste Zeit? — Es giebt ein Stillesein, ein Schweigen, in welchem kein Friede ist, ein Klagen, in dem ein Anklagen liegt. Nein, wir wollen ihm den süßen Feierabend gönnen. Stille und einsam war's geworden um den König her, nur die nächsten Seinen sind ihm geblieben; bis auf eine Schwester waren alle Geschwister vor ihm heimgegangen, alle Gefährten seiner Jugend hatten ihn verlassen. Wie eine einsame Eiche im Hochwald mitten unter kleinem Nachwuchs stand der König; im Herzen trug er das Todesweh um den eben heimgegangenen Enkel, an dem sein Herz mit voller Liebe hing, und die brennende Wunde um den kranken Erben der Krone, den sein Vaterauge nicht mehr geschaut, der sein Stolz und seine Hoffnung war. Alles war dazu angethan, ihn loszulösen von der Erde und hinaufzubinden und das Herz dahin zu schicken, wo es ewig wünschte zu sein. Geliebte, wer möchte ihm nicht die Bitte erfüllen, die auf dem friedevollen Antlitz unausgesprochen ruhte:

„Haltet mich nicht auf, denn der HErr hat Gnade zu meiner Reise gegeben; lasset mich zu meinem HErrn ziehen."?

Habt Ihr's gehört, wie er zu seinem HErrn gegangen? Ist es in diesen achtundvierzig Stunden schon zu Euch gedrungen? Ein Held war er auf dem Schlachtfelde, ein Held auch auf dem Sterbebett; ein Kind im Glauben, ein selig Gotteskind auch im Sterben; in den Armen seines HErrn, wie in denen einer Mutter, hat er geschlummert, und nur dann und wann weckte ihn ein Wort des HErrn. Auf das Wort des Psalms: „Ob ich schon wandre im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück", und das Wort des Propheten: „Meine Gnade soll nicht von dir weichen; fürchte dich nicht, ich habe dich erlöst", antwortet er freundlich: „Das ist schön." Auf das Wort: „Ich weiß, daß

mein Erlöser lebt. Christus ist die Auferstehung und das Leben", spricht er bestätigend: „das ist richtig". So wiederholt er Simeons Wort: „Meine Augen haben Deinen Heiland gesehen"; dann ist es ihm wieder, als ob er im Dom wäre und er sagt: „Wir wollen eine Erbauungsstunde einrichten." Dann heftet er den Blick auf die Kaiserin als letzten Gruß. Unter den Liedern: „Wenn ich einmal soll scheiden" und „Mach' End', o HErr, mach' Ende", und unter dem Segen und den Gebeten der Seinen ist er heimgegangen. Wer wollte, Geliebte, eine solche Heimfahrt wehren?

Nein, möge es auch von unserem Abschiede von ihm heißen, wie dort bei Pauli Scheiden am Meeresstrand: „Da wurden sie stille und sprachen: des HErrn Wille geschehe."

Wir wollen uns nicht bloß finden ins Verlieren, sondern auch in das Schwerere: ins Vermissen. Wir müssen's uns sagen: „Unseres Herzens Freude ist dahin, die Krone uns vom Haupte gefallen." Wer giebt ihn uns wieder, dessen stille Autorität in Ehrfurcht und Liebe ohne Wort gebot über Fürsten und Volk! Wer giebt ihn uns wieder, den König mit der fünffachen Krone auf dem Haupte: der goldnen des Königthums vereint mit dem wieder errungenen Kaiserdiadem, der leuchtenden Silberkrone des Alters, der goldenen Myrtenkrone seiner Ehe, der grünen Lorbeerkrone seiner Siege und der blutbenetzten Dornenkrone des Leidens durch sein Volk und für sein Volk? Das war Dein König, Du Preußenvolk, das war Dein Kaiser, Du Deutsches Land, um den die Völker der Erde Dich beneidet haben! Darum stille vor dem HErrn!

Aber Eins weiß ich, was uns ganz stille machen soll, eine Frage an uns Alle am Sterbebett unseres geliebten Königs. Die Hand aufs Herz! Sind wir einen solchen König werth gewesen? Wie tritt des Königs Bild ernst und strafend dem Bild unseres Volkes gegenüber! Wie stimmt, so frage ich, des Königs aufrichtige, ungeheuchelte Frömmigkeit zu so viel Gottlosigkeit und Frechheit? Seine Schlichtheit zu so viel Phrasen

und Lippenwerk unter uns? Wie stimmt seine Demuth zu unserem Uebermuth, seine schlichte Ehrlichkeit zu so viel Lug und Trug; seine Genügsamkeit und Opferwilligkeit zu unseres Volkes Ueppigkeit und Selbstsucht? Ach, sein Sterbezimmer, so ohne allen Prunk, so einfach, welch' eine Predigt war's! Bei so viel Rachegedanken wie hat Er das Leid getragen, ja mit Wohlthun vergolten! Allem dem gegenüber: hinab in die Stille der Buße, mein Volk!

II.

Unsere Stille aber ist zu gleicher Zeit auch eine Stille zu Gott. Stille ist keine thatenlose Ruhe noch Trägheit. Still ruht der Keim im Schooß der Erde, aber nur, um sich zu bereiten, durchzubrechen, zu wachsen und zu blühen. Stille ist die Mutter großer Gedanken; nie ward etwas Großes, Bleibendes auf dem lauten Markt der Welt geboren. Die stille Wüste und Einsamkeit ist die Hochschule für einen Johannes den Täufer; in dreißigjähriger Stille bereitet sich der Heiland. Aus der stillen Klosterzelle bricht ein Luther hervor, um vor Kaiser und Reich zu stehen. Darum geziemt auch uns solche Stille zur Bereitung in Geduld und Hoffnung zu Gott. Was uns getroffen, wissen wir; was uns noch treffen wird, das liegt in Seiner Hand. Wir stehen ja in ungewissen Tagen und wissen, daß die beste Ungewißheit schlimmer ist als die schlimmste Gewißheit. Wir haben ja nicht bloß einen todten Kaiser, sondern auch einen todkranken lebenden Kaiser.

Wohin mit dem bangen Herzen? Unser Psalm sagt es Dir: „Bei Gott ist mein Heil, meine Ehre, der Fels meiner Stärke, meine Zuversicht ist auf Gott!"

Dies Wort hat einst unser heimgegangener Kaiser in die Bibel geschrieben, die auf dem Altar seiner Kapelle zu Gastein liegt. Ich hatte ihn gebeten, an dem Orte seiner Stärkung und Erquickung ein Wort zu hinterlassen zum Gedächtniß. Da wählte er dieses und fügte das andere hinzu: „Im Glauben ist die Hoffnung."

In diesem Bekenntniß hast Du Deinen ganzen König! Darum war er so demüthig, weil Gott seine Ehre war; darum so getrost und in seinem Gott gefestet, weil er wußte: „Im Glauben ist die Hoffnung.“ Wessen Füße fest stehen in Gottes Wort, dessen Haupt kann sich auch erheben. Gestern war der Geburtstag der Königin Luise. Vor unserm Auge steht jene ganze Zeit mit ihrem Jammer; aber die unvergeßliche Königin wußte von einem „Halleluja in Thränen“ zu sagen, von einer Freudenernte aus der Thränensaat, wie ihr Lieblingspsalm singt. Und ihre Hoffnung hat sie nicht betrogen. Luisens Segen ist mit dem König und seinem Volk gezogen, nicht bloß nach Leipzig und Belle-Alliance, er ist auch mit dem Sohne gegangen, als er zum zweiten Male das Schwert ergreifen mußte gegen den Feind, der seiner Mutter Herz gebrochen, als der König von der Gruft der Eltern heraufstieg und mit seinem Volk in den Krieg zog. Ja, sie hatte Recht, die selige Königin, als sie einst sagte, nicht bloß das überstandene Leid sei ein Segen, auch mitten im Leide schon trete uns Trost und Stärkung entgegen. Das wollen wir festhalten: „Bei Gott ist der Fels unserer Stärke.“ ER bleibt ein Fels, auch wenn die Wogen ihn umrauschen. Da wollen wir mit unserem Schifflein Anker werfen. Ist die Noth groß — so soll sie uns auch groß antreffen. Gemeine Naturen werden durch das Leid gebrochen, verbittert und thatenlos; edle Seelen werden gebeugt, aber nur, um aufgerichtet, bewährt und verklärt zu werden.

Gott beugt niemals einen Menschen oder ein Volk, ohne es zu Seiner Zeit zu erhöhen; ER nimmt uns nie, ohne auf der anderen Seite zu geben. Wie ein Volk sein Leid trägt, darin besteht seine Feuerprobe. So klagen wir wohl, aber wir verzagen nicht; wir sind geschlagen, aber nicht verzweifelt; gebeugt, aber nicht gebrochen.

Und nun, meine lieben Soldaten, ein Wort noch an Euch!

Unser heimgegangener Kaiser hat einst gesagt: „Soldaten des Deutschen Heeres, Ihr kennt das Herz Eures Kaisers genug, um zu wissen, daß die Gefühle des Dankes gegen Gott und der

Anerkennung für Euch, die in Meinem Herzen leben, dieselben bleiben werden, so lange Gott Mir das Leben läßt, und daß Mein letzter Gedanke noch ein Segenswunsch für die Armee sein wird."

Ja, mitten in seine Gedanken hinein tratet Ihr vor seine Seele. Er sprach noch mit dem Enkel über die Ausbildung und Vervollständigung der Armee. So war es ihm auch, als ob er in der Schlacht wäre, und als ihn die innig geliebte Tochter bat: „Lieber Vater, Du solltest nicht so viel reden", da hat der König ein Wort gesagt, was zu den größten gehört, die er je gesprochen: „Ich habe keine Zeit zum Müdewerden." Geliebte, haben *wir* Zeit, müde zu werden, die wir im vollen Leben stehen, wenn unser greiser, *sterbender König* sie in der Scheidestunde nicht fand? Hat er es nicht um uns verdient, der uns mehr war als ein Feldherr — ein *Vater*, der Krieg und Sieg, Gefahr und Entbehrung mit uns getheilt? Ist er es nicht werth, frage ich, daß wir dieses Wort von seinen bleichen Lippen als theures Vermächtniß nehmen? — Es ist heute Sonntag Lätäre, ein Freudentag inmitten der Leidenszeit. Das ist der Triumph der Freude, daß sie auch im Leide nicht verlischt, daß sie sich wie die Sonne durch die Wolken ringt. Als die Traurigen und doch allezeit Dankbaren; als die Armgewordenen, aber nicht als die Verarmten; als die am Sterbebett Stehenden, aber vom Lebensodem umweht; als die Weinenden um solch' einen König, aber die sich freuen, daß ihn Gott in so großem Frieden heimfahren ließ — so wollen wir hinabgehen in unser Haus, stille *vor* Gott, stille aber auch *zu* Ihm! — Dann wird der HErr Seine Verheißung auch an uns erfüllen: „Durch *Stillesein* und Hoffen werdet ihr stark sein!"

Das helfe uns der barmherzige Gott durch JEsum Christum, unseren HErrn, hochgelobt und hochgeliebt in Ewigkeit!

Amen!

Rede, gehalten am 17. März 1888 bei der Gedächtnißfeier in der Philharmonie zu Berlin.

Hochgeehrte Trauerversammlung!

„Nach solchen Opfern
Heilig großen,
Diese Lieder!“

so möchten wir unter dem Eindrucke der verlebten Tage mit dem Sänger der Freiheitskriege sagen. Und doch ist es der Töne trautes Vorrecht, in der Tiefe der Seele eine Welt voll Gedanken wachzurufen. Wo uns in jauchzender Freude, im tiefsten Leide das Wort fehlt, leiht uns die holde und hohe Muse der Töne ihre Schwingen. Sie weint mit den Weinenden, sie freut sich mit den Fröhlichen und begleitet in Dur und Moll den Gang unsers Lebens. Sie wiegt das Kind in süßen Schlummer, sie entflammt den Jüngling zu kühner That, sie erquickt den Mann nach Tageslast und Hitze. Sie trauert mit uns am Sarge und Grabe, die Spannung der Brust befreiend. Was oft dem Worte nicht gelungen, der Ton hat es vermocht, der Wunderstab zu sein, welcher dem Felsen das Wasser, den Balsam der Thränen entlockt. Die Dissonanz des Todes wollen Lied und Ton auflösen in den friedensvollen Accord glaubensvoller Hoffnung und nimmer aufhörender Liebe.

Das ist auch, verstehe ich es anders recht, Sinn und Absicht dieser Abendfeier. Wie Jeder im Volke sein Eigenstes und Bestes als letzten Ausdruck seiner Huldigung niedergelegt, so möchten auch die Philharmonie und die mit ihr verbundenen Genossenschaften, unsterbliche Töne zu einem Immortellenkranze windend, am Schlusse dieser trauervollen Woche eine Stunde feiern, ehe sie die Tagesarbeit wieder aufnehmen.

Schweigend sind die Hunderttausende und Aberhunderttausende an der Bahre des Kaisers vorübergezogen, noch einmal die geliebten Züge im Tode zu schauen, die jedes Kind im Volke lebend kannte. In der kurzen Spanne Zeit, die mir vergönnt

ist, zu Ihnen zu reden, gehe denn des Kaisers verklärte Heldengestalt an unserm inneren Gesicht vorüber, vertrauend, daß Ihre Verehrung und Liebe gegen den großen Entschlafenen selbst das Beste hinzufügen und jeden Mangel ersetzen wird.

Im Mausoleum zu Charlottenburg, zu Füßen seiner Königlichen Eltern ruht der Kaiser, in deren Arm er am ersten Lebenstage geruht. Das Ende kehrt in seinen Anfang zurück. Zu dem Mausoleum, in dies stille Heiligthum inmitten des Fichtenhains, mit seinen herrlichen Sprüchen, seinem mild sich ergießenden Lichte führen wir aus dem Lärm der Straßen den Gast und Fremdling, wenn wir ihm die Perle Berlins zeigen wollen. Nicht das schlummernde Königspaar, das seelenvollste Meisterwerk Rauchs, ist es allein, das uns mit süßem Schauer ergreift, vielmehr verbindet sich für jedes deutsche Herz mit diesen schlummernden Gestalten das Gedächtniß an das Erwachen unsers Volkes. In die Zeit tiefster Schmach und herrlichster Erhebung versenkt uns das Doppelbild. Hier ruht der König, der rief — und Alle, Alle kamen; an seiner Seite schläft süß die Königin, „der gute Engel für die gute Sache", deren Bild zur Idee, deren Lebensgang zur personifizirten Losung geworden: „Durch Nacht zum Licht" — oder mit ihrem Lieblingsworte zu sagen — „Durch Thränensaat zur Freudenernte".

Das Bild der Königin hat den Kaiser nicht verlassen, noch ihr Segen. Ein Name in die Rinde des jungen Baumes geschnitten, wächst mit dem Baume. So war es mit Luisens Namen, der blutend in des Knaben Herz stand, er wuchs und verklärte sich. Pietät und Dankbarkeit, diese hervorstechenden Charakterzüge des Kaisers, verbanden sich mit dem Gedächtniß an das Unglück seiner Eltern. Die stillen, sonnigen Tage der Pfaueninsel und zu Paretz endeten mit den kummervollen Nächten in Memel und Tilsit. Die Morgengewitter sind die seltensten, aber auch die schwersten. Sie entluden sich über des Kindes Haupt, das, „einfach, bieder, verständig", dem Vater gleicht und frühzeitig erfährt, daß Unglück und Leiden den Hohen wie den Geringen treffen.

Was das Kind in der Luft des Hauses eingeathmet, hat es auch hinausgetragen und bewährt im Leben. Pietät und Dankbarkeit, ein stiller, freundlich milder Ernst, der Kaiser hat sie in allen Lebenslagen bewahrt und bewährt. Gab es ein dankbareres Herz als das seine? Wer nur immer seinen Eltern oder ihm wohlgethan — den Kindern und Kindeskindern hat er es vergolten. Das sprichwörtlich gewordene, bis ins hohe Alter verbliebene ausgezeichnete Gedächtniß des Kaisers wurzelte vielmehr in seiner Dankbarkeit. Wer im Herzen des Kaisers stand, stand auch in seinem Kopfe, der brauchte nicht zu sorgen, daß er vergessen werden könnte.

So weit das Jugendbild, ich eile zu den Jünglings- und Mannesjahren. — In den schlichten Feldmantel geschlagen, ruhte die Hülle des Kaisers. Nach seinem letzten Willen sollten wenige Ehrenzeichen seine Brust schmücken, unter ihnen das Eiserne Kreuz und der St. Georgsorden: die ersten Ehrenzeichen, die der Kaiser sich in offener Feldschlacht errungen — ein stiller Wink, daß nur, was erstritten, wahrhaft schmückt. Sein Verdienst sollte auch sein einziger Schmuck sein. — So empfing er, im Gehorsam den brennenden Wunsch, zur Völkerschlacht bei Leipzig zu eilen, unterdrückend, im Jahre 1814 die Feuertaufe, die ihn von nun an mit der Armee in Kampf und Friede, in Freud' und Leid verbindet. Ihr galt das Leben seiner Jünglingsjahre, die Arbeit des Mannes, das Schwert zu feien, während sein Bruder die Krone trug.

Die Armee, oft als ein Ueberbleibsel einer rohen Zeit, als müßiges Spielzeug der Großen dieser Welt angesehen, jetzt zur Schule des Volkes, zum lebendigen Wall vor dem Vaterland, zur Hüterin des Friedens geworden, ist in ihrem jetzigen blühenden Zustande wesentlich das Werk des Kaisers. Daß wehrlos — ehrlos sei, daß nur friedfertig sein könne, wer schlagfertig, und daß der Starke allein geduldig zu sein vermöge

stand dem Kaiser klar vor dem Auge. In den Unglückstagen hatte er es gelernt, daß Stillstand der Armee Rückgang bedeute, daß der Ruhm kein Ruhekissen sei, und daß das Ererbte von den Vätern von den Söhnen erworben werden müsse. Alles das erkannte des Kaisers durchdringender Blick.

Zu dieser seiner Lebensarbeit brachte er selbst das Beste mit. Der anfangs so schwächliche Knabe, um dessen Leben man sich sorgte, war zur ritterlichen reckenhaften Gestalt herangewachsen — aber in dieser hohen, vornehmen Gestalt schlug zugleich ein ritterliches tapferes Herz. Er war nicht bloß der Bildner der Armee, sondern auch ihr leuchtendes Vorbild. Der beste Soldat der Armee war der König selbst. Was kein Auge der Vorgesetzten sah, erblickten diese blauen Königsaugen, das wußten die Soldaten wohl, die ihn mit „Guten Morgen, Majestät!" begrüßten; sie vergaßen es nicht, daß er auch ihr Richter war.

Ein Muster der Bedürfnißlosigkeit und Schlichtheit, wovon nur ein Bild — sein Sterbezimmer. — Nie begehrte er von Anderen, was er nicht im höchsten Maße von sich gefordert. Er theilt die Todesgefahr mit seinen Soldaten und den Hunger mit ihnen, froh, in der Schlacht ein Stück Brod aus dem Beutel eines Soldaten zu erhalten. Der König zieht seinem Heere überall nach — vielmehr voran! „Der Dienst in erster Linie" — „Ich dien'" und „noblesse oblige" — „das Leben, wenn es köstlich gewesen, nicht Genuß, sondern Mühe und Arbeit" — das hat den König nie verlassen, ein Vorbild der Pflichttreue im Großen wie im Kleinen und darum seiner letzten Worte eines, aber keineswegs das geringste: „Ich habe keine Zeit zum Müdewerden!" Ein Wort, das ein ebenso tief bezeichnendes Bekenntniß als ein gewaltiges, schwerwiegendes Vermächtniß Jedem im Volke sein wird!

Geprüft, geläutert, gestärkt und erprobt in den Stürmen der vierziger Jahre, gebeugt durch Preußens Demüthigung und im tiefsten Herzen verwundet durch den Tod seines geliebten Bruders, wird er zur Regierung berufen, in einer Zeit, in der

Andere sich zum Feierabend rüsten und mit der Lebensarbeit abschließen.

Diese siebenundzwanzig Jahre seiner Regierung sind vor unsern Augen durchlebt worden. Es bedarf keiner Worte weiter. Wir sehen einen wundersamen König, über dem das Wort des Königspsalms wahr wird: Ueber ihm wird seine Krone blühen — blühen wie die Blüthenkrone einer Blume, in immer neuer Färbung und neuem Dufte.

Was der Kaiser und König geleistet, was er errungen, es gehört uns in besonderem Sinne; aber Eines, das gehört allen — das, was er war: — der Mensch im Könige.

Man wird nach Texten suchen, über ihn zu reden, nach Denksprüchen, über sein Grab zu schreiben. Ich kenne nur eine Ueberschrift, die ihn als Menschen voll bezeichnet, jenes Wort des heiligen Psalms: „Schlicht und recht, das behüte mich, denn ich harre dein." Das war's, was ihm das Herz Aller gewann. Ohne Arg und Falsch, ohne Künste, ein Mensch den Menschen gegenüber, mit ihnen fühlend und empfindend — so hat er den ganzen Menschen in den König gelegt, aber auch den König in den Menschen. Wenn man vor ihm stand, vergaß man über seiner Güte die Majestät, und doch konnte man nie den König über dem Menschen vergessen.

„Ich will mich vor Allem hüten, was mich als Mensch erniedrigen würde" — dies Wort, in seinem Jugendbekenntnisse ausgesprochen, hat er auch bei seiner persönlichen nächsten Umgebung bis auf seine Dienerschaft bewährt. Wenn sonst das Wort zutreffen mag, daß kein Mensch groß ist in den Augen seines Dieners, so trifft es bei dem Könige nicht zu. Konnte doch einer seiner ergrauten Diener sagen: „In den vierzig Jahren, die ich dem Könige diene, hat er nie nöthig gehabt, auch nur einen Befehl zurückzunehmen. Er war nie heftig gegen uns, und wenn er schalt, dann galt es nur der Sache, nie der Person."

So, schlicht und recht, ob als König, ob als Mensch, reiht sich jenes andere Bekenntniß aus den Jugendtagen an: „Mein

Fürstenstand soll mich nicht verhindern, demüthig zu sein vor meinem Gott." Demuth ist mehr als Bescheidenheit, die so oft nur eine Tochter der Klugheit ist. Nein, des Königs Lebensbaum beugte sich, wie der Baum unter der Last der Früchte, die auf seinen Zweigen ruhen. Sein Haupt senkte sich wie die volle Kornähre, die zwischen den blauen Kornblumen, seinen Lieblingsblumen, steht. Er wußte, daß er von Gottes Gnaden war, was er war; das war bei ihm kein leerer Titel. Er wußte aber auch, was er den Menschen zu danken hatte: ihr Verdienst hat Niemand williger, größer, neidloser anerkannt als der König. Des Königs Auge hat die rechten Leute erkannt, seine Hand hat sie gewählt, erhoben und geschmückt, seine Demuth aber hat sie neben sich ertragen.

Es würde ein Zug noch fehlen in diesem Bilde, wenn ich hier schlösse: das war sein Glaube. „Im Glauben ist die Hoffnung", so schrieb der König in die Bibel seiner Kapelle zu Gastein. Das ist ein kurzes, hoheitvolles Bekenntniß. Hier lagen die Wurzeln seiner Kraft. „An meinen Gott will ich überall gedenken; ich weiß, daß ich ohne ihn nichts bin und nichts vermag." Daher stammt sein fürstliches Gewissen, das sich vor Gott verantwortlich wußte. In diesem Glauben vergab er alle Kränkung, ertrug er die schweren Heimsuchungen, das tiefe Leid um den kranken Sohn, unsern geliebten Kaiser Friedrich, den jähen, herben Schmerz um den Tod des theuren Enkels! Einsam war's um den König geworden, die Genossen der Jugend und Mannestage hatten ihn verlassen, aber er war nicht vereinsamt. Die Königseiche, Alle überragend, war gestützt von der Liebe der Kaiserin, die wie ein friedevoller Abendsonnenschein sein Leben begleitete, getröstet durch seine Kinder, umrankt und umsponnen von dem jugendlichen Epheugrün der Enkel und Urenkel. „Im Glauben die Hoffnung", so nahte sein seliger Abschied, den Sie Alle kennen. Er starb als ein Held und Kind zugleich. Seine Hoffnung aber hat er ausgesprochen in jenem Liede, das er in Jugendtagen gehört, das seine Mutter geliebt. Er hat befohlen,

es bei seiner Todtenfeier zu singen, jenen Choralvers aus dem „Tod Jesu“ von Graun:

„Wie herrlich ist die neue Welt,
Die Gott dem Frommen vorbehält,
Kein Mensch kann sie erwerben.
O Jesu, Herr der Herrlichkeit,
Du hast die Stätt' auch mir bereit't,
Hilf sie mir auch ererben.
Einen kleinen
Blick in jene
Freudenscene
Gieb mir Schwachen,
Mir den Abschied leicht zu machen.“

Ich schließe. Wenn jetzt die Töne der Symphonia Eroica ertönen werden, dann steige das Leben des Kaisers vor Ihnen empor, selbst eine große Symphonia Eroica mit dem sturmbewegten Allegro der Kindheit, mit dem friedevollen Finale seines Heimganges.

Gottes Friede über seinem Grabe, ewiger Dank in dem Herzen seines Volkes! Amen!

Rede, gehalten im Augustahospital am 13. Januar 1890 zur Gedächtnißfeier für die entschlafene Kaiserin und Königin Augusta.

Gnade sei mit Euch und Friede von dem, der da war und der da ist und der da kommt! Amen!

Text: Römer XII, 11—13:

„Seid nicht träge, was ihr thun sollt. Seid brünstig im Geist. Schicket euch in die Zeit.
Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet. Nehmet euch der Heiligen Nothdurft an. Herberget gerne.“

In Christo geliebte Gemeinde, insonderheit lieben Schwestern dieses Hauses! „Zuletzt freuet euch, tröstet euch, habt einerlei Sinn, seid friedsam, so wird der Gott aller Liebe und Friedens mit euch sein“, mit diesem Worte durfte ich Euch grüßen am

Neujahrstage. Wie schnell ist diese Mahnung so eindringlich an Euch geworden: tröstet Euch! und wie hochnoth, an der Gewißheit sich zu halten: „der Gott aller Liebe und Friedens wird mit euch sein". Ihr bedürft es insonderheit bei dem Leid, das uns getroffen. Wohl sind wir Alle geschlagen und verwundet, vom Königshause an und der geliebten Tochter, bis zum Letzten im Volke, aber zu den Geschlagensten gehört dies Haus und Ihr, lieben Schwestern. Mögen Andere im gerechten Schmerze sagen:

„Friede sei um diesen Grabstein her,
Süßer Friede, ach, sie haben
Eine edle Frau begraben," —

so sprechet Ihr im bitteren Weh:

Uns war sie mehr!

War doch dies Haus ihr eigenstes Kind, ein Kind der Freude und der Sorge, ihre „Heimath". Mit mütterlicher Liebe hat sie es umfangen und Euch war sie eine Mutter. Und darum ist es auch nur Einer, der Euch trösten kann, dessen Liebe nicht bloß stark und schützend wie die Liebe eines Vaters, sondern so groß und reich und doch wieder so klein, daß ihr das Kleinste nicht entgeht, wie Mutterliebe ist, in Opfern sich erschöpfend und darin ihre Befriedigung und ihren Dank suchend, die Ihren unter dem Herzen tragend, um sie dann auch auf dem Herzen zu tragen — die Mutterliebe unseres Gottes, die da spricht: ich will euch trösten, wie Einen seine Mutter tröstet! Tröstet ER uns, dann wird unsere Abendfeier nicht bloß eine Todtenfeier, sondern eine Lebensfeier werden; wenn weniger der herbe Verlust als der Gewinn, den uns die hohe Frau gebracht, vor Augen steht. Nicht uns in die Trauer zu verlieren und das Leben öde und einsam erscheinen zu lassen, sondern vielmehr uns in der Arbeit zu sammeln und ihr Liebes- und Lebenswerk mit neuer Kraft aufzunehmen, wird in ihrem Sinne sein. Wir schließen den Todten die Augen als letzten Liebesdienst, sie erwidern uns denselben dadurch, daß sie uns die Augen öffnen über uns selbst und die kurze Spanne Zeit, die unser ist. Darum

laßt uns die Losung der theuern Heimgegangenen, wie sie über dieser Kapelle steht, wie sie sie geschrieben hat in Bibel und Agende, und wie sie sie jeder Schwester mitgegeben, als ihren letzten Scheidegruß hören, die Verse vorne und hinten noch anschließend, die die Epistel des kommenden Sonntages bilden. Sie zeigen den rechten Schmuck eines Christen und erhalten durch das Leben und Wirken unserer heimgegangenen Kaiserin eine lebensvolle und farbenreiche Illustration. So höret denn und schauet: das leuchtende Diadem auf jedes Christen und auf der heimgegangenen Kaiserin Haupt: Es ist

1. ein freudevoller, getroster Muth;
2. ein geduldiges Herz;
3. betende Lippen;
4. eine offene, milde Hand.

Seid fröhlich in Hoffnung! Der Gruß der Griechen war ja: Freue dich — Freue dich! und doch wie wenig Wahrheit barg dieser Gruß in sich. Wohl war Alles licht und glanzvoll in Kunst, Wissenschaft und äußerer Macht; wohl leuchtete ein blauer Himmel über jenen herrlichen Gegenden — aber das Alles konnte keine wahre Freude geben. Diese kam erst, nachdem Paulus das Evangelium gebracht von der Liebe Gottes. Freude ist kein schöner Götterfunke, wohl aber ein Strahl aus dem Angesichte Gottes. Freude ist der Dank, den man ausathmet für all die Wohlthat, die man empfangen und eingeathmet hat. Darum ist Freude keine vorübergehende Stimmung, kein flüchtiger Sonnenstrahl, sondern Freude ist eine Tugend und eine Kraft, die Fackelträgerin dem Herzen, die auch im Dunkeln leuchtet. Darum sagt die Schrift: „Laßt die Freude am HErrn und im HErrn eure Stärke sein.“ So überschwänglich unsers Schillers Lied von der Freude, darin hat es Recht: ein freudeloser Mensch ein gebrochener Mensch. Von dieser Freude aus geht alles rechte Thun; sie ist unser Sabbath und unser Werktag. Freude pflanzt auf Hoffnung, Freude begießt auf Hoffnung, Freude läßt sich

nicht dämpfen durch Widerwärtigkeit; sie hat einen hohen, getrosten Muth.

Geliebte! Unsere heimgegangene Kaiserin hat eine freud- und lichtvolle Jugend gehabt, trotzdem ihre Geburt in die schwerste Zeit unseres Vaterlandes fiel; aber schon leuchteten die ersten Streifen der Morgenröthe der Wiedergeburt und Freiheit unseres Volkes, in deren Schein das Kind großwuchs, gepflegt und gehegt von treuester Elternhand, einer vortrefflichen Mutter; genährt an den Geisteswerken der großen Dichter unserer Nation in jenem Weimar, das, wiewohl klein, doch so Großes und Edles in sich schloß, ein Herd geistigen Lebens. So war das reichbegabte Kind mit den sprechenden dunklen Augen umgeben von Freude, umringt von Thau und Sonnenschein.

Und doch zu tieferer Freude sollte sie geführt werden, denn jene Freude erblaßt und welkt. Immer tiefer ging ihr der Reichthum der Liebe Gottes und Seiner freien Gnade auf. Immer mehr als das Wort der Dichter wurde das Wort unseres Gottes ihre Nahrung. Da faßte sie Muth, und in dankbar freudigem Wirken zeigte sie, was die Freude am HErrn vermag, getreu der Mahnung: „Seid nicht träge, was ihr thun sollt, seid brennend im Geist, kaufet die Zeit aus."

Liebe Schwestern! Anerkennung ist mehr als eitles Lob, womit ich unsere hohe Entschlafene nur kränken würde — aber das darf ich sagen: wenn je eine deutsche Frau ihr Leben nicht hingebracht hat in eitlem Vergnügen und ödem Genuß, sondern gewußt, daß unser Leben, wenn köstlich, Mühe und Arbeit sei, so war sie es. Ich mußte immer in ihrem Anschauen an jenes englische Mädchen denken, das sich zu Bette legte mit dem Worte, das sie gelesen: „Life is beauty", Leben ist Schönheit, in deren Träumen aber sich das Wort verlor und am Morgen sich wandelte in das viel höhere: „Life is duty", Leben ist Pflicht. Das bezeichnet unsere heimgegangene Kaiserin. Pflicht, aber nicht todte, starre Pflicht, sondern von der Liebe getragen; Liebe, aber nicht als auflodernde Flamme, sondern von der Pflicht beseelt. So hat sie die Zeit ausgekauft. Weil sie keine Zeit hatte, darum

hatte sie zu Allem Zeit. Immer den Augenblick erfassend und, was noth war, mit klarem Auge erkennend, nie etwas halb thuend, sondern brennend im Geist und ganz bei der Sache, welch ein Vorbild ward sie für unsere deutsche Jungfrauen- und Frauenwelt, die so oft in thatenloser Ruhe, in geschäftigem Müßiggang ihre Zeit verbringt, die nicht weiß, was sie thun soll und vor lauter Zeit zu gar nichts Zeit hat! Nein! Ihr Schwestern, hört das Vermächtniß Eurer treuen, mütterlichen Freundin: Seid brennend im Geist, nicht träge, was ihr thun sollt, kaufet die Zeit aus! Seid fröhlich in Hoffnung!

Die andere Perle in diesem Diadem ist ein geduldiges Herz. Die Wege der Könige, hat ein königlicher Mund einmal gesagt, sind thränenreich und thränenwerth, aber sie werden geweint im Stillen und dürfen sich kaum herauswagen. Thränen weinen ist ja das Vorrecht der Armen; Thränen verbergen das Vorrecht der Hohen, wie Thränen lindern das Vorrecht der Barmherzigen ist. Geliebte, jedes Menschenleben bleibt uns ein Geheimniß in seinen letzten Gründen. Darum kann kein Mensch eines Anderen Leben beschreiben, ja kaum sein eigenes. Erst droben wird uns mit Gottes heiliger Handschrift unsere eigene Biographie in die Hand gegeben. Darin steht dann neben allen geheimen Gedanken auch alles geheime Leid, das durch ein Menschenleben gezogen, und was es darinnen gelernt im stillen Dulden und Erdulden. Da erweist sich denn auch, daß die Geduld nicht etwas Passives, sondern etwas Aktives, eine sieghafte Kraft war. Geduld ist der Durchblick in die Wege Gottes, der nicht irre wird im Dunkeln, weil er das leuchtende Ziel kennt. Geduld ist der Wanderer, der die Berghäupter hat glühen sehen und sich nicht wundert über das Thal voll Nebel, über die Abgründe und Schlünde, die zu jenen Höhen führen. Darum soll die Geduld, die abwarten kann, die auch das Kleine nicht verachtet und aufgiebt, weil sie weiß, daß alles Große still sich

entwickeln will, fest bleiben bis ans Ende. Sie wartet auf den Sonnenschein mitten im Sturm und auf den Sieg mitten im Kampfe.

Geliebte! Es hat unserer heimgegangenen Kaiserin weder an Trübsal noch an Geduld gefehlt. Wie hat sie ihr eigenes Leiden mit Seelenstärke getragen; ihr Fasten verborgen und ihr Antlitz gesalbt! Das Leid hat sie gebeugt, aber nicht gebrochen; geläutert, aber nicht verzehrt. Ich will nicht berühren in dieser Stunde, die ja ohnehin so schmerzensreich ist, was Alles sie in den letzten Jahren erfahren; aber Ihr wißt, wie sie es getragen. Sei sie denn auch darin Euch ein Vorbild, ach! uns Allen, die wir so wenig Geduld mit uns selbst, mit den Menschen, ja, ich möchte sagen, mit unserm Gott und seinen Wegen haben und nicht abwarten können und wollen, bis Gott sich rechtfertigt. Eure Arbeit hier in diesem Hause ist eine Arbeit der Geduld, der Entsagung und der sieghaften Hoffnung. Darum das Vermächtniß Eurer mütterlichen Freundin: „Seid geduldig in Trübsal."

Der dritte Edelstein: Betende Lippen. Beten müssen, eine Last; beten können, eine Kunst; beten dürfen, der Adel einer Menschenseele. Hintreten zu dürfen frei vor seinen Vater und sein Herz ausschütten, Ihm sagen, was man Niemand sagen kann und darf, welch' eine Erlaubniß! Himmelsluft einathmen zu dürfen, um es in der Stickluft der Welt aushalten zu können, welch' ein Trost!

Geliebte! Unsere heimgegangene Kaiserin war eine Beterin. Als sie mir einmal vor wenig Jahren sagte: „Ach! ich kann gar nichts mehr thun! ich bin alt und krank und schwach", da sagte ich ihr: „Aber Majestät! Eines können Sie thun: beten können Sie für Ihr Haus und für Ihr Volk, daß Gott alles Unheil wende. So lange betende Hände noch da sind, bricht das Unheil nicht herein."

Geliebte! Jenes Eckfenster, aus welchem so oft das freundliche Antlitz unseres Heldenkaisers schaute, ist geschlossen und verhängt; aber über diesem Fenster war ein anderes, da leuchtete in die dunkle Stadt ein Licht in später Mitternacht. Da hinaus und hinauf sind viele Gebete gegangen. Das Licht ist erloschen und unser Volk ärmer geworden um ein betend Herz. Darum, liebe Schwestern, laßt bei Euch dies Licht fortleuchten; das sei die „ewige Lampe" in Eurem Hause. Betend Alles thun und Alles lassen, heißt mit reinen Händen thun und lassen. Die Sabbathstille des Gebets giebt dem Werktag die Weihe. Ja, vergeßt den Schmuck betender Lippen nicht: Haltet an am Gebet.

Und dazu kommt als Letztes: die offene, milde Hand.

Soll ich Euch davon sagen, hier in diesem Hause, wo jeder Stein, jeder Schmuck ein Zeugniß einer milden, offenen Hand ist? Wie hat die theuere Heimgegangene diese Herberge geschmückt und das Wort geübt: „Herberget gerne." Wie hat sie es verstanden, diesen Ort der Schmerzen mit Liebe zu umgeben! Aber mehr noch — was ist sie den Kranken gewesen! Soll ich Euch erinnern, wie sie einst durch die Cholera-Lazarethe hindurchging im Jahre 1866, für Alle ein tröstend Wort hatte; für unser Heer ein anderes Heer mobil machte, das im Dienst der barmherzigen Liebe stand und noch steht! Ja, der unvergeßliche Kaiser Wilhelm hat ihr einst das schöne Zeugniß gegeben: „Die Kaiserin möchte jeden verwundeten Soldaten in ein Himmelbett legen." Und hier in diesem Hause, das sie noch als letzten Gruß ihre „Heimath" nannte, wie hat sie den Kranken wohlgethan! Da lag jener arme Tischler krank, und sie fragte ihn, wie es ihm gehe. „Wenn Sie da sind, Majestät", erwiderte er, „dann fühle ich keine Schmerzen." Und wer hat ihn dann sechs Wochen lang Tag für Tag besucht und keine Einrede gelten lassen, sondern gesagt: „Und wenn's nur eine Stunde wäre,

er hat ja gesagt: er fühle keine Schmerzen", war's nicht die hohe Frau? Und jener entsetzlich entstellte Knabe, der Schrecken Aller, die auf seiner Stube waren, hat sie ihn nicht immer zuerst gerufen und angeschaut, ihm zugeredet? Und in manches Antlitz hat sie noch geschaut, mit keinem Zucken der Wimper verrathend, was es ihr koste — um dann todtenbleich draußen sich zu halten und zu sagen: „Das ist entsetzlich." Und das war eine Frau auf dem Throne. — Sie war auch sonst eine Meisterin im Geben. Wenn es im Liede heißt: „So manches Nehmen giebt", so könnte man wohl auch sagen: „So manches Geben nimmt", es verletzt, es erstickt den Dank. Aber ihr Geben that wohl. Sie gab immer aus dem Sinn des Anderen heraus und versenkte sich in sein Empfinden. Leer ist Niemand von ihr gegangen, und was sie gab, das gab sie in edler Form und Fassung. Auch diese milde Hand ist nun erkaltet und geschlossen, aber sie will, daß wir unsere Hände aufthun. Das ist ihr Abschiedssegen.

Geliebte! Die Zeit heilt keine Wunde, und wo sie heilte, da ist's keine tiefe Wunde gewesen. Es giebt Wunden, die nicht zuheilen dürfen und sollen, die nicht eine Krankheit, sondern ein Mittel der Gesundheit sind, man muß sie offen halten. So giebt es auch im Herzen Wunden, die nicht geheilt werden sollen, aber sie haben die Aufgabe, Anderer Wunden zu verstehen und zu heilen. Wehe dem, den das Leid bitter macht, der sein Herz krampfhaft verschließt im eigenen Jammer, statt es zu öffnen. Darum, geliebte Schwestern, jetzt nur um so treuer im Herbergen, gerade wo Euer Herz verwundet ist. Ein großer Schmerz, im Blick auf den HErrn getragen, hat etwas Heiliges und Erhebendes, und mit der Erhebung des Herzens wollen wir heimgehen, umweht vom Odem der Ewigkeit. „Wenn eins der Unseren in Frieden heimgeht", sagt ein großer Gottesmann, „dann streicht den Zurückbleibenden aus der geöffneten Himmelsthür, durch welche dasselbe eingegangen, ein Lüftlein entgegen, kraft dessen sie es aushalten können bis zur eigenen Nachfahrt." Und, getragen von dieser Ewigkeitsluft, töne die Losung Eurer heimgegangenen Stifterin als ein stilles Geläut durchs ganze

Haus und durch jedes Herz: Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet, herberget gerne!

Amen.

Kaiser Friedrich III.

Predigt bei der Gedächtnißfeier für Se. Maj. den Kaiser Friedrich, am 24. Juni 1888.

Gott, dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen und Unsichtbaren und allein Weisen sei Ehre und Preis in Ewigkeit! Gnade sei mit uns und Friede von dem, der da war, der da ist und der da kommt!

Text: Jakobi 1, 12:

„Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben."

In Christo geliebte Gemeinde! „Kommt, wir wollen wieder zum HErrn gehen; ER hat uns zerrissen, ER wird uns auch verbinden!" Wieder! mit diesem einen Worte beginnt mit der neuen Wunde die alte zu bluten, das neue Leid ruft das alte wach. Vor unseren Augen stehen zwei Königsleichenzüge: der eine zieht vom Dome hinaus zum stillen Mausoleum in Charlottenburg, zu den Füßen Friedrich Wilhelms III. und Luise, der andere von Friedrichskron nach der stillen Friedenskirche zu Friedrich Wilhelms IV. Gruft. Wie wunderbar verschieden sind diese beiden Züge! Damals war's Wintertag, öde die Flur, die Bäume, starrend von Schnee und Eis, ihre Zweige gen Himmel streckend; der Schnee breitete mitleidig das weiße Bahrtuch aus, daß die Königsleiche still darüber getragen werde. Ja, so schien es zu stimmen zu dem Heldenkaiser, dessen Leben in Sturm, in Eis und Schnee begonnen und Mühe und Arbeit gewesen. Und trotz des Winterschnees auf seinem Haupte, wie viel blühendes

Leben innen; das Auge war nicht dunkel geworden, seine Kraft nicht gebrochen, seine Gestalt nicht zerfallen. Wohl waren wir Alle lange darauf gefaßt, daß auf den unvergleichlichen Spätherbst seines Lebens einmal ein Wintertag kommen müsse, der ihn uns wegnimmt. Aber wie ist dieser Tag gekommen! Welch goldner Abendsonnenglanz, welche Morgenröthe des ewigen Lebens lagerte sich über diese Scheidestunde! Des Heldenkaisers letzte Worte waren nicht Worte, sie waren vielmehr ein großes Testament, ein herrliches Vermächtniß an das Volk. So schied Kaiser Wilhelm. Der friedevoll ausklingende Akkord seines Lebens rief im Herzen des Volkes nur den Psalm, auch unter Thränen, wach: „Lobe den HErrn, meine Seele, und vergiß nicht, was ER dir in diesem einundneunzigjährigen Leben Gutes gethan."

Der andere Leichenzug geht vom Schlosse aus mitten in jauchzende Sommerpracht, zwischen Rosen- und Blüthenbäumen und sprossendem Leben hindurch; auf den belaubten Zweigen Tausende der gefiederten Sänger, die ihr Lied schmetterten; vorüber ging's an rauschenden Wasserbronnen, an den Orangengärten Friedrich Wilhelms IV. und dem Sanssouci des großen Fritz — überall quellendes Leben. Aber in der Mitte dieses Zuges eine Königsleiche, ein Sarg und drinnen ein stiller Mann, gebrochen im Hochsommer seiner Tage, versiegt die rauschenden Quellen, die in ihm so köstlich sprudelten, Sang und Klang verstummt in der Brust, die so liederfroh war; das Auge geschlossen, vor dem die Welt in so rosigem Glanze lag. Kein Wort tönt mehr zu den Seinen, kein Vermächtniß mehr aus seinem Munde an sein Volk; die Lippen, die so begeisternd und zündend zu reden wußten, waren schon lange verstummt, ehe der Tod ihnen Schweigen geboten. Aus dem Herzen des Volkes und Derer, die ihn liebten, nur ein Dank hinauf dringend: daß ihn Gott erlöst, den Dulder, aus unsagbarem Leid!

War Kaiser Wilhelm wie eine Königseiche, die ihre Krone neigte im Tode vor der Last des Alters — Kaiser Friedrichs Leben sank zu Tode wie ein vom jähen Blitz getroffener Baum. Begreift Ihr's, Geliebte, welcher Unterschied in diesen beiden

Leichenzügen? faßt und versteht Ihr's auch, daß wir heute mehr Trost, mehr Licht bedürfen, wo der Pfad Gottes so verborgen und dunkel werden will? Fragen tauchen im Herzen auf, die stürmisch Antwort begehren; Fragen, die hinauf zum Throne Gottes dringen. Wo wollen wir hin? Das Wort, das sein Königlicher Sohn für diese Feier gewählt, das schon einmal über jenem Königlichen Dulder erklang, dessen Zeit in Unruhe, dessen Hoffnung in Gott war, an Friedrich Wilhelms III. Sarg — mag uns Antwort geben. Hat jenes „Selig sind die Todten, die in dem HErrn sterben, von nun an" wie lichter Sonnenschein über Kaiser Wilhelms Leben geleuchtet, wohlan, so wird dieses andere: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet", wie ein milder Stern über der Leidensnacht Kaiser Friedrichs stehen. Freilich, es begreift dieses Wort ja nur das letzte Jahr seines Leidens; aber es steht mit ihm zu gleicher Zeit das Bild seines Lebens licht und voll vor uns. Angefochten kann doch nur ein Mann werden, der gewappnet ist; bewährt nur Einer werden, der etwas zu bewähren hat. Die Tiefe des Leidens und Duldens mißt sich nach der Höhe des Glanzes und des Lichtes, auf der man zuvor gestanden. Hinab ins Leiden kann doch nur schmerzlich gehen, wer vorher auf sonniger Höhe des Glückes gestanden. Das sind die beiden großen Kapitel im Leben unseres heimgegangenen Kaisers: Sein Sonnenschein und seine Nacht. So erstehe denn, Geliebte, und insonderheit vor Euch, liebe Soldaten, vor unserm innern Auge in dieser Stunde **das Bild unseres heimgegangenen Kaisers Friedrich:**

„1. leuchtend im Sonnenglanz glücklicher Tage,
2. verklärt aber in der Nacht tiefer Leiden". —

HErr Jesu Christ! Du großer Friedefürst, Du hast nach dem Charfreitagsleid und Kampf den Deinen den seligen Osterfrieden gegeben, — laß Deinen heiligen Frieden auf uns ruhen in dieser Trauerstunde!

Amen!

I.

In Christo geliebte Gemeinde! Der Tod hat nicht bloß eine zerstörende, entstellende Macht, sondern Gottlob auch noch eine andere, verklärende. Er bricht nicht bloß die Menschenblüthe, sondern, wenn er sie gebrochen hat, läßt er sie noch einmal erstehen in ihrem innersten Wesen. Was an dem Menschen von Schwäche, Fehle und Sünde war, sinkt; was aber groß, edel und herrlich und vorbildlich ist, tritt leuchtend zu Tage. Nicht bloß was Gott einem Menschen genommen, auch was ER ihm geschenkt und anvertraut im Leben, steigt aus der Gruft noch einmal herrlich herauf. So eilen wir denn an der Hand unseres Textes zurück von dem Manne, der die Anfechtung erduldet, zu dem Manne in seinen sonnigen Tagen.

Der 18. Oktober, damals (aber auch heute noch) ein geheiligter Tag der Erinnerung, mahnend mit seinen Flammenstößen von Berg zu Berg an den Gott, der uns nach langer Schande Nacht in Flammen aufgegangen war. Es feierte das deutsche Volk seinen 18. Oktober als einen Gedenktag an eine große Erlösung und Errettung. An einem solchen 18. Oktober war es, als die Schüsse verkündeten: „Ein Erbe des Thrones ist geboren!“ Auf den Armen hielt bei der heiligen Taufe ihn Friedrich Wilhelm III., der Zeuge jener eisernen Zeit; der geistvolle Kronprinz Friedrich Wilhelm IV., in dessen Kirche jetzt sein Pathenkind ruht, und jener jüngste Sohn der unvergeßlichen Königin Luise, mit seiner segnenden Hand gleichsam den Segen des guten Engels für die gute Sache auf des Kindes Haupt legend. Es war eine stille Zeit, in der Kaiser Friedrich seine Kindheit verleben durfte. Hatte der Vater eine sturmumwölkte Jugend, einem Gewittermorgen gleich, gehabt, seinem Kinde wollte er, wenn auch nicht einen leichten, doch aber einen lichten Lebensmorgen bereiten. Was Elternliebe und Treue konnte, das that sie, diese junge Blüthe zu behüten und zu bewahren und sie unter den wärmenden Sonnenstrahl zu stellen, daß sie sich reich entfalte. Seine Lehrer waren nicht bloß geistvolle Menschen, sondern

Männer ebenso leuchtend im Charakter. Der Eine legte den Grund der tiefen Gottesfurcht ins junge Herz, die ihn das ganze Leben hindurch begleitete. Der Andere öffnete ihm Auge und Herz für Alles, was Menschenherz und Brust bewegt; der Dritte führte ihn in die Tiefen der Natur, der Letzte in die Höhe des exakten Wissens — überall war es nur der eine bestimmende Gedanke: das Kind nach allen Seiten hin einst fähig zu machen, mit großem, weitem Blick um sich zu schauen, ein Adler auf dem Throne zu sein. So vergehen die Tage der ersten Jugend. Ein gottesfürchtig, gehorsam, vertrauend Kind steht vor uns. Was Fürsten so selten haben: „wahre Freunde", wie seine hohe Mutter es aussprach, sie wurden ihm zugeführt und er hat sie in treuer Freundschaft festgehalten bis zu ihrem und seinem Tode. So war es denn der Glanz eines sonnigen Morgens, der über seiner Jugend lag.

Er tritt nun ins Heer. Sein Königlicher Vater führt ihn selbst ein, und unvergeßlich ist jene Rede, als er ihn den Offizieren des 1. Garde-Regiments zu Fuß vorstellte: „Ich bringe Ihnen meinen Sohn in der Hoffnung, daß er Gehorsam lernen werde, um später befehlen zu können. Ich hoffe, daß er seinem Namen Ehre machen wird", und dann an den Prinzen gewandt: „So, Fritz, nun thue Deine Schuldigkeit!" — Zuerst wird er nach alter preußischer Art und Sitte geübt in den Waffen und dann hinausgeschickt auf die Hochschule, um die Waffen des Geistes aus der Rüstkammer des Wissens zu holen. Er sollte aber nicht bloß aus Büchern lernen, sondern aus dem vollen, reichen Leben; hinausziehen und Länder und Völker sehen, aus dem aufgeschlagenen Buch der Natur wie des Menschenlebens, im Verkehr und Umgang, selbst sich das Urtheil bilden. Wo er hinkommt, schlagen ihm überall die Herzen entgegen. Was Andere sich mühsam erringen müssen, der Menschen Herzen zu erobern, ihm fiel es mühelos in den Schooß, und das nicht etwa darum, weil er ein Fürstensohn war. Das Ungesuchte seiner Liebenswürdigkeit war's, das gute, treue Wort, das er für Jeden hatte in Scherz und Ernst, die hülfreiche, milde Hand, die große und kleine Nöthe still zu lindern wußte, das Alles umgab

den Königssohn mit einem Zauber, wie man ihn eben nicht anerziehen und machen kann, sondern wie sein erhabener Vater einst gesagt: „der Geist, den nicht wir, den Gott in ihn gelegt".

Die Tage des Mannesalters steigen herauf. Sie führen ihn hinein in den Ernst des Krieges, dessen Vorspiel er schon einmal in den Tagen seines Eintritts ins Heer, im Jahre 1848 von ferne gesehen. Sie führen ihn auf die Höhen der Düppeler Schanzen und auf die Höhe von Chlum im Böhmerland; hinüber auf Frankreichs Erde, nach Weißenburg, Wörth und Sedan. Habe ich nöthig, unter Euch, meine geliebten Freunde, unter Dir, Du Volk in Waffen, es zu sagen, daß er sein Wort eingelöst und die Hoffnung, die sein Vater in ihn gesetzt, erfüllt und seine Schuldigkeit gethan? Es steht mir nicht zu — das mögen Berufene thun — seine militärischen Tugenden und Fähigkeiten zu schildern; das Eine aber, das weiß ich: neben dem ehrwürdigen Kaiser gab's keinen Führer, der so geliebt war wie unser Kaiser Friedrich. Hat sich mit anderen Führern der Schrecken des Krieges verbunden, mit ihm verband sich seine Poesie und Menschlichkeit. Wo das Schwert schlagen mußte, da hat seine Leutseligkeit geheilt; er war die lebendige Brücke zwischen Nord und Süd, die herrlichste Vereinigung der deutschen Stämme lag in ihm. Wer ihn einmal gesehen hat in der Uniform seiner pommerschen Kürassiere, glaubte einen der alten Helden wieder vor sich zu sehen, wie unser Volk sie in seinen Sagen besingt. Er war der schönste Mann im Heere, wie sein Vater der beste war. In ihm vereinigte sich der Hohenstaufe mit dem Hohenzoller in Licht und Schatten.

Ich eile in sein Haus. Der Eltern Segen baute ihm dasselbe. Mit dem Weibe seiner Jugend und seiner Liebe pilgert er dreißig Jahre, sieht den grünen Myrtenkranz zum silbernen werden, wandelt mit den Seinen in Freud' und Leid, durch Sonnenschein und Wolken; steht an der Wiege seiner Kinder und auch an ihrem Sarge, sich freuend und weinend wie ein anderer Mann im Volk. Dreien seiner Kinder legt er segnend am Traualtar die Hand aufs Haupt, fünf Enkel wiegt er auf

seinen Knieen; so steht er als ein gesegneter Mann, leuchtend im Sonnenglanz, vor uns, ein Liebling des deutschen Volkes, ein Liebling Gottes auch, der ihn geschmückt und geziert. Schöneres kann man nicht über ihn sagen, als was der Königliche Sohn in der Proklamation zu unserm Volk gesagt: „Der Tugenden, die ihn schmückten, der Siege, die er auf den Schlachtfeldern errungen, wird dankbar gedacht werden, so lange deutsche Herzen schlagen, und unvergänglicher Ruhm wird seine ritterliche Gestalt in der Geschichte des Vaterlandes verklären."

War Kaiser Wilhelm unseres deutschen Volkes Krone und Ruhm — Kaiser Friedrich war seine Liebe und sein Stolz. Haben wir an Kaiser Wilhelms Sarge ausgerufen: „Die Krone ist von unserm Haupte gefallen, unseres Herzens Freude hat ein Ende", menschlich näher fast noch tönt an Kaiser Friedrichs Sarge die Klage Davids über Jonathan; „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan; ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt; deine Liebe war mir sonderlicher, denn Frauenliebe ist!" Das ist Kaiser Friedrichs Bild, wenn anders ich es recht gezeichnet, leuchtend im Sonnenschein.

II.

Und nun hinab in die tiefe Nacht des Leidens! Vor zwei Jahren noch, welch ein Sonnenglanz! Ich komme eben aus dem Elsaß und aus Württemberg hierher geeilt; den Leuten dort war's unfaßlich, daß diese herrliche Gestalt zerfallen sei, die sie damals geschaut und der sie entgegengejubelt hatten. Wie ist's doch so über ihn gekommen, so langsam und so unaufhaltsam! Wer dieses Jahr seines Leidens, Geliebte, durchdenkt, dem will's drinnen im Herzen weh werden. Es giebt eine äußere Krankheits- und Leidensgeschichte, die können Aerzte beschreiben — und es ist leider Gottes nur zu viel Unberufenes geschrieben worden — aber daneben geht eine andere, innere Leidensgeschichte, die kein Mensch beschreiben kann. Was ungeahnt und ungesehen in der Seele vorgegangen, bis sie sich hineingerungen hat in Gottes

heiligen Willen, bis sie den Kelch endlich fest in die Hand nimmt, den sie nicht wegbeten kann, um ihn mit dem: „Dein Wille geschehe!" bis auf den letzten Tropfen zu leeren, jene Stunden, wo die Wasser bis an die Seele gehen, als ob man rufen müßte: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?" — dies Alles meldet keines Menschen Feder noch Mund. Wer dies Weh unserm Kaiser nachfühlt, nur der kann seine ganze Tiefe ermessen. Wie einen Feind, der eine Festung belagert und seine Gräben und Parallelen immer näher und näher, immer unerbittlicher um die Festung zieht, keinen Ausweg mehr lassend, schließlich die Mauern erstürmt, — so sah Kaiser Friedrich den Tod kommen, von Tag zu Tag ihm neue Meldung bringend: bestelle dein Haus, denn du mußt sterben, Gott nimmt dich weg in der Hälfte deiner Tage! Was ein Anderer doch noch kann, reden und sich aussprechen, das konnte er nicht mehr; das Wort war ihm versagt und nur durch die arme Hülfe des Schreibens ermöglicht; von Hand zu Auge, statt von Mund zu Ohr, ging der Verkehr. Pläne im Herzen tragen, die lange gereift, und sie vor den Augen zusammensinken sehen, vorbereitet sein auf den Beruf und nun, wie eben die Stunde kommt, ihn zu üben, das große „Halt! bis hierher und nicht weiter!" hören — fühlen wir dies Weh nicht? Half denn keins der tausend Mittel, die man ihm rieth, keine Liebe und treue Pflege, die um ihn war, kein milder Süden? Hat denn keines der tausend und aber tausend Gebete, die für ihn aufgestiegen sind, keines ihn losbitten können? Das sind die Fragen in Vieler Herzen.

Ihnen gegenüber, Geliebte, habe ich nur eine Antwort, aber auch eine ganze; die Antwort, die uns gesandt worden: „Selig der Mann, der die Anfechtung erduldet; nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen." Wer das weiß und glauben kann, der spricht: „Es ist der HErr" — und mit diesem einen Worte wird das Herz ruhig und still. In Seinen geheimen Rath, in Seine Gedanken greift kein geschaffener Geist. Wir stehen wohl durchschauert, aber doch anbetend. Es heißt Gottes Wege gehen, auch

wenn wir sie nicht verstehen; an Seiner Hand uns halten, auch wenn sie uns schmerzlich drückt. Wer das thut, weiß, daß nicht ein dunkles, unerbittliches Schicksal, sondern die Vaterhand Gottes uns leitet, der wird nicht irre an ihr, so wenig ein Kind irre wird an der Hand seiner Eltern, weil es an ihrem Herzen nicht zweifelt. — So hat auch Kaiser Friedrich gewußt, aus wessen Hand das Leid ihm kam; wie er's geschrieben hat: „Möge Gottes Gnade und Barmherzigkeit in der Mir auferlegten Prüfung sich auch an Mir erfüllen. An Seinem Segen ist Alles gelegen." Er wußte: „aus wessen Hand ihm das Leid zukam," und darum auch sein Lieblings-Choral:

„Es kann mir nichts geschehen,
Als was ER hat ersehen,
Und was mir selig ist."

Oder wenn er einmal aus dem Süden schreibt: „Der alleinige Arzt droben wird Alles nach seinem Willen anordnen, dem ich mich füge und zu allen Zeiten meines Lebens unterordne." Das heißt die Anfechtung erdulden.

Aber es gilt nicht bloß sie erdulden — es gilt, in ihr bewährt zu werden; in der Schule etwas zu lernen, in diesem Feuer bewährt und verklärt zu werden, aus dieser Thränensaat eine Freudenernte reifen zu sehen! Es sagt ein Lied: „Ich hab' es getragen — aber fragt mich nur nicht wie;" es ist kein rühmlich Lied! Nicht daß man trägt, sondern gerade wie man trägt, entscheidet! Lasten trägt auch das Thier, sein Kreuz trägt nur ein Christ. Wie er sein Kreuz getragen, das macht Kaiser Friedrich groß in unseren Augen, — daß er es getragen nicht mit stoischem Gleichmuth, nicht mit jener Welt- und Leidensverachtung, sondern getragen mit dem vollen, empfindenden Herzen; mit den Augen, den fast gebrochenen, hinaufschauend, mit der Hand stumm hinaufdeutend, woher ihm Hülfe kam; daß er's getragen in Geduld, ohne zu murren, ohne zu klagen; getragen, so daß das Herz sich nicht verbittert zurückzog, sondern in Liebe sich weitete und sterbend den Sohn noch segnete und der Tochter Geburtstag noch weihte und vergoldete.

— In seinem Königsberufe hat er das letzte Wort seines sterbenden Vaters zu seinem ersten gemacht: „Ich habe keine Zeit zum Müdewerden.“ So nahm er sterbend die Kaiserkrone aufs Haupt, entschlossen, sie zu tragen, auch wenn sie ihn erdrücken sollte. Das ist Hohenzollernart.

Wer ist größer, Geliebte: der Mann im leuchtenden Sonnenschein oder der Mann im Dunkel der Leidensnacht? — Was wahrhaft in Kaiser Friedrich lebte, was er selbst war, das kam in den Monaten des Leidens zu Tage und wird droben ganz und voll in die Erscheinung treten. Was er hatte, fiel; was er war, wurde vollendet. Das sind die Liebesgedanken Gottes über ihm, der ihm eine andere Krone aufbewahrt hatte als die irdische. Das sind Gottes Wege mit ihm gewesen — und wer will sie meistern? Das sind sie auch mit unserem Volk. Hat Gott in Seinem Regiment mit unserem preußischen Volk etwas versehen? Gewiß nicht. Aus sechs Trübsalen hat ER es gezogen, ER wird es in der siebenten nicht verlassen noch versäumen. Darum das Herz empor! Hat einst ein achtjähriger Knabe eines gefallenen Offiziers der weinenden Mutter ahnungslos und ahnungsvoll geschrieben: „Vorwärts über Gräber!“ Wohlan, wir wollen das Kindeswort ein Manneswort sein lassen: „Vorwärts über Gräber!“ Aber auch aufwärts über Gräber zu dem lebendigen Gott. Ihr habt in diesen Tagen den Eid geschworen, liebe Soldaten, unserm jetzigen in Ehrfurcht geliebten Kaiser; habt gelobt, daß Ihr zu ihm stehen wollt in guten und bösen Tagen. Ihr habt aber auch sein Wort gehört. Ehe Ihr Euer Wort gabt, hat er Euch sein Wort gegeben, mannhaft und königlich; Euch gesagt, was er von Euch erwartet, sei's hier zu Land, sei's auf hoher See. Wohlan! Treue um Treue! Ihr Alten, mit Eurem Rath und Eurer Erfahrung, Ihr Jungen mit Eurer Thatkraft und Liebe und Begeisterung: heran zu unserem Kaiser und König, um ihn Euch stellend als eine treue Leibwache. Das sei der Leichenfeier heiliger Schluß und Entschluß! Was Kaiser Wilhelm und Kaiser Friedrich von Edelstem und Bestem getragen, es ruhe auf ihm als segensvolles Vermächtniß!

Wir Alle aber, meine Geliebten, ob in des Königs Rock oder im Bürgerkleide — wollen nun hinabgehen in unser Haus und es uns sagen, daß nicht der Mann selig ist, zu dessen Hütte keine Anfechtung noch Plage sich naht, sondern der, der die Anfechtung erduldet. Nicht Alle können auf fürstlicher Höhe wandeln, aber aus der Tiefe des Leidens Kaiser Friedrichs kann der Aermste aus dem Volke etwas lernen. Das ist eine Predigt für uns Alle. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras und auch ein König, dahinwelkend wie eine Blume; aber die Gnade des HErrn währt von Ewigkeit zu Ewigkeit! Selig der Mann, der durch Dulden bewährt wird, ihm reicht der HErr die Krone des Lebens in Christo Jesu, unserem HErrn, welchem sammt dem heiligen Geist auch unter Thränen sei Lob, Ehre und Preis in Ewigkeit! Amen.

Kaiser Wilhelm II.

Predigt am Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers und Königs am 27. Januar 1893 in der Schloßkapelle zu Berlin.

Gnade sei mit uns und Friede von dem, der da war und der da ist und der da kommt! Amen.

Die zu der heutigen Feier bestimmten Textworte finden sich aufgezeichnet im Propheten Jesaia Kap. 41, Vers 10:

Fürchte dich nicht, Ich bin mit dir! Weiche nicht, denn Ich bin dein Gott. Ich stärke dich, Ich helfe dir, Ich halte dich durch die rechte Hand Meiner Gerechtigkeit.

Hohe Versammelte!

Jeder recht gefeierte Höhetag unseres Lebens — und auch ein Geburtstag ist ein solcher — hat etwas von jenem Tage an sich, den einst auf seinem Wüstenzuge das Volk des alten Bundes feierte. Unter Palmen und Wasserbronnen lagerte es sich; hinter

ihm die rettenden Großthaten Gottes, vor ihm das gelobte Land, in seiner Mitte die Stiftshütte mit der Wolke der Gegenwart des Herrn. Eine kurze Rast war's, mit himmlischer Stärkung von oben, mit viel Wünschen und Grüßen der Mitpilgernden, die sich lange nicht gesehen; dann aber galt's ein Gürten der Lenden, ein Ergreifen des Stabes und ein Weiterwandern zu neuem Kampf.

Auch hinter unserm in Ehrfurcht geliebten kaiserlichen Herrn liegt ein Jahr der Gnade, göttlicher Behütung und Bewahrung und menschlicher Arbeit; vor ihm ein neues Jahr mit neuen Aufgaben. Viele Gebete umrauschen ihn am heutigen Sonntage aus Tausenden von Kirchen, wie Wasserbronnen, und die Segenswünsche der herbeigeeilten, durchlauchtigsten deutschen Fürsten wollen ihm sagen, daß er, in Treue und Liebe geborgen, wie unter dem Schatten der Palmen ruhen solle. Und doch, so köstlich das Alles ist — fehlte der Eine heute mit seinem Segenswunsch von oben her, wäre Er nicht mitten unter uns, dessen Aufsehen unsern Odem bewahrt, der die Fäden unseres Lebens in Seiner Hand hält — es wäre dennoch ein armes Fest. Aber siehe, Er neigt sich herab zum Flehen seines Knechts, zur Bitte seines Volkes und sendet aus dem oberen Heiligthum durch Sein Wort drei Gottesgrüße:

Dem bangenden Herzen ruft Er zu: Fürchte dich nicht, Ich bin mit dir!
dem schwankenden: Weiche nicht, denn Ich bin dein Gott!
dem flehenden: Ich helfe dir und stärke dich auch!

Herr, thue meine Lippen auf, daß mein Mund Deinen Ruhm verkündige!

I.

„Fürchte dich nicht" — Furcht? Wer spricht einem deutschen Manne von Furcht? „Furchtlos und treu", war das nicht die alte Losung des Stammes, der die Sturmfahne im deutschen

Kriege trug? „Ohne Furcht und ohne Tadel", ist es nicht eines rechten Ritters Devise? und ist es nicht das Kronrecht des Christen, singen zu dürfen:

Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ, wo er ist,
Stets sich lassen schauen?

Nein, zur Furcht verurtheilt ist nur jeder gottfliehende und darum gottverlassene Mensch. Er ist hineingegeben in das Bangen vor allem Kommenden; das Jahr liegt vor ihm wie eine dunkle Wolke, von der er nicht weiß, ob sie Regen oder Blitz in sich birgt. Solch ein Mensch ist hin- und hergeworfen in Furcht vor dem Urtheil der Menschen, vor der Großmacht der öffentlichen Meinung. Von solcher Furcht weiß ein Mensch Gottes nichts, der betet: „Ich fürchte kein Unglück, denn Du bist bei mir" und beim Anbruch eines neuen Jahres spricht: „Es kann mir nichts geschehen, als was Er hat versehen und was mir selig ist."

Aber es giebt eine Furcht, die der Stempel einer edeln Natur ist und die allen denen innewohnt, die vor eine hohe, verantwortungsvolle Aufgabe gestellt sind. Diese bedürfen des Zuspruchs: „Fürchte dich nicht." Siehe St. Paulum an: war er nicht eine Heldenseele sondergleichen, wetterhart und -fest, ein Fels im wogenden Meer? Ihn kümmern weder die Kränze noch die Steine der Leute zu Lystra, nicht die Spottreden der Philosophen zu Athen, nicht der Schiffbruch auf dem Meere noch das drohende Schwert des Kaisers — und dennoch, nicht zu einem, zu mehreren Malen wird dieser Heldenseele zugerufen: „Fürchte dich nicht, Paule!" Ihm bangt vor der Höhe der Aufgabe, gemessen an seiner eigenen Schwachheit; ihm bangt, ob die Schultern die Last werden tragen können. Das ist das Bangen der großen Seelen; des großen Meisters, der fürchtet, mit einem Schlag des Meißels sein Werk zu zertrümmern; das Bangen eines großen Arztes, ehe er das Messer ansetzt, ob der Schnitt zum Leben oder zum Tode gereichen werde. Wer anders in dieser tieferregten Zeit berufen ist, in erster Stelle, oder in

welcher es auch sei, in die Geschicke seines Volkes einzugreifen, seine Wunden zu verbinden und zu heilen, und wem die Bangigkeit über die große, unabsehbare Aufgabe das Herz beschleicht, weß Auge aber dann lauter und ohne Falsch sich emporhebt zu den Bergen, von dannen ihm Hülfe kommt — dem gilt der himmlische Zuspruch: „Fürchte dich nicht, Ich bin mit dir.“ Wo dieses „Ich“ zum Menschen sich neigt, da wird das bange Herz getrost und fest. Er ist die große Zahl vor den Nullen. Nicht, auf welcher Seite die Meisten sind, ist die Majorität, sondern wo der Eine, große Allmächtige ist, da ist sie. Ohne Ihn nicht über einen Strohhalm, aber „mit meinem Gott kann ich über die Mauern springen“. Der Herr ist mit mir, wovor sollte ich mich fürchten? So tönt der erste Gottesgruß: „Fürchte dich nicht, Ich bin mit dir.“

II.

Der zweite Gottesgruß lautet: „Weiche nicht, denn Ich bin dein Gott.“ Ist das Herz seines Gottes gewiß geworden, dann gilt es auch, nicht zu weichen und bei seinem Gotte bleiben. Und was ist schwerer, zu Gott kommen oder bei ihm bleiben? Die Schrift traut dem Menschenherzen nicht viel Festigkeit zu, sondern stellt ihm das Zeugniß aus: „Es ist ein trotzig und verzagt Ding.“ Es trotzt da, wo es verzagen sollte — auf sich; und verzagt da, wo es trotzen soll: auf seinen Gott. Aber „wir sind nicht von denen, die da weichen, sondern von denen, die Glauben halten und die Seele erretten“. In einer Zeit leben, wo allerwärts wilde Wasser feste Dämme durchbrechen, wo geheiligte, sittliche Ordnungen durch Wort und Schrift in Frage gestellt werden und auch das Heiligthum des Glaubens nicht unangefochten bleibt; wo man den Erfolg anbetet, statt der Wahrheit der Ideen zu vertrauen, in einer Zeit, wo es wohl gilt, den Forderungen, die sie stellt, ein volles Verständniß entgegenzutragen, aber auch gegen einen gottwidrigen Zeitgeist sich mit voller Manneskraft zu stemmen, bei all dem Wanken und Weichen

ringsum — nicht weichen, sondern festhalten an dem, was man vor Gott und seinem Gewissen als wahr und göttlich erkannt hat, das ist nicht leicht. „Weiche nicht", das redet nicht dem Trotz und der Eigenwilligkeit das Wort, wohl aber stärkt es den Willen, der in erster Linie nach Gottes Willen fragt und sich unter ihn beugt. — „Denn Ich bin dein Gott." Nicht bloß dein Gott und Richter, der Rechenschaft von dir verlangt, sondern dein Gott, der es wohl um dich verdient hat, daß du bei Ihm bleibst und nicht von Ihm weichest. Kein Tag ruft uns so die Chronik der Güte Gottes vor die Seele, als ein Geburtstag, und erinnert so das Herz an alle Wohlthat und Treue. „Weiche nicht", ruft Er, „Ich bin der Gott deiner Väter, die Ich getragen, wie ein Adler seine Jungen trägt; der sie aus sechs Trübsalen gezogen und in der siebenten nicht versäumt hat." „Weiche nicht — Ich bin dein Gott", der dich gesegnet in Amt und Haus. Du zählst heute die Häupter deiner Lieben und sieh', es fehlt kein einzig Haupt! Wer hat sie behütet, wer die Hände über ihnen gehalten? Siehe, solche Güte bindet das Herz unauflöslich an seinen Gott. Wir lassen Ihn nicht, weil Seine Güte uns nicht gelassen hat! Es kann ein Baum brechen, wenn der Nordwind seine Zweige schüttelt; er kann aber auch brechen unter der Last der Früchte, die auf seinen Zweigen ruhen. Darum „schaue an den Ernst und die Güte Gottes", den Ernst an denen, die von ihm gewichen und gefallen sind; die Güte aber an dir, so du „an der Güte bleibest"! Ja, dem schwankenden Herzen ruft Er zu: „Weiche nicht, denn Ich bin dein Gott!"

III.

„Sprich zu meiner Seele: der Herr ist deine Hülfe." So hat ein König einst gebeten und ist erhört worden, und hier ertönt von oben der letzte Zuspruch: „Ich helfe dir und stärke dich auch." Freilich, wer kann einem Könige helfen und wer ihn schützen? Unser hochseliger Kaiser hatte Recht zu sagen: „Uns Fürsten kann Niemand schützen außer Gott." Die Leibwache

eines Fürsten liegt doch im Worte: „Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so Ihn fürchten.“ Aber es giebt auch ein Zuhülfekommen Gottes, einen Succurs des Herrn der Heerscharen, ein Gewappnetwerden aus dem himmlischen Zeughause, von dem kein Menschenauge etwas sieht. Solche Hülfe öffnet und schärft die Augen, das Wahre und Nothwendige zu erkennen; sie stärkt die Hände, das Gute zu wollen und zu thun, sie macht den Gang sicher und getrost. — Aber sie hilft und stärkt auch durch Männer, die in Treue, in Rath und That ihrem Könige dienen. „Die Wege der Könige sind thränenreich und thränenwerth, wenn ihnen nicht Herz und Geist ihres Volkes hülfreich zur Hand gehen“, hat ein preußischer König gesagt. Der Männer mit Geist und Herz bedarf jeder Fürst; das Entscheidende ihres Werthes, ihrer Hülfe liegt nicht allein in ihrer Begabung, sondern auch in der Reinheit und Festigkeit ihres Charakters. So verschieden die Menschen auch sein mögen, schließlich giebt es ihrer nur zweierlei: Menschen, auf die man sich verlassen kann, und Menschen, auf die man sich nicht verlassen kann. Eines aber steht fest: auf ein betend Volk kann sich ein Fürst verlassen.

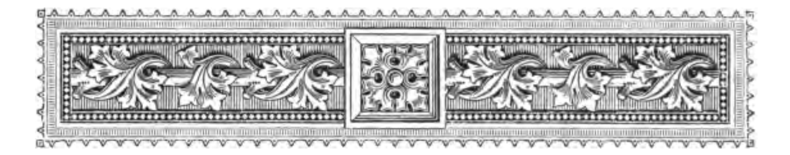
„Die Geschichte erzählt von einem jungen Fürsten, der am Tage seines Regierungsantritts auf dem Dache seines Schlosses eine Glocke anbringen ließ, deren Seil herab in sein Arbeitszimmer hing. Die wollte er läuten, wenn er sich mit seinem Volke glücklich fühlte. Er wollte es schon im ersten Jahre thun, da brach der Krieg ins Land, — danach kam Aufruhr, Seuche und Hungersnoth. Nie konnte er läuten. Zuletzt fiel er in schwere Krankheit und Todesnoth. Er hörte, daß das Volk draußen auf dem Schloßhofe auf den Knieen liege und für seine Genesung bete. Da zog er mit müder, fiebernder Hand die Glocke — er war mit solchem Volke glücklich. So laßt uns stehen als ein Volk, das am heutigen Tage nicht bloß betet, sondern auch das Gelübde der Treue erneuert; das nicht bloß die Hände faltet, sondern auch zum neuen Eidschwur erhebt. Wenn dann von oben her der Zuspruch tönt: „Fürchte dich nicht, Ich bin mit

dir, weiche nicht, denn Ich bin dein Gott, Ich stärke dich, Ich helfe dir auch", dann töne es von unten her aus dem Munde der Fürsten und des ganzen deutschen Volkes, mit dessen Ruf wir uns in dieser Stunde verbinden:

„Dein sind wir und mit Dir wollen wir es halten! Friede, Friede sei mit Dir, Friede sei mit Deinen Helfern, denn Dein Gott hilft Dir."

Amen.





II. Aus den Feldzügen von 1866 und 1870/71.

Predigt am Kriegsbuß- und Bettage, 27. Juni 1866 in der Kirche zu Barmen-Wupperfeld.

Text: Jeremia 14, 19—21.

Gnade sei mit uns und Friede von Gott dem Vater und dem Herrn Jesu Christo! Amen.

Feiertag — mitten in der Woche — ist's heute. Und nicht bei uns allein. Allenthalben vom Rhein bis zur Weichsel läuten die Glocken, aus Berg und Thal die Leute rufend zum Hause des Herrn. Was ist dem preußischen Volke widerfahren, daß es die Arbeit liegen läßt, die Feierkleider am ungewohnten Tage anzieht und zum Gebete eilt? Sind's Freudenglocken, die es rufen, Gutes und Frieden verkündigend? Läutet's im hohen Tone hoch vom Thurm: Ehre, Ehre sei Gott in der Höhe? Gedenkt unser Volk wie vor drei Jahren der Großthaten seines Gottes auf den Feldern Leipzigs? Oder läutet's im mittleren Tone: „Friede, Friede!" nach heißem Kampf, wie vergangenes Jahr nach dem Sieg über die Dänen? — Ich schaue die Straßen unserer Stadt hinab: da ist kein Flaggenschmuck, kein Laubgewinde; ich schaue den Kirchgängern nach und ins Angesicht: da ist nicht Freude, nicht Jubel; ernst und bedächtig

kommen sie einher, den Blick umdüstert und umwölkt; ich lese des Königs Wort, das am heutigen Tage sein Volk zum Hause des Herrn ruft — ich suche und lese — aber ich finde kein Wort des Jubelns darin. Nein, die Glocke hat diesmal den tiefsten Klang, den sie haben kann. Sie läutet vom Thurm, aus dem Angesicht der Leute, aus des Königs Wort heraus: „Noth! Noth!" „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir!" Nicht Danktag, nicht Friedenstag, Buß- und Bettag ist's geworden in Preußen. Um seine Grenzen stehen eine halbe Million Schwerter gezückt, und in unserm Volke haben Männer ihre Frauen, Väter ihre Kinder und Kinder ihre Eltern verlassen, um in den Kampf zu gehen. In den Kampf — gegen wen? Gegen den übermüthigen Dänen, der deutsches Recht mit Füßen tritt? Oder gegen den alten Erbfeind deutscher Nation, den Franzmann über dem Rheine, der deutschem Volk das deutsche Herz ausriß? Wenn dem so wäre, die Erinnerung mit ihren großen Todten würde auferstehen. Die Geister Blüchers, Scharnhorsts und Gneisenaus würden wie Feuersäulen unserm Heere voranziehen und die Lieder eines Arndt, Körner und Schenckendorf würden es begleiten; die Stunde hätte wiederum geschlagen im preußischen Volke, wo die Gattin freudigen Herzens den Gatten ziehen hieß und die Trauer der Wittwenschaft der Schmach des Vaterlandes vorzog, wo die Braut dem Bräutigam das Schwert, die Eisenbraut, um die Lenden heftete und der Vater den jungen Sohn, dessen Arm aber stark geworden, segnete; durchs ganze Volk würde es hallen wie rollender Donner: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!"

Aber dem ist nicht so. Was wir noch vor Wochen gehofft, daß wir es nur mit einem entarteten und faul gewordenen deutschen Volksstamme und mit von Deutschenhaß erfüllten rohen Horden zu thun hätten — es hat sich nicht erfüllt. Seit dem unseligen Tage zu Frankfurt, dem morschen Sitze des morschen Deutschen Bundes, haben wir einen Kampf im Innern des gemeinsamen Vaterlandes aufnehmen müssen. Darum nicht eilig und hastig, nicht mit hoher Freude, nicht unter feurig begeistern-

dem Aufrufe, sondern zögernd und langsam, wie ein Mann, der das Aeußerste versucht und zum Aeußersten gebracht ist, zur gerechten Nothwehr schreitet, so hat der König mit dem Volke zum Schwerte gegriffen. Wir haben das Schwert nicht gesucht, man hat es uns in die Hand gedrückt. Das hat der König vor seinem ganzen Volke bekannt und mit hohem Eide den HErrn, der Herzen und Nieren prüft, zum Zeugen gerufen. Und wie er sich vor das Angesicht des Herrn gestellt, vor Ihm sich gereinigt, so will er nicht allein bleiben mit solcher Herzensprüfung, sondern möchte mit seinem ganzen Volke darin verbunden sich wissen, mit ihm sich „beugen unter des HErrn heilige Gerichte, Vergebung im Verdienste Jesu Christi suchen und also gereinigt Heil und Sieg erflehen". Während denn auf dem Schlachtfelde unsere Söhne im Waffenschmucke stehen, soll die Gemeinde im geistlichen Schmuck hinter der Schlachtlinie heilige Hände ohne Zorn und Zweifel aufheben. Das ist des heutigen Tages Gedanke und Aufgabe. Laßt mich solche Gedanken anknüpfen an das Wort des Propheten:

Jeremia 14, 19—21.

„Wir hofften, es sollte Friede werden, und nun kommt nichts Gutes; wir hofften, wir sollten heil werden, und nun ist mehr Schadens da. HErr, wir erkennen unser gottloses Wesen und unserer Väter Missethat; denn wir haben wider Dich gesündigt. Aber um Deines Namens willen laß uns nicht geschändet werden; laß den Thron Deiner Herrlichkeit nicht verspottet werden; gedenke doch, und laß Deinen Bund mit uns nicht aufhören."

Auf Grund dieses Wortes laßt uns heute thun: einen Einblick in Gottes Gericht und unser Herz, einen Aufblick zu seiner Hülfe, einen Ausblick in sein Reich.

I.

Vergegenwärtigen wir uns die Lage, in welcher unser Wort gebetet ward. Israel liegt schon unter der züchtigenden Hand seines Gottes. Juda liegt jämmerlich, ihre Thore stehen elend, es sieht kläglich aus auf dem Lande, und zu Jerusalem ist große

Dürre. Die Großen schicken die Kleinen nach Wasser, aber wenn sie zum Brunnen kommen, finden sie keines. Der Himmel ist ehern wie zu Ahabs Zeiten. Theuerung und Hunger ist da. Aber damit ist's nicht genug. Zum Hunger soll das Schwert kommen. „Denn der Herr wird zischen der Fliege am Ende der Wasser von Egypten und der Biene im Lande Assur." Der Gerichtsbote, der König von Babylon, macht sich auf, und von fern sieht ihn der Prophet heraufziehen. Da seufzt er denn nochmals für sein Volk, wie Mose that, und spricht: „Wir hofften, es sollte Friede werden, und nun kommt nichts Gutes; wir hofften, wir sollten heil werden, aber siehe, so ist mehr Schadens da."

Ist's nicht unsere Lage, Geliebte? Wochen und bald Monde lang hat über uns dies dunkle Wetter drohend gehangen, diese Wolke ohne Wasser, und, wie ein Gewittertag unheimlich lähmend die Glieder durchzieht, sich verderbenschwer auf Unternehmung und Arbeit gelegt. Draußen auf dem Felde freilich lachende Fluren, Wundergüte Gottes im reichen Füllhorn ausgeschüttet — aber die Dürre ist gekommen über unsere Comptoire, über unsere Werkstätten, auch unser Ackerfeld im Thale liegt brach. Vom ersten Sturmwind sind feste Häuser gefallen, in ihren Fall die anderen reißend. „Wir hofften, es sollte Friede werden" — wir hofften, es gelänge der Kunst der Diplomaten, die so vieles kann, den Bitten aus allen Theilen des Landes, ja den Bitten des Königs selbst und vor Allem den Bitten, niedergelegt am Throne Gottes. „Wir hofften, wir sollten heil werden", es solle heilen, was innen blutet, und siehe, „es ist noch mehr Schadens da, es kommt nichts Gutes", zur Dürre das Schwert und neue Wunden zu den alten. Denn „ein Gutes" ist der Krieg nicht, gegen wen er auch sei. Wo die Schrift vom Kriege redet, bezeichnet sie ihn als ein Gericht Gottes um Menschensünde willen. Er ist und bleibt eine Zuchtruthe, wenn auch aus dem Vaterhause. Und als das heißt uns auch das königliche Wort ihn ansehen und verlangt darum Beugung unter des „HErrn" heilige

Gerichte. Denn Gerichte macht der Mensch nicht, sie kommen über ihn aus Gottes Hand.

Ach, daß unser Volk dahin käme, ich will nicht einmal sagen zunächst solches Alles als ein Gericht, sondern nur als etwas aus Gottes Hand Kommendes anzusehen! Es sieht aber zum großen Theile nichts denn Menschenhände. Das ist der kurze Blick derer, die ohne Gott und Glauben sind in dieser Welt und ihr Gericht, daß sie in Menschenhände fallen und nicht weiter blicken können noch dürfen. Darum reden und thun sie, wie wenn die Mächtigen der Erde in ihren Kabinetten und Ministerien allein die Zügel des Weltregiments hielten, als ob's aus wäre mit dem Liede:

Bist du doch nicht Regente,
Der Alles leiten soll,
Gott sitzt im Regimente
Und führet Alles wohl.

Darum muß denn in ihren Augen an Depeschen und Noten der Minister allein die Entscheidung über Krieg und Frieden, Leben und Tod hängen, und ihr Federzug über Glück und Unglück so Vieles entscheiden, als habe der lebendige Gott nichts mitzureden, als mache der Mensch die Weltgeschichte, als säh' Er nicht über die Schulter der Schreiber, ob sie recht schreiben, ja als führte nicht Seine Hand die ihre.

Armselige Weisheit, wie bist du so blind! Der Kleinste im Himmelreich, der das Sprüchlein kennt, daß kein Haar vom Haupte fällt ohne des Herrn Willen, und beten kann:

Es kann mir nichts geschehen,
Als was Er hat versehen,
Und was mir heilsam ist —

ist größer denn alle Weltweisen zusammen. Ja, es sitzt wohl der Mensch am sausenden Webstuhl der Zeit, aber den Einschlag ins Gewebe verschafft der Herr, und was wider Ihn gearbeitet wird, zerreißt wie Spinnengewebe. Der Mensch schreibt die Weltgeschichte, aber er macht sie nicht; er schreibt sie — aber Ueber- und Unterschrift besorgt beide der HErr.

Laß dich's aber nicht stören, daß so oft nach Menschenhand aussieht, was doch Gottes Hand ist. Da Joseph (1. Mose 37, 4ff.) durch seine Brüder in die Grube geworfen und verkauft ward an die Ismaeliter, durch Potiphars Weib ins Gefängniß wanderte und durch den Schenken vor Pharao kam, der ihn zu einem Herrn in Egyptenland machte — da nimmt sich's aus wie Menschenhand und ist doch eitel Gottes Hand. Bei Belsazars Mahl (Daniel 5, 5) da schreibt's an die getünchte Wand „mit Fingern als einer Menschenhand" das „Mene, Tekel, Upharsin" — und doch war's Gottes Hand, die nur Gottes Geist zu deuten vermochte. Und wenn ein Volk wider das andere zieht und es drängt und meint gerecht Gericht und Abrechnung zu halten — was ist es Anderes als des HErrn Gerichtsdiener und Zuchtruthe, die ins Feuer wandern, wenn sie wider Ihn sich rühmen? Siehe, da zieht Sanherib herauf gegen Juda, heimzusuchen dies Volk — aber nachdem er es sattsam gedrängt und gezüchtigt, ergeht über ihn das Wort: „Wenn der HErr alle seine Werke ausgerichtet hat auf dem Berge Zion und Jerusalem, will ich heimsuchen die Frucht des hochmüthigen Königs zu Assyrien und die Pracht seiner hoffärtigen Augen. Darum, daß er spricht: »Ich hab's durch meiner Hände Kraft ausgerichtet, und durch meine Weisheit, denn ich bin klug; ich habe die Länder anders getheilet und ihr Einkommen geraubt und wie ein Mächtiger ihre Einwohner zu Boden geworfen. Und meine Hand hat funden die Völker, wie ein Vogelnest, daß ich habe alle Länder gerafft, wie man Eier aufrafft, die verlassen sind, da Niemand eine Feder regt oder den Schnabel aufsperrt und zischet.« Mag sich auch eine Axt rühmen wider den, so damit hauet? oder eine Säge trotzen dem, so sie zeucht?" (Jesaia 10, 12—15.)

Geliebte! Wer einmal diese Hand Gottes erkennt, ist nahe dabei, sie nun auch als eine züchtigende, als eine Gerichtshand erkennen zu lernen. Denn er weiß laut der Schrift, daß Hunger und Theuerung, Seuche und Schwert nicht Zufallsdinge, sondern Pfeile in der Hand des Allmächtigen sind. Oder

sagt nicht der Psalm: „Er ist ein rechter Richter und ein Gott, der täglich dräut. Will man sich nicht bekehren, so hat er sein Schwert gewetzt und seinen Bogen gespannt und zielet und hat darauf gelegt tödlich Geschoß und seine Pfeile zugerichtet zu Verderben“? (Psalm 7, 12—14.) Im Scheitern unserer Hoffnungen auf Frieden, im Toben der Völker, im Wanken der Reiche und Throne, in dem tausendfachen Jammer und in den Thränen vollzieht sich eine Gerechtigkeit, die die Gewaltigen zu Werg und ihr Thun zum Funken macht (Jesaia 1, 31), damit er Beide verbrennt, die auch der Sünden des Volkes nicht vergißt. Und wer diese Gerechtigkeit ansieht, die austrinken heißt, was man sich selber gemischt, und ernten, was man selber gesäet, der gedenkt des Wortes: „Ich fürchte mich vor Dir, daß mir die Haut schaudert, und entsetze mich vor Deinen Rechten.“ (Psalm 119, 120.) Darum höret die Stimme, die es jetzt unter dem verworrenen Tageslärm und den Menschenstimmen zu hören gilt, die Stimme des Herrn, der da spricht: „Ich will Ehre einlegen auf Erden. Erkennet, daß Ich Gott bin.“ — Ja, erkennet daß Ich Gott bin! — hier hat die Hand des Herrn den wunden Fleck getroffen, und wir schreien auf und rufen: Wir erkennen unser gottloses Wesen und unserer Väter Missethat. Hier hat unsere Buße einzusetzen. Es will mir als Einem, der erst kurze Zeit in Preußen eine zweite und theure Heimath gefunden, nicht wohl anstehen, eingehend ins Einzelne die Fehler und Sünden des preußischen Volkes zu strafen, die Sünden der Großen und Kleinen, der Befehlenden und Dienenden, von Fürst und Volk. Ich würde auch bei aller Besonnenheit kaum dem Urtheil derer entgehen können, die Wort und Sinn verkehrend auch die Hirten der Gemeinde zu fangen suchen in ihrer Rede. Meine Seele komme nicht in ihren Rath. — Laßt mich vielmehr von dem reden, was offenbar vor Aller Augen liegt, nur eine Sünde strafen, die unserm ganzen deutschen Volke die Gerichte herbeigezogen hat. Mit einem Worte ist sie gesagt: Das gottlose Wesen ist's! Glaubt nicht, daß ich damit die einzelnen Ausbrüche der Sünde bezeichnen will,

wie sie auch unter uns im Schwange gehen. Mir ist's um die Bloßlegung der Wurzel aller Sünde zu thun, ich schaue darum weg von den befleckten Händen unseres Volkes in sein von Gott gekehrtes Herz. Gottlos — los vom lebendigen Gott — das ist das Zeugniß, das man ohne Uebertreibung unserm Volke im Großen und Ganzen ausstellen darf. Das Urtheil scheint hart, laßt mich den Beweis dafür antreten. Ich stelle unsere Zeit in Vergleich mit einer vergangenen — mit der vergangenen, an die wir gerade jetzt mit einschneidender Schärfe erinnert werden. Fünfzig Jahre sind verflossen seit jenen Tagen, wo der Dränger unseres Volkes auf den Feldern Leipzigs geschlagen ward und unsere Landwehr die Thore der Stadt stürmte, wo auf freiem Felde die Heerführer auf die Knie sanken und Gott dankten für den Sieg. Mag jene Zeit an eigentlicher christlicher Erkenntniß ärmer gewesen sein, denn die unsrige — das Eine aber hatte sie: Ein tiefes Bewußtsein von der Existenz und Macht eines lebendigen Gottes, der mit seinem starken Arme Wunder thut, den Hoffärtigen widersteht, vom Himmel her dem Welteroberer den Schlagbaum vorlegt mit dem Worte: „Bis hierher und nicht weiter, hier sollen sich legen deine stolzen Wellen" und in einer Nacht einen Sanherib schlagen kann, den Demüthigen und Gebeugten aber Gnade giebt. Das war kein todter Gott, den ein Körner anrief mit dem: „Vater! ich rufe Dich!" und kein abgeblaßtes Gedankenbild, von dem Arndt sang:

> Wem soll der erste Dank erschallen?
> Dem Gott, der groß und wunderbar
> Aus langer Schande Nacht uns Allen
> In Flammen aufgegangen war.

Das „Gott wider uns" hatten sie schmerzlich in Niederlagen erfahren, aber das „Gott für uns und mit uns" brachten sie als beste Siegesbeute heim. Der alte Unglaube ward aus dem Hause gekehrt und gründlich ausgefegt, das hatte Gottes Ernst gethan. Fünfzig Jahre sind seitdem dahin. Ein fünfzigjähriger Friede, unerhört in der deutschen Geschichte, hat die Wunden des Kriegs geheilt, Gottes Güte hat ihr reiches Füll-

horn über uns ausgegossen. Derselbe Herr, der den Baum unseres Volks im Sturmwind geschüttelt und gebeugt, hat ihn heimgesucht mit der Last des Segens, daß er sich beuge. Hat nun, Geliebte, die Güte Gottes vollbracht und vollendet, was der Ernst begonnen? Sind aus den Samenkörnern der Güte Gottes, gelegt in die Furchen, die die eiserne Pflugschaar der Gerichte Gottes zog, Früchte der Gerechtigkeit gesprossen? Oder hat nicht unser Volk im Großen und Ganzen den Gott seiner Väter verlassen? Ist der unsaubere Geist, einst ausgefegt aus unserem Volk mit den Staupbesen der Gerichte Gottes, nicht wiedergekommen, hat das Haus geschmückt gefunden und sieben Geister mitgebracht, ärgere denn er selbst? Mich deucht, man sei den lebendigen Gott — ich sage mit Bedacht: den lebendigen, denn einen Gedankengott läßt sich zuletzt auch der Teufel gefallen — losgeworden. Oder habt Ihr nicht die Propheten gehört und ihnen nachgeredet, die da predigten wie zu Jeremiä Zeit, als schon die Gerichte Gottes heranzogen: „Ihr werdet kein Schwert sehen und keine Theuerung bei euch haben, sondern Ich will euch guten Frieden geben an diesem Ort? (Kap. 14, V. 13.) Das ist ins Deutsche übersetzt die Rede und das Lied von dem „Wie wir's so herrlich weit gebracht." „Es wird keine Theuerung mehr kommen" — sagen sie und Du auch. „Schaut hin auf unsere Eisenstraßen, die die fernsten Felder zu den unsrigen machen; schlägt die Ernte fehl im Morgen, so geräth sie am Abend; geräth sie nicht im Mittag, holen wir sie von Mitternacht. Laßt den alten Gott im Himmel drohen mit Theuerung — dieser Pfeil ist stumpf geworden!" „Es wird kein Schwert mehr kommen," das ist der zweite Vers vom Liede. „Die Civilisation und Bildung, die Humanität hat sich Bahn gebrochen in allen Völkern, die Solidarität der Interessen bindet die Leute, denen ihr Hab und Gut lieber ist als der Kriegsruhm und die Ehre; nur im Frieden kann der Wohlstand gedeihen, das ist ein goldenes Band, das die Völker bindet! Durch Gesang und Lied haben sich die deutschen Stämme geeinigt, und nicht umsonst vom großen Vaterland gesungen; Handelstage,

Juristentage, Fürstentage, Abgeordnetentage, Völkertage und Weltausstellungen haben uns fühlen lassen, wie innig die Menschheit verbunden, und zu all' dem holden Glück im Innern läßt das europäische Gleichgewicht, die Haupterfindung der Neuzeit, keinen Krieg mehr aufkommen." Habt Ihr's gehört, dies Wiegenlied, gedichtet im 50jährigen Frieden? Da war denn der lebendige Gott aus dem Regiment hinausgesungen und der große babylonische Thurm am Fertigwerden, an dem alle Nationen gebaut, um sich ein Centrum zu schaffen und Menschenwitz auf Menschenwitz thürmend den Himmel zu stürmen. Aber der Herr lachet ihrer, und der Höchste im Himmel spottet ihrer und zerschlägt erst durch heillose Sprachverwirrung, dann mit dem Schwert den Wunderbau in Trümmer. Die Schienen sind ihm nicht fest genug, daß Er sie nicht aufreißen, noch die Eisendrähte zu eisern, daß sein Blitz sie nicht wie Spinnengewebe zerreißen könnte. Er kann Regen und Sonnenschein geben und die Felder krönen mit Segen, und doch zugleich den Hunger schicken wie einen gewappneten Mann. Preist nur die Zeit, die mit ihrem Schwungrad das komplizirte Wunderwerk des Völkerlebens mit seinen tausend feinen und ineinandergreifenden Rädern treibt — laßt ein einziges kleines Rad nur brechen, und das Wunderwerk steht still und das große forttreibende Rad der Zeit zerreißt's völlig. Trotz dem Gerede: „Es wird kein Schwert mehr kommen", habt Ihr gehört von den Strömen Bluts, geflossen im Osten am Schwarzen Meere? Habt Ihr's gehört, das Jammergeschrei im freien Land, im Westen über dem Wasser? Nichts gehört vom Krieg im Süden auf Italiens Feldern und vor Kurzem im Norden? Das waren Mahnrufe genug, aber sie sind überhört. Und nun? Nun ist der Krieg im Centrum, im Herzen der Welt entflammt. Ueber unserm deutschen Volk hat sich das Gewitter entladen und gezündet, und ob der Hausbrand nicht zum Weltbrande wird — wer mag's entscheiden? Das kommt vom HErrn, der wieder einmal den Beweis seiner Existenz führt und durch des Menschen Rechnung den blutrothen Strich macht.

Solch' Gericht hat uns eingetragen unser innerlich gottloses Wesen, bei welchem man sich immerhin äußerlich noch zu Gott und Gottesdienst bekennen mag, sich mit den Lippen naht und das Herz doch ferne hat. Wohlan Ihr Väter! Ihr, die Ihr vom Kampf um Leipzigs Wälle noch gewußt, die Ihr in jener Zeit herangewachsen seid — habt Ihr's nicht fehlen lassen an Mahnung? Habt Ihr, da Ihr grau geworden, den starken Arm unseres Gottes Kind und Kindeskindern verkündigt? Und du, du Geschlecht dieser Tage, das die Bücher der Geschichte durchforscht und Gedächtnißfeier auf Feier häuft, hast du denn nicht herausgelesen, wer geholfen? nichts gelesen vom „HErrn der Heerschaaren", nichts „vom Lenker der Schlachten?" Wie Abendroth vor dem Sinken der Sonne, so flammte noch einmal die Jubelfeier der Jahre 1813 und 1815 mit ihren Erinnerungen empor, noch einmal mahnend, zu suchen, was zum Frieden dient. Die Sonne ist gesunken, es ist Abend geworden im deutschen Lande und der Tag hat sich geneigt. Sein Fürsten- und Völkerbund, auf dem Schlachtfeld geschlossen, mit Gebet und Eid besiegelt, aber innerlich faul und morsch geworden und innerlich gebrochen, liegt jetzt in Trümmern. Hat die Güte nichts gefruchtet, muß Gottes Ernst wieder auf den Plan kommen. Darum kommt, laßt uns ein groß Bekenntniß thun: „HErr, wir erkennen unser gottlos Wesen und unserer Väter Missethat, denn wir haben wider Dich gesündigt."

II.

Aber bei Ihm, an Dem wir gesündigt, ist auch die Vergebung, daß man Ihn fürchte. (Psalm 130, 4.) Alle Dinge sind möglich bei Gott, aber ein Ding ist unmöglich bei Ihm: daß Er einen geängsteten Geist und ein zerschlagenes Herz verachten und ein Volk, das diese Opfer darbringt, verstoßen sollte. Darum mahnt auch unseres Königs Wort, daß unser Volk suche Vergebung in dem Verdienste Jesu Christi. Unser theurer König hat damit ein gut Bekenntniß gethan, das an seines verklärten Bruders Stimme gemahnt und das Herz mit

Dank gegen Gott erfüllt um des Königs selbst und des Volkes willen. Denn wer Jesum bekennt vor den Menschen, den will Er auch bekennen und zu dem will Er sich bekennen vor seinem himmlischen Vater. Und Jesu Verdienst ist vollgültig genug, daß es decke und reinige auch die Sünden eines ganzen Volkes, von Groß und Klein, von Oben und Unten. Waschen wir darum unsere Hände nicht in Unschuld und in Pilati-Wasser, als ob bei uns in diesem Kriege so gar nichts versehen wäre, als hätte Jeder an seinem Theile seit Jahren schon gethan, was zum Frieden dient; sondern lasset uns die durch unseren HErrn Jesum Christum gereinigten Hände emporheben und bitten, nicht um Abwendung Seiner Gerichte, sondern um unsere Demüthigung unter sie; laßt uns flehen, daß Er nicht abwende Sein heiliges Antlitz, vor ihm uns nicht verwerfe. Wenn der HErr erhöht wird, der Mensch aber im Staube liegt, dann bricht die Hülf' mit Macht herein. Darum auf! den Blick zu Ihm, der Sünde vergiebt, Gebrechen heilet, aber auch Recht schaffet denen, die Unrecht leiden. Feinde ringsum im Angesicht und im Rücken und gering die Zahl unserer Bundesgenossen — aber wir zählen nicht, zählen nicht die Unseren noch die Feinde, sondern zählen auf den einen HErrn, der die große Ziffer ist, ohne den alles Volk Nullen sind. Da David das Volk zählte, war er verloren. Die Zuversicht auf den HErrn, das wird ein kugelfester Panzer, und zu ihm das Gebet, das wird eine gute Wehr und Waffe sein. Hier ist Jonathans Bogen, der nie fehlte, und Sauls Schwert, das nie leer zurück kam. So rufen wir aus der Tiefe in die Höhe: „Um Deines Namens willen laß uns nicht geschändet werden." Ist Gott für uns — dann muß Alles für uns sein. Dann hat Er im vollen Köcher seine Pfeile, dann kann Er seine Schrecken wie Feuer und Wolkensäulen vor seinem Volke hersenden; streitet Er mit, dann kann er wie zu Gideons Zeit mit 300 gegen Tausende stehen, mit Posaunen die Städtezinnen umwerfen und mit Hunger und Seuche mehr schlagen als durchs Schwert. Ach, daß unser Volk und unser Heer trauete allein auf den Herrn, dann wird es

nicht geschändet werden! Ja, nicht geschändet werden! Geliebte, die Sache steht ernst, sehr ernst. Siegen wir nicht, zu sterben werden unsere Truppen wissen; aber welcher Jammer dann über uns hereinbricht, für wie lange hinaus in Preußen die Wunde bluten wird — wer kann ohne Schaudern daran denken? Nein! nicht bloß um unseres preußischen, um unseres ganzen deutschen Volkes willen bitten wir: „Laß uns nicht geschändet werden, gedenke doch und laß Deinen Bund mit uns nicht aufhören." Der Bund, den unter sich die deutschen Stämme selbst gemacht, ist zerbrochen — aber einen besseren Bund hat Gott von Alters her mit seinem ganzen deutschen Volke gemacht. Er hat es einst aus der Nacht zum Licht geführt, groß gemacht und mit Gaben geziert vor allen Völkern, daß sie zu Ihm kamen und von Ihm lernten. Wie im Herzen das Blut bereitet wird und ausströmt dem Ganzen zu gut, so hat Er unser deutsches Volk zu einem Geistes- und Lebensherde gemacht und von ihm ausgehen lassen alles Hohe und Edle, was Menschenherz bewegt, vor Allem aber es zum Leuchter bereitet, darauf Er Sein Licht gesteckt. Wohlan, Seine Gaben und Berufung mögen ihn auch hier nicht gereuen. Aber Seine Wege sind wunderbar und unbegreiflich. Jenes tiefe Wort, das die Opfer des alten und neuen Bundes deutet: „Ohne Blutvergießen geschiehet keine Versöhnung", es hat seine Bedeutung nicht bloß für das Allerheiligste, sondern auch für den Vorhof, auch für das Völkerleben im Großen und Ganzen. Es schärfen und schürzen sich auch da die Gegensätze bis zu dem Punkte, wo nur das Blut noch versöhnen kann. Schaffe denn der HErr, der es zugelassen, daß es zum Blute kam, daß aus ihm ein lauterer Frieden komme und aus dieser bitteren Thränensaat eine Freudenernte erwachse zum Heil seines ganzen deutschen Volkes. Er lasse es nicht geschändet werden vor den anderen Völkern, die sich seines Blutens freuen, und gedenke an Seinen Bund mit ihm und lasse ihn nicht aufhören.

Insonderheit aber bitten wir für unser preußisches Volk: „Laß Deinen Bund nicht aufhören." „Wunderbar", so lautet

die Inschrift über allen Kapiteln der Bücher seiner Geschichte. Wer sie verfolgt, die Geschichte unseres Volkes, muß bekennen: Auf Adlerflügeln hat der Herr den preußischen Aar getragen. Er hat ihn aufkommen lassen neben dem zweiköpfigen, der sein Nest drohend umkreiste, hat ihm ein scharfes, weitsichtiges Auge und starke Fänge gegeben und seinen Horst groß gemacht und in Krieg und Frieden wachsen lassen. In Preußens Volke selbst vereinigen sich fast alle deutschen Völkerstämme, von der Ostsee bis zur Schweiz, von der Memel bis zum Rhein in ihren mannigfaltigsten Gaben. Es hat die Aufgabe gelöst, sie alle zu vereinen durch das Band der Gesittung und Bildung, der Rechtsgleichheit aller Stände und der Gewissensfreiheit aller Konfessionen und Denominationen, durch die Geschichte einer großen Vergangenheit und durch das Bewußtsein einer großen Aufgabe für die Zukunft. Er hat es vornehmlich berufen zum Hort und Hüter deutschen Wesens und deutscher Heiligthümer. So steht es im Osten gegen den russischen Koloß, ein Hort der Freiheit und Bildung gegen alle Despotie und Barbarei, und gegen Westen, ein Hüter deutscher Zucht, Treue und Sitte gegenüber allem welschen Wesen, seine Flügel deckend über dem deutschen Volke des Nordens. Und nicht bloß des Nordens. Ihm vornehmlich hat der Herr auch die Errettung des ganzen deutschen Volkes aus tiefer Schmach einst anvertraut. Auf tiefen Demüthigungswegen, wie auf den Feldern von Jena und Auerstädt, hat Er es gebeugt, aber auch es danach das Wort erfahren lassen: „Wenn Du mich demüthigst, so machst Du mich groß.“ Von Leipzig und Belle-Alliance bis vor Paris hat es den Dränger vor sich hergetrieben und in den letzten bösen Tagen den Thron Derer wieder aufgerichtet, die jetzt durch ungerechten Zwang gebunden oder in schändlichem Undank die Waffen wider es erheben. Aber die Perle in seinem Diadem habe ich nicht genannt. In seinen Landen steht die Wiege der Reformation, auf seinem Throne hat es an freudigen Bekennern des Evangeliums nicht gefehlt, allen um des Glaubens willen Verfolgten und Vertriebenen hat es die Zufluchtstätte geöffnet — das wird ihm der HErr, der

keinen Becher kalten Wassers ungelohnt lassen will, auch in dieser schweren Zeit nicht vergessen und seinen Bund mit unserem Volke, dem er so Großes anvertraut, nicht aufhören lassen.

Nicht als ob der Herr menschlichen Armes für sein Reich bedürfte, oder als ob sich in einem Reiche dieser Welt allein seine Kinder befänden, um derentwillen Er helfen müßte — das sei ferne. Es ist genug auch unter uns der heillosen Vermengung des Göttlichen und Weltlichen — aber doch legt sich gerade bei der Betrachtung dessen, was Preußens Perle und höchste Aufgabe ist, eine große Hoffnung nahe, die nicht zu Schanden werden läßt in dieser hoffnungslosen, dunkeln Zeit; einen Blick gilt es zu thun für alle Kinder Gottes, mögen sie sein, wo sie wollen.

III.

Wie ein Kind Gottes weiß, daß Alles, was ihm im Großen und Kleinen widerfährt, aus der Hand Gottes kommt, so weiß es auch, daß solches Alles zu ihm führt, zum Heil Seines Reiches. Die Völker sind in Seiner Hand wie der Tropfen Wasser am Eimer, die Reiche und Throne wanken, aber Sein Reich ist ein ewiges Reich. Dorthin den Blick, Geliebte, wenn wir mit aufgerichtetem Haupte hinabgehen wollen aus dem Hause Gottes. Laßt es Euch nicht irren, daß man vom Reiche Gottes so wenig in solchen Zeiten redet, seiner nicht achtet — es ist doch der unscheinbare Stein, der den gewaltigen Koloß zerschlägt, der auf eisernen und doch thönernen Füßen steht. (Daniel 2, 34.) Was in den Reichen dieser Welt ausgekämpft wird, wird doch zuletzt für Sein Reich gekämpft. Es ist die alte Geschichte: Augustus schätzt die Welt, damit Maria gen Bethlehem gehe und die Verheißung von Dem erfüllt werde, dem die Völker anhangen werden. Der Größere dient dem Kleineren, die Weltgeschichte der Reichsgeschichte. Dort stürzt das persische Reich, und das macedonische Reich bringt Morgen- und Abendland zusammen; Roms eiserner Scepter wirft in ein Reich die Völker zusammen, damit eilends das Kreuz gepredigt werde; Jerusalem fällt, damit den Heiden Heil komme. Rom fällt, und die Haufen

aus Morgen, die es zerstört, hören das Wort und werden seine Zeugen. Die Druckschrift wird erfunden, damit Gottes Schrift aus der Wartburgzelle hinausgehe, der Weltdränger kommt, daß unser Volk seinen Gott suche und unter den Schrecknissen des Krieges aufs Neue den Gedanken der Mission fasse. Wunderbar sind seine Wege, darum getrost! Ob das Meer wallete und wüthete, die Stadt Gottes wird fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein. Solche Gerichtszeiten stürzen sie nicht, es wird vielmehr für sie und in sie geworben, was sich rufen läßt, und ihre Brunnen erweisen sich in alter und neuer Kraft, und die Siebentausend in Israel fehlen auch heute nicht, die ihre Knie nicht vor Baal beugen. Um das bitten wir, wenn wir rufen: „Laß den Thron Deiner Herrlichkeit nicht verspottet werden." Laß unter diesen Gerichten Dein Reich kommen! Wer solche Hoffnung hat, wer da weiß, daß es um des HErrn Reich nicht geschehen ist, sondern in ihm auch jetzt ungeahnte Dinge geschehen werden; wer es weiß, wie durch den Krieg im Osten der Morgen dem Evangelio geöffnet und dem falschen Propheten der Todesstoß gegeben ward, und durch den Krieg im Süden Italien, das längst verschlossene, dem Wort vom Glauben aufgethan ist, der ahnt, daß auch in diesem Kriege der Herr für sein Reich verschlossene Thüren öffnen will. Darum getrost! Ist es finster in der Egypter Häusern, laßt doch in Israels Wohnungen Licht sein. Wer den Geist der Weissagung hat und Oel in der geschmückten Lampe, der verzagt nicht.

Mit solchem Einblick, Aufblick und Ausblick hinein denn in die dunklen Tage! „Ein feste Burg ist unser Gott!" das ist unser Trost — „Das Reich muß uns doch bleiben!" das ist unsere Hoffnung — unsere Losung aber sei Preußens alte Losung:

Mit Gott für König und Vaterland voran!

Amen.

———————

Rede, gehalten am Jahrestag der Gefechte bei Uettingen und Helmstädt auf dem Markt in Barmen 1867.

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen.

Text: Psalm 118, Vers 14.

Der HErr ist meine Macht, und mein Psalm, und ist mein Heil.

In Christo geliebte Freunde! Soldaten und Landwehrleute der Böhmischen und der Main-Armee! Söhne der Stadt Barmen!

Was ist Euch, daß Ihr hierher gekommen seid am Werktage im Feiertagskleid, die Werktagsarbeit verlassend? Was hat der Kanonendonner und die Reveille, die unser friedliches Thal weckten, zu bedeuten? Dieser Platz, sonst widerhallend vom Ruf der Käufer und Verkäufer, wo die bleiche Sorge ums tägliche Brod auf- und niedergeht, wodurch ist er zum Festsaal geworden? Ja noch mehr: dieser Raum, sonst durchrauscht und erfüllt von Nichtigkeit, vom vergänglichen Flitter und Tand irdischen Vergnügens, wodurch hat er sich gewandelt zum Gotteshause, über welchem als mächtige Kuppel des Himmels Blau sich wölbt, wo Lieder des Lobes und der Anbetung unseres Gottes klingen? Es ist nicht der Königs-Tag oder sonst ein Tag, der im gleichmäßigen Festklang durch alle preußischen Lande ginge — ringsumher die Städte und Dörfer feiern ihn nicht — aber wir feiern ihn, diesen 26. Juli, als einen für uns unvergeßlichen Tag. Es ist ein Tag der Erinnerung an jene heißen, blutigen Stunden von Helmstädt und Uettingen, Stunden, die so leicht auch Eure letzten hätten werden können; ein Tag des Lobes und des Dankes für Gottes gnädige Bewahrung vor den Kugeln und Pfeilen, die des Tages flogen, und vor der Seuche, die im Finstern schlich — ein Tag, durch dessen Freudenklang das Andenken an die gefallenen Brüder wie ein ernster Geisterchor zieht. So ist denn auch dieser Gottesdienst, wenn ich Euch anders recht verstehe, in Euren Augen keine leere Form. Eurem

Dank gegen Gott Worte zu leihen, Eure Freude zu heiligen durch Wort Gottes und Gebet, habt Ihr mich hierher gerufen. Lasset mich, was unser Herz am heutigen Tage so tief bewegt, zusammenfassen in dem dreifachen Bekenntniß unseres Textes:

„Der HErr ist meine Macht, und mein Psalm, und mein Heil."

Wir bekennen:

Im Blick auf die Vergangenheit: Der Herr ist meine Macht!
Im Blick auf die Gegenwart: Der Herr ist mein Psalm!
Im Blick auf die Zukunft: Der Herr ist mein Heil!

I.

Nur ein Tag aus den vielen bedeutungsvollen Tagen, die uns das vergangene Jahr gebracht, ist's, den wir feiern. Aber auf diesen Tag und seine Feier vereinigen wir das Andenken an alle jene glorreichen Tage, gleichviel welchem Heerestheil sie angehören. Denn so gliedlich sind wir doch in Preußen verbunden, daß, so ein Glied leidet, sie Alle leiden, so ein Glied wird herrlich gehalten, sie sich Alle freuen. Was die Einen gelitten, sie haben's für Alle gelitten, was die Einen gestritten, sie haben's für Alle erstritten. Sind doch jene Armeen, die Böhmische und die Main-Armee, nur die beiden großen Flügel des einen gewaltigen preußischen Adlers, davon der eine, deckend das Stammland, auf altem, mit preußischem Blute schon gedüngten Boden den alten bekannten Feind bekämpfte; der andere aber mit kühnem Flügelschlage vorwärts drang — ein Flügelschlag der Hoffnung auf ein einiges deutsches Vaterland!

Erinnert Euch der vergangenen Tage für einen Augenblick. Als dort im Bundespalais der österreichische Gesandte den Vertrag mit Preußen zerriß und seine Fetzen auf den Tisch streute, als in jener Abstimmung gegen Preußen sich der Bundestag selbst das Todesurtheil sprach und unser König sein Volk zu den Waffen rief, da hieß es „Feinde ringsum", in Front, Seite und Rücken. Es konnte der König nur trauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache, die Opferwilligkeit und Vaterlandsliebe seines Volkes, auf den Muth und die Kraft seiner Armee; vor Allem

aber traute er auf den Herrn, der Preußen aus sechs Trübsalen gezogen und es auch in der siebenten nicht verlassen noch versäumen werde. Und so ist er selbst in den Kampf gezogen, nicht von Ferne dem Fallen der Kriegswürfel lauschend, sondern mit dem gemeinsten Mann Entbehrung und Gefahr theilend, bereit, mit seinem Heere zu siegen oder zu fallen. So hat er auch, und mit ihm das Böhmische Heer, sichtbarlich die Wunderhand seines Gottes erfahren, und sein Bekenntniß unter dem Sieg, dem Donner der Kanonen und der Flucht der Feinde war kein anderes als: „Das ist vom Herrn, der Herr ist meine Macht!"

Die Aufgabe aber, an der Ihr, Soldaten und Landwehrleute der Main-Armee, standet, war keine geringere. Für Euch, bei denen der König nicht persönlich sein konnte, ging sein Trost in Assaphs Gebet: „Herr! Es ist bei Dir kein Unterschied, helfen unter Vielen, oder da keine Kraft ist. Herr, unser Gott, wider Dich vermag kein Mensch etwas!" Denn Ihr standet, eine Hand voll Leute, wider einen großen und tapferen Feind, einem Heere gegenüber, das, weil es in Verblendung in Preußen Deutschlands Feind sah, mit Erbitterung kämpfte — einem Heere, das nicht aus fremden Völkern und Horden, sondern aus deutschen Brüdern bestand; in dessen Reihen durch Gehorsam gebunden, manch edles deutsches Herz schlug, das in Preußen den Hort Deutschlands sah, nun bestimmt, durch preußische Kugeln zu fallen, — es war eine große, eine wehmüthig schmerzliche Aufgabe, die Ihr zu lösen hattet. Aber auch Euch half der Herr. Die zahlreichen und tapferen Feinde, Er hat sie mit Verwirrung und Zwiespalt geschlagen, rathlos und planlos fielen sie Euch in die Hände. Was Euch an Zahl der Soldaten gebrach, ward durch die Kühnheit und Ausdauer Eurer Heerführer ersetzt, die es dazu noch verstanden, nutzlosem Blutvergießen zu wehren und so die schmerzliche Aufgabe auf mildeste Weise zu lösen.

Und nun! wenn Ihr zurückschaut! Wer hat das kleine Häuflein von den Fluthen des nordischen Meeres im raschen Siegeslauf durch die wohlgerüsteten Länder, an den verwaisten Thronen und Residenzen vorüber, die steilen Schluchten der Rhön

hinauf, bis hinab an den Main, und in das Herz Bayerns gebracht? Wer hat Euch in ehrenvollem Frieden drei der schönsten und reichsten Länder dem Könige und Vaterlande zuführen, und sprechen lassen: „Siehe da!?" Geliebte, das lag außer aller menschlichen Berechnung, das überstieg die kühnsten Erwartungen — das war nicht Menschenwitz noch Menschenwerk, das kam wo anders her: das war, um ein altes Blücherwort neu zu gebrauchen: Falkensteins Kühnheit, Goebens Besonnenheit — aber vor Allem des großen Gottes Barmherzigkeit! Darum bekennen wir mit strahlendem Auge und jubelndem Munde über der großen Vergangenheit!

„Der HErr ist meine Macht!"

II.

Darum aber auch Ihm allein die Ehre und das Lob! „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gieb Ehre," so klang's vom König bis zum letzten Mann im vergangenen Jahre. Zu gewaltig, als daß man sie hätte überhören können, ging Gottes Stimme. Unser Volk, dem die Gefahr eiteln Rühmens nicht allzu fern liegt, hat sich nach dem Siege noch tiefer gebeugt in seinem Danke, als vorher in seiner Buße und seinem Gebet. Aber, Geliebte, der herzbewegendste Augenblick bleibt so oft nur ein Augenblick, Gottes Barmherzigkeit ist groß und weit, aber der Menschen Gedächtniß ist kurz. Es gilt darum, aufs Neue der vergangenen Tage unter Beugung des Herzens zu gedenken und zu sprechen: „Der Herr ist mein Psalm!" Liegt aber dies Bekenntniß nicht Euch am nächsten, drängt es sich nicht mit Gewalt Euch auf die Lippen, Ihr Soldaten und Landwehrleute vom 32. und 36. Regiment? Die blutigsten Tage fast des ganzen Feldzuges am Main, Euch waren sie zugedacht! Gedenket Ihr noch, Ihr Zweiunddreißiger, des Tages von Helmstädt, und Ihr Sechsunddreißiger der heißen Stunden, da Ihr übers freie Feld hin die Waldhöhen von Uettingen stürmtet? Da rechts und links die Kugeln einschlugen, viel liebe Kameraden sanken, den letzten Gruß im brechenden Auge Euch mitgebend, da

Ihr den Vers, so oft in guten Tagen gesungen, in so ganz anderm Tone verstehen lerntet:

Kann Dir die Hand nicht geben,
Derweil ich eben lad',
Bleib' Du im ew'gem Leben
Mein guter Kamerad!

Wohlan! Wem habt Ihr's zu danken, daß an Euch das Wort sich erfüllt hat: „Wenn Tausend fallen zu deiner Rechten, und Zehntausend zu deiner Linken, so wird es doch dich nicht treffen!" Ist's Euer Verdienst, daß die Kugeln Euer schonten, daß die schleichende Seuche Euch nicht verdarb, wenn Ihr heil aus der Schlacht kamt? Nein! Kommt! Ihr, die Ihr im grünen Eichenschmuck, im Glanze der Ehrenzeichen auf der Brust vor mir steht, kommt, laßt uns anbeten und sprechen: „Wir haben einen Herrn HErrn, der vom Tode errettet." „Der HErr ist unser Psalm!"

Vor den Todespforten, vor den Thoren der Ewigkeit seid Ihr gestanden und wieder umgekehrt und dem Leben aufs Neue zurückgegeben worden. Vor den Thoren der Ewigkeit aber gestanden zu sein, ist eine heilige, verantwortungsvolle Sache. Es ist eine Stunde, in der man mehr lernen kann fürs ewige Leben als in vielen Jahren. Es ist nicht einerlei, wie man dem Tode ins Auge sieht, ob mit dem heidnischen Muthe der Verzweiflung jenes Amalekiterkönigs, der die Zähne übereinanderbiß und sprach: „Also muß man des Todes Bitterkeit vertreiben!" oder mit dem stillen aber festen Muthe eines Christenmenschen, der da betet:

Christus der ist mein Leben
Und Sterben mein Gewinn,
Ihm hab' ich mich ergeben,
Mit Fried' fahr' ich dahin!

Geliebte! Wenn der Blick in den Todesrachen Euch das Leben in neuem Lichte gezeigt, wenn todte Kameraden, denen Ihr die Augenlider schlosset als letzten Liebesdienst, ihn dadurch erwidert haben, daß sie Euch die Augen über Euch selbst, über

den gewaltigen Ernst des Lebens geöffnet haben, dann werdet Ihr nicht bloß Euer leibliches Leben aus dem Krieg gerettet, sondern einen Samen höheren geistlichen Lebens aus dem grausigen Todtenfelde heimgebracht haben; dann wird im Blick auf diesen doppelten Gewinn Euer Bekenntniß am heutigen Tage über die Gegenwart sich recht vertiefen, wenn Ihr sprechet:

„Der HErr ist mein Psalm!"

III.

Aber wie, Geliebte, unser Psalm? Klingt nicht wehmüthige Klage an unser Ohr? Wollen wir Psalmen singen, wo die Seufzer der Verwundeten und Verstümmelten uns umtönen — wo in unsern Freudenkelch die Thränen der ihrer Kinder beraubten Eltern, der Wittwen und Waisen fallen? Ich habe sie nicht vergessen, und Ihr wollt sie auch mit mir nicht vergessen; ihnen gilt zunächst das Wort: „Der HErr ist mein Heil!" Schöner, Ihr verwundeten Krieger, als die blinkenden Medaillen am farbigen Band auf Eurer Brust sind die dunkeln Narben und rothen Wundenstreifen; schöner, Ihr Leidtragenden, als das Kreuz auf der Brust ist das Kreuz auf dem Grabe eines Kriegers, der für seinen König und sein Vaterland fiel. Aber besseren Trost weiß ich noch. Tröstlich und rührend war's, wenn unser König an den Verwundeten vorüberreitend, das Roß anhielt und mit Zuspruch und mildem Wort die Getroffenen aufrichtete; seines Königs Blick und Wort ließen manchen preußischen Krieger für den Augenblick der Wunden vergessen — aber wir haben einen König, der alle Wunden heilt, der mit seinem Blick das Auge mit sanftem Zuge von den Wunden am Leibe wegführt; der da schlägt für dies Leben, um zu heilen fürs zukünftige, der den Verwundeten und Verstümmelten das mild-ernste Wort zuruft: „Es ist dir besser, daß du zum Leben eingehst lahm und als ein Krüppel, denn daß du deine graden Glieder habest und werdest in die Hölle geworfen." Mancher ist mit dem Stelzfuß besser in den Himmel marschirt als mit gesundem Bein, und Mancher hat mit dem Armstumpf besser und kräftiger nach seinem

Gott gegriffen als mit der nervigen, gesunden Hand. Nehmt Eure Wunden darum nicht bloß als Denkzeichen des Feindes und des Krieges, nehmt sie auch als Denkzeichen Eures himmlischen Freundes und seiner Friedensgedanken über Euch.

Ich gedenke der Gefallenen aus Euren Reihen; — sie liegen fern im Böhmerland und unten am Main; Gott sei ihren Seelen gnädig und gebe ihnen eine fröhliche Auferstehung! Den Hinterbliebenen aber erweise Er sich als ihr reiches Heil. Was menschlicher Trost, menschliche Liebe vermochten, das hat unsere Stadt reichlich gethan. Ihre Väter haben es nicht fehlen lassen an treuer Sorge — aber Einer ist es, dessen Ehrentitel heißt: „Der Wittwen und Waisen Vater.“ Wo Er nimmt, giebt Er auch, wo Er verwundet, verbindet Er auch. Lasset die Gefallenen, Eure Söhne, Gatten, Väter und Brüder ein Band werden, das auf Erden gelöst, an den Himmel Euch bindet. In dem Herrn sei Eure Heilung und Heil!

Aber, Geliebte, so wenig die Wunden am Leibe der Krieger, so wenig sind die Wunden am Leibe unseres deutschen Volkes geheilt. Noch klafft der Riß zwischen Nord und Süd, noch blutet manche heimliche Wunde im Innern unseres preußischen Vaterlandes — und schon sind die Hände im Westen von Neuem aufgehoben, um von Neuem zu schlagen. Die Zukunft liegt vor uns wie der heutige Tag, wo die Wetterwolken den Blick der Sonne nicht durchbrechen lassen. Wo liegt unser Heil? Liegt's in Wort und Rede, in Sang und Lied, in Festen und Feiern, in Fürsten und Verfassungen, in Fürstentagen und Volkstagen, in Schwert und Krieg? Man hat's darin gesucht, aber nicht gefunden. Des deutschen Volkes Heil liegt in seinem HErrn, in ihm kann es allein frei und einig werden. Nur ein freies Volk kann ein wahrhaft frommes sein, aber auch nur ein frommes kann ein wahrhaft freies werden und bleiben. Wer für das edelste Gut, für seine Seele und seinen Glauben, sich selbst einsetzt, weß Gewissen an Gott und sein Wort gebunden, der ist der wahrhaft freie Mann, der für die höchsten irdischen Güter Hab und Gut, Leib und Leben einzusetzen vermag. Wo unseres Volkes tiefster

Riß, da wird auch seine Heilung zu beginnen haben. Darum „Im HErrn unser Heil! auch für die Zukunft!"

So laßt uns arbeiten mit der Kelle im Frieden, dieweil er über uns noch schwebt, uns halten zu Ihm, um in Ihm frei und einig zu werden, — aber, wenn des Königs Ruf wieder ertönt, zu schützen, was der Friede gebaut: Dann die Hand muthig ans Schwert, das Herz und Haupt empor zum HErrn, der unsere Macht, Psalm und Heil ist, und als heiliger Schwur gehe es uns über die Lippen:

„Mit Gott für König und Vaterland!"

Amen.

Predigt, gehalten vor dem Ausmarsch der Truppen am 28. Juli 1870 in der Königlichen Garnisonkirche zu Berlin.

Gnade sei mit uns und Friede von dem, der da war und der da ist und der da kommt. Amen.

Text: Römer 12 V. 12.

„Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet!"

In Christo, geliebte Gemeinde! insonderheit Ihr, geliebte Kameraden!

So sind wir denn noch einmal hier im stillen Gotteshause, noch einmal hier im Frieden versammelt, ehe wir hinausziehen in die Ferne, und das Kriegswetter uns umtobt; noch einmal wollen wir die Hände falten und zum Himmel erheben, damit sie gereinigt zu den Waffen greifen; wollen durch die Schärfe des Schwertes des Geistes, welches ist das Wort Gottes, unser Kriegsschwert uns schärfen und heiligen lassen.

Wir Alle sind in Bewegung, in Bewegung der Herzen und Hände; aber mitten in die Bewegung laßt mich in letzter Stunde ein Halt rufen — nicht ein Halt, um Euch aufzuhalten — wenn

der König und das Vaterland ruft, dann gilt's zu eilen — nein, ein innerliches Halt, ein Halt der Sammlung und der Prüfung über uns selbst, der Mahnung und der Ermuthigung an die Ausrückenden und die Bleibenden. Wohlan, wir hören:

ein dreifaches Halt vor dem Ausmarsch!

1. Halt ein mit Sünden und Sorgen!
2. Halt aus in Trübsal!
3. Halt an am Gebet!

I.

In Christo, Geliebte! „Seid fröhlich in Hoffnung!" Sagt, ist's nicht ein wunderliches Wort, eine starke Zumuthung: Seid fröhlich in dieser Zeit! Wie? jetzt fröhlich, wo Alle so ernsten Antlitzes aneinander vorübergehen, wo Mancher, sonst zum Lachen aufgelegt, so still wird? jetzt, wo viele Tausende noch einmal sich ins Auge sehen, vielleicht auf Nimmerwiedersehn, wo unser Ohr statt des fröhlichen Erntesanges und des Klanges der Sicheln in der Ferne den großen Schnitter hört, der Tod heißt, der unter der Blüthe unseres Volkes seine grausige Ernte halten will? Jetzt fröhlich sein, wo das Leid dieser ernsten Tage lastet auf Jedermann?

Ja, Geliebte, es wäre verkehrt zu fordern: Seid fröhlich! wenn nicht daneben die beiden Worte ständen: in Hoffnung! Hier liegt der tiefe Unterschied aller Christenfreude und aller Weltfreude. Die Weltfreude haftet am Augenblick, wie das Kind am Spielzeug, sie möchte den Augenblick festhalten; die Welt fabrizirt sich die Freude und zerstört sie wieder. Sie ist zufrieden, wenn sie nur Freude hat und keine Noth rings umher. Ist aber das Spielzeug fort, so geht das Weinen an, als ob nichts Freudiges mehr in der Welt wäre. Die Welt verbindet sich die Augen in den Tages des Glücks vor der Noth, und in den Tagen der Noth vor dem Glück. Christenfreude aber ist Mannesmuth und Mannesfreude. Ein Christenherz hat seine Freude nie an der bloßen Gegenwart; es kann in der Freude das Leid der Zeit

nie vergessen, aber darum auch im Leide die Freude nicht, denn diese hängt an der Hoffnung auf den Gott aller Hoffnung. Einen Ort weiß es, an dem es allezeit fröhlich sein kann, das ist das Herz Gottes mit seiner Güte und Treue. „Seid fröhlich in Hoffnung!" heißt darum nicht: Schlage dir die Gegenwart aus dem Sinn! träume dir goldene Berge! mache dich selber fröhlich! nein, nimmermehr! es heißt: Halte dich in dunkler Zeit an die Verheißungen deines Herrn, wie der Schiffer in dunkler Nacht nach den Sternen schaut! Laß sie dir leuchtend aufgehen! So viel Gott verheißt, so viel darf man hoffen.

Nun geht es hinaus in den Krieg. Sagt: Wollen wir erobern? Wollen wir plündern? Ist es uns ums Dreinschlagen zu thun? Nimmermehr! Wir ziehen hinaus, uns zu vertheidigen, einen lebendigen Wall mit unsern Leibern zu bilden, das Unrecht zu rächen, das man uns angethan. Der Herr ist unsere Hoffnung, denn der Herr schaffet Gerechtigkeit und Gericht Allen, die Unrecht leiden. Er ist ein gerechter Richter, darum sagen wir: „Richte mich, Gott, und führe meine Sache wider das unheilige Volk und errette mich von den falschen und bösen Leuten!"

Darum: Halt ein mit Sorgen! Bist du doch nicht Regente, der Alles führen soll. Ueberlasse dem Herrn die Führung! Unsere Hoffnung in Gott, wenn auch unsere Zeit in Unruhe. Er ist ein starker Gott, der schon so oft mit unsern Vätern gewesen in Wolken- und Feuersäule. Schon einmal hat Er den Feind gleichen Namens, der von einer Insel als seiner Wiege aufstieg, das Ende finden lassen auf einer einsamen Insel im Weltmeer, hat ihm den Schlagbaum in einer Nacht vorgelegt: bis hierher und nicht weiter!

Von Ihm allein hängt es ab, wohin Er, der Herr der Heerscharen, sein Schwert auf die Wagschale wirft. Muth ist gut, Tapferkeit ist gut; Courage ist gut, doch Muth zeiget auch der Mameluk, Courage auch der Verbrecher, aber eine fröhliche Siegesgewißheit hat nur der, der fröhlich ist in Hoffnung, in Hoffnung auf Gott.

Darum: Halt ein mit allem Uebermuth! Wer seine Hoffnung auf den Herrn setzt, hat es auf einen heiligen Herrn gesetzt, in dessen Augen nichts greulicher ist als der Uebermuth. Bei Gott sind alle Dinge möglich, aber zweierlei ist ihm unmöglich: daß er einen trotzigen Geist ertragen und ein zerschlagenes Herz verachten sollte. Nichts verlernt sich leichter in der Welt als die Demuth. Läßt Gott uns nur einen Augenblick los vom Druck seiner gewaltigen Hand, gleich sind wir oben auf. Geliebte, unser Volk hat schon schwere Tage durchlebt. Wollt Ihr verstehen, was es heißt, fröhlich zu sein in Zeiten der Noth, lernt es von dem Könige, dem vielgeprüften, der die schwerste Zeit unseres Vaterlandes erlebt und die Hülfe seines Gottes am sichtbarsten erfahren und der aus beidem den Wahlspruch seines Lebens nahm: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott!"

II.

Wo aber die Hoffnung ist, die fröhlich macht, da schwindet sie nicht, wenn Trübsal kommt, sie stärkt vielmehr das Herz zur Geduld in aller Trübsal.

Ist's nicht schon so im Leben des Einzelnen? Was hält doch die Mutter wach am Bette des Kindes und wehrt den Schlaf, der in die Augen kommen will? Ist's nicht die Hoffnung? Geduld, die keine Hoffnung hat, ist Schwachheit. Die rechte Geduld sieht aufs Ziel wie der Wanderer, der den steilen Berg hinaufsteigt. Daher bekommt sie ihre Kraft. So kann der Herr allein uns sagen: Halt aus in Geduld und Trübsal! Geduld will gelernt sein. Kein Mensch ist geduldig von Natur. Jeder will ungeschlagen durchkommen. Darum bedarf es für Alle solcher Zeiten. Kriegszeit ist immer Trübsalszeit. Mit Recht beten wir: „Vor Krieg und Blutvergießen behüt' uns, lieber Herre Gott!" Mag auch sein, daß solch ein Krieg die Luft reinigt wie das Gewitter — aber wo das Gewitter niederfällt und der Strahl zündet, ist's ein Unglück. Wir freuen uns, ihn nicht auf dem Gewissen zu haben, aber er ist eine Ruthe in Gottes Hand, damit wir etwas lernen sollen. Darum sind alle seine Heiligen in diese Schule der

Trübsal gegangen, Noah, Mose, Elia, so der Herzog der Seligkeit, denn „er erduldete das Kreuz".

Der Geduld bedarf es für Euch draußen im Felde. „Ein Geduldiger ist besser denn ein Starker, und der seines Muthes Herr wird, besser denn der Starke.

Es ist etwas Anderes, im raschen Lauf, in entscheidender Schlacht vorwärtszueilen, als still und zäh auszuharren im Feuer; ein Anderes, den Tod finden im stürmenden Muth, als aushalten zu müssen in jahrelangem Leiden. Ich habe so Manchen gesehen, der wohl den Muth hatte zu kämpfen, aber nicht den Muth zum Leidenaushalten — da gilt's: Jeder auf seinem Posten. Unser König hat das Eiserne Kreuz erneuert für besondere Heldenthaten im Feuer; nicht Jeder kann es erhalten, aber unser Gott sieht jede Treue, die aushält auf dem gewiesenen Posten.

Der Geduld bedarf es auch für Euch daheim. Ihr werdet ausschauen nach Briefen, nach Nachrichten. Durch's Herz wird es wogen von Hoffnungen und Befürchtungen, wie nöthig da die stille Geduld, die wartet. Und wenn die Todesbotschaft kommt, dann gilt es am tiefsten, am schwersten: Seid geduldig in Trübsal, geduldig in stiller Beugung unter Gottes Hand!

Ausharren gilt es auch nach dem Kriege. Jetzt ist die Begeisterung groß; sie fegt viel Flitter und Tand hinweg, viel falsches Franzosenthum auch unter uns — doch, daß es keine flüchtige Bewegung der Geister bleibe, daß sie reinigend, heiligend fortwirke in unserm Volke, das walte Gott!

III.

„Haltet an am Gebet!" Soll Hoffnung und Geduld lebendig bleiben, dann gilt es zu beten. Es giebt so mancherlei Beten. Es giebt ein Beten, da ist kein Herz darin, da spricht man nur Worte, aber sie dringen nicht zum Himmel. Es giebt ein anderes Beten, da ruft man, da beten nicht die Lippen, sondern das Herz; da macht man keine Gebete, nein, sie quellen aus dem Herzen wie im Sturme die Schiffsglocke von selber

läutet. Doch der Apostel fordert mehr: Haltet an am Gebet! Ja, haltet an, Ihr Krieger! Geht mit dem Herrn in den Kampf! Laßt betend seine Hand nicht los! Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn! Die Hand ans Gewehr, aber das Herz im Himmel! Ein schöner Tod ist noch kein seliger Tod. Aber betend sterben heißt selig sterben, da ist der letzte Seufzer ein letztes Gebet: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!

Drüben wollen sie jetzt ihren Zug zum Kreuzzug stempeln, wollen im Namen der Religion gegen uns Ungläubige ziehen, um uns zu zerschmettern zur höheren Ehre Gottes unter den Fahnen der Jungfrau. Wir aber wollen beten zum alten Gott, wollen zum Kreuz auf unseren Fahnen blicken, hinauf zu unserm erhöhten Herrn. Sie werden es erfahren wie in vergangenen Jahren, daß wir in Preußen den lebendigen Gott kennen, daß es die Ehre preußischer Könige gewesen, Jeden seines Glaubens leben zu lassen, daß auch unsere katholischen Brüder ihnen, was Ernst des Glaubens betrifft, nicht nachstehen und zu ihrem Könige halten.

Und wir, die wir zurückbleiben? Mit Wehmuth sehe ich Euch ziehen, ich, dem es versagt ist, Euch zu folgen. Mein Herr weiß es, wie gern ich mit Euch Leid und Freud' theilte. Aber ich weiß, Gehorsam ist besser denn Opfer. Es bleibt eine Gemeinde zurück, Euer Bestes, Eure Frauen, Eure Kinder, das dritte Aufgebot, das den rechten Landsturm bildet, das den Himmel stürmt, daß Gott Euch Sieg geben wolle. Ja, auf betendem Herzen wollen wir Euch tragen, wollen tapfer und treu anhalten am Gebet.

Nun, sei's denn geschieden! Die Hand reiche ich Euch zum Abschied, noch einmal das letzte Halt:

Halt ein mit Sorgen!
Halt aus in Trübsal;
Halt an am Gebet!

Amen.

Rede gehalten bei dem Einzug der deutschen Truppen in der St. Thomaskirche zu Straßburg, den 30. September 1870.

Gnade sei mit Euch und viel Friede von Gott unserm Vater und dem HErrn Jesu Christo!

Text: 1. Samuelis 7, V. 12.

„Da nahm Samuel einen Stein und hieß ihn Ebenezer und sprach: »Bis hierher hat uns der HErr geholfen.«"

Im freien Himmelsdome, angesichts der von uns umlagerten Stadt, auf der Stätte unserer Arbeit und Kämpfe, gedachten wir, geliebte Freunde und Waffengefährten, Gott die Ehre zu geben, ehe wir diese Stadt betraten. Nun sind wir eingezogen, aber unser erster Gang soll dennoch ins Haus Gottes sein, in dieser altehrwürdigen Kirche soll unser erstes Lied erklingen: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'." Denn nicht der Ort, aber die Art der Feier, ihr Ernst und ihre Innigkeit bestimmen ihren Werth. Ob wir in ihr bleiben oder von ihr scheiden, wir haben Ursache, in dieser Stadt einander zuzurufen: „Kommt, lasset uns niederfallen und anbeten den Herrn", und ob wir all der Arbeit und all des Leidens vergäßen der letzten Wochen, das Eine wollen wir nicht vergessen: einen Denkstein aufzurichten, wie einst nach gewonnenem Sieg der Zeuge aus dem alten Bunde that, und darauf zu schreiben:

„Bis hierher hat uns der HErr geholfen."

Dies Wort schaut in die Vergangenheit, in die Gegenwart und in die Zukunft: In die Vergangenheit unter Lob und Dank, in die Gegenwart unter Beugung, in die Zukunft mit Hoffnung und Mahnung.

Herr, thue meine Lippen auf, daß mein Mund recht rede und Deinen Ruhm verkünde, und die Herzen dieses Volkes, auf daß es recht höre und wir getröstet und gestärkt aus Deinem Hause in unser Haus gehen! Amen.

I.

„Bis hierher", wir sagen's mit bewegtem Herzen. Als wir auszogen in diesen Krieg, da war unser Herz bei allem Ver-

trauen auf unsern Gott und unsere gerechte Sache, auf die Einsicht unserer Führer und die Tapferkeit unseres Herzens voll Bebens und voll Sorgen. Mit den Thränen im Auge hat unser greiser, theurer König nach dem Schwerte gegriffen und sein Volk gerufen; wir waren gerüstet nicht bloß zum Kampf, auch aufs Unterliegen fürs Erste. Aber nun — was ist geschehen seit den Tagen des Juli? Ein großes: „Bis hierher und nicht weiter" hat der Herr den stolzen Wellen, die gegen uns herbrausten, zugerufen und sie haben sich gelegt, und der Herr der Heerscharen, der Hüter Israels, der nicht schläft noch schlummert, hat selbst die heilige Wacht am Rheine gehalten, daß kein fremder Fuß ihn betrat. Uns aber hat Er in anderem Sinne dies Wort sprechen gelehrt: Bis hierher!

Wir setzen unsern Finger hinter den unseres HErrn und rücken vorwärts von Weißenburg nach Wörth, von da nach Metz und Sedan bis vor die Thore von Paris und sprechen, anbetend, daß jeder Kampf Sieg war — bis hierher, und richten Denkstein um Denkstein auf. Und auch heute dürfen wir es thun. Aber wir fühlen's Alle: hier und heute hat dies Wort „bis hierher" — einen andern Klang. Die Namen der andern Städte treffen die Saiten eines deutschen Herzens nicht in der Stärke und Tiefe wie Straßburgs Name. — Wenn unser Volk Straßburgs gedachte, da flammte das Auge, da brannte ihm die Wange. Hineingewoben in seine schönsten Lieder, in den Traum der einstigen und wiederkommenden Herrlichkeit seines Reiches, war diese Stadt des deutschen Volkes Schmerz und Sehnsucht. An dem heutigen Tage vor bald zweihundert Jahren ihm entrissen und geraubt durch Schwäche, wenn nicht durch List und Verrath, inmitten des tiefsten Friedens; geraubt, als Deutschland am Boden lag, eine blutende Mutter, die ihr Kind nicht zu schützen vermochte, so hat sein Münster zu uns herübergeragt, ein aufgehobener Warnefinger, ein Denkstein unserer Schmach. Aber wer es recht verstand, der sah und hörte noch mehr. Der sang mit dem Liede:

„Und tönen uns Sehnsuchtslieder
Herüber über den Strom,
Es ist der Bauherr, Brüder,
Er läutet in seinem Dom.
Er läutet wehmuthschaurig,
Stimmt deutsches Herz so traurig.
Er läutet mit flammender Hand:
Er ruft sein Vaterland!"

Der hörte den Ruf zu deutscher Einigkeit, um durch Einigkeit es wiederzugewinnen, was durch Zwietracht verloren gegangen.

Anders, als wir sie verloren, haben wir diese Stadt wiedergewonnen. Nach hartem Kampf und tapfrer Gegenwehr (dies Zeugniß wollen wir unsern Gegnern nicht vorenthalten) ist sie unser geworden. Mit Blut haben wir, wie um eine entrissene Braut, kämpfen müssen. Wohl fiel uns damit die schönste, aber die schmerzlichste Aufgabe in diesem Kriege zu. Aber wir rangen als ein vereinigt Volk von Brüdern. Wir sagen deshalb: „Bis hierher hat uns der Herr geholfen", und wissen, was in diesen „uns" liegt. Ist's Zufall oder Fügung, daß gerade vor dieser Stadt die Krieger aus dem höchsten Norden und tiefsten Süden, aus Königsberg und Constanz lagen? Daß angesichts dieser ehemals deutschen Stadt vor ihren Augen eine Verbrüderung stattfand, wie sie seit Jahrhunderten kein deutsches Auge mehr sah? Ja, es war ein Zeugniß, daß der alte Hader vorbei, daß es Frühling geworden im deutschen Vaterlande. Geliebte! Es geht die Sage von dem Münster dieser Stadt, daß es so fest gegliedert sei in seinem kühnen Bau, daß, wenn nach seinen Fundamenten tief unten geschlagen wird, die Krone hoch oben sich bewege und so durch den ganzen Bau der Schlag zittre. So ist's in Wahrheit jetzt in unserm deutschen Land. Der Schlag nach der Krone hat hier den ganzen Bau durchzittert, eine Gefahr, ein Kampf hat uns vereint. Daß wir als ein einig Volk haben ringen dürfen um diese Stadt, daß sie unser geworden durch vereinte Kraft, darum sprechen wir unter Lob und Dank:

„Bis hierher hat uns der Herr geholfen."

II.

Wem anders als dem Herrn soll unser Dank gelten? Meine Brüder, ich weiß und kenne Eure Mühe und Arbeit. Ich bin deß Zeuge gewesen. Ich erkenne, wie vieles Kopf und Hand hier geleistet. Das muß auch der Feind anerkennen. Es war ein entsagungsvolles Werk; denn ein Anderes ist's, in freier offener Feldschlacht, innerhalb weniger Stunden, Mann gegen Mann, Auge in Auge, den Entscheidungskampf zu kämpfen, und ein Anderes, wochenlang vor einer Stadt zu liegen, den Feind nicht zu sehen und hingerafft zu werden, wie von unsichtbarer Hand geschlagen. Hier gilt das Wort: „Ein Geduldiger ist besser denn ein Starker, und wer seines Muthes Herr wird, ist besser, denn der Städte gewinnt." Und dennoch, Geliebte, wir sprechen: „Bis hierher hat uns der Herr geholfen." Ach, als plötzlich, fast noch mitten im heftigen Feuer, die weiße Fahne aufgehißt wurde und weithin vom Münster wehte, als unsere Krieger aus den Laufgräben stiegen und den Gegnern die Hand reichten, da überkam mich (und ich weiß es, viele Tausende mit mir in und außer der Stadt) ein wunderbares Gefühl, ein Gefühl, daß dies nicht Menschenwerk, sondern ein Werk Dessen sei, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche. Das zog durch die Lieder, die von den Wällen tönten, das zog uns auch hierher. „Der Herr hat uns geholfen", das wollen wir frei und offen bekennen. So ist's auch nach unseres theuren Königs Sinne. Gottes Gnade preisen, dazu mahnt er uns in jedem Siegesbericht. Wir müssen uns beugen unter dem Reichthum der Barmherzigkeit Gottes. Ein Baum beugt sich ja nicht bloß, wenn der Sturm seine Aeste schüttelt oder bricht, er kann sich auch beugen unter der Last des Segens, der auf seinen Zweigen liegt. So laßt auch uns thun. Geliebte, wir sind in einem Lande, dessen Volk nicht gefallen ist bloß unter unseren Siegen, sondern das gefallen ist, weil es nicht gewußt, was zu seinem Frieden dient, und nicht glaubt, daß das Wort ewig wahr sei: „Gott widerstehet den Hoffärtigen." Nur ein Volk, das sich beugt, kann Gott erhöhen. Aus den Flammen der Stadt, Ihr

sahet es, da wies der himmelanstrebende Thurm hinauf zum HErrn; laßt ihn auch jetzt Euch weisen, dem HErrn die Ehre zu geben. O, wenn unser preußisches, unser deutsches Volk einmal anfängt zu vergessen, was es seinem Gotte schuldet, dann ist der Anfang des Endes da. Gedenket unserer Väter, die nicht umsonst einst sieben Jahre lang das eiserne Kreuz auf dem Rücken trugen, ehe es sich wandeln konnte zu einem Ehrenkreuz auf der Brust! Darum beugen wir uns und bitten auch, Er möge vergeben und zudecken mit seiner Gnade, was hier gefehlt und gesündigt. Wir wissen's ja, daß sich auch an das edelste und tapferste Schwert Rost setzen kann. Er aber entsündige und reinige Hand und Schwert.

III.

„Der Herr hat uns bis hierher geholfen." Das giebt Muth und Zuversicht in die Zukunft. Ja, Er muß und wird weiter helfen. Er muß da helfen, wo kein Mensch helfen, wo Er allein trösten kann. Ich gedenke mit Wehmuth derer, die hier vor dieser Stadt fielen; an so manches hoffnungsreiche, geliebte Leben, das hier ausgeblutet. Wie mancher von unseren Kameraden hat doch, fern von der Heimath, fern von den Lieben, ohne Trost und letzten Liebesdienst das treue Auge geschlossen, sterbend den schönen und süßen Tod für König und Vaterland! Ach, es ist in diesem Kriege und auch hier vor dieser Stadt viel edles, theures Blut geflossen, das schmerzliche Lücken in der Heimath läßt. Wer will da trösten? Wer will da Ersatz sein, wenn nicht der Herr, der einst zur Wittwe gesagt: „Weine nicht", der allein auf die blutende Wunde den heilenden Balsam seines Friedens zu legen vermag? Ehre dem Gedächtniß unserer Todten, Friede ihren Seelen, Trost ihren Hinterbliebenen! Der HErr hat geholfen, Er wird weiter helfen, aber Er hat auch geholfen, damit wir helfen. Und es giebt viel, viel zu helfen, viel zu trösten, viel zu opfern. Wir sehen eine Opferwilligkeit in unserm Volke von oben herab bis zum Geringsten, die unser Herz bewegt. Ich sage von oben herab. Unsere theure Königin, deren

Geburtstag wir heute feiern — wir wollen Ihrer in erster Linie gedenken. Es ist des Hauses Hohenzollern Ehre und Schmuck von jeher gewesen, daß es mit seinem Volke Leid und Freude getheilt, und in Opfern dem Volke vorangeleuchtet. Wie jede andere Frau im Volke, so hat auch die Königin, da das Vaterland rief, den Gatten in den Krieg ziehen lassen und den einzigen Sohn vom Herzen gegeben; zu den Kranken und Verwundeten geht die hohe Frau mit zarter, tröstender Liebe. Wir sagen's ohne Schmeichelei, daß in Wahrheit ihr des Herrn Wort gilt: „Sie hat gethan, was sie konnte." Gott segne sie dafür in himmlischen Gütern mit Seinem unaussprechlich seligen Frieden und bleibe ihres Lebens Licht und Stern bis in den Lebensabend und in die Nacht, da Niemand wirken kann!

So haben denn auch wir Alle eine heilige Verpflichtung, zu helfen. An Euch denke ich zuerst, die Ihr hier diese Stadt besetzen sollt. Erleichtert durch Euer Benehmen das schwere Loos, das diese Stadt getroffen, und zeigt, daß die Großmuth gegen den bezwungenen Feind des Kriegers schönster Schmuck ist. Durch Eure Mannszucht und Euer Betragen macht Euch des deutschen Namens würdig und beweist es, daß es eine Ehre sei, ein Deutscher zu sein. Wir haben Alle die Trümmer dieser Stadt mit Bewegung gesehen. Deutschland hat eine große Ehrenschuld, die Wunden zu heilen, die der Krieg schlagen mußte. Straßburg hat die Thore geöffnet, öffnen wir ihm unser Herz und unsere Hand, damit aus den Ruinen ein Neues entstehe und diese Stadt bald merke, daß Gott nicht Gedanken des Leides, sondern Gedanken des Friedens mit ihr hatte. Möge sich unser Denkstein Ebenezer, d. h. „bis hierher hat uns der Herr geholfen", zu einem Steine Pniel für sie wandeln, d. h. „ich habe des Herrn Angesicht gesehen und meine Seele ist genesen" und ein Geschlecht heraufgewachsen, in welchem durch Frömmigkeit und Ehrenhaftigkeit die Vorväter wieder auferstehen.

Uns aber gebe der HErr, der den Kriegern in aller Welt steuert, der Bogen zerbricht und Spieße zerschlägt, in diesem neuen Sieg und Friedensschluß ein Unterpfand, daß Er bald zu einem

ehrenvollen und dauernden Frieden helfen werde, und unser deutsches Vaterland werde, was über einem der Thore dieser Stadt steht, „den Feinden ein Trutz, den Bürgern ein Schutz". Wir sind ausgezogen in diesen Krieg mit dem Kyrie eleison: „Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir"; mögen wir bald heimkehren, und nicht bloß wir jetzt, sondern unser ganzes Volk das Gloria excelsis singen, ein großes: „Nun danket Alle Gott!" Das walte Gott in Gnaden!

Amen.

Predigt am Geburtstage Sr. Maj. des Kaisers Wilhelm I. am 22. März 1871 in der St. Thomaskirche zu Straßburg.

Die Gnade unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns Allen! Amen.

Text: Psalm 21, 1—8. 14. Psalm 61, 7—9.

Ein Psalm Davids vorzusingen. HErr, der König freuet sich in Deiner Kraft und wie sehr fröhlich ist er über Deiner Hülfe.

Du giebst ihm seines Herzens Wunsch und weigerst nicht, was sein Mund bittet.

Denn du überschüttest ihn mit gutem Segen, du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt.

Er bittet Dich um das Leben, so giebst Du ihm langes Leben immer und ewiglich.

Er hat große Ehre an Deiner Hülfe, Du legest Lob und Schmuck auf ihn.

Denn Du setzest ihn zum Segen ewiglich, Du erfreuest ihn mit Freuden Deines Antlitzes. Denn der König hofft auf den HErrn, und wird durch die Güte des Höchsten festbleiben.

Du giebst Deinem Könige langes Leben, daß seine Jahre währen für und für, daß sein Thron immer bleibe vor Gott. Erzeige ihm Güte und Treue, die ihn behüten.

HErr erhebe Dich in Deiner Kraft, so wollen wir singen von Deiner Macht.

So will ich Deinen Namen lobsingen ewiglich, daß ich meine Gelübde bezahle täglich.

Geliebte! Was ist uns, daß wir heute hier im Gotteshause den Werktag zum Sabbath wandeln? Ja noch mehr: daß wir den Trauerflor der Passion von den Harfen lösen und Jubellieder im höhern Chore singen? Es ist keine Siegesbotschaft mehr, und noch ist es keine Friedensfeier, die uns hier zusammenruft. Und doch ists ein Tag, dem preußischen Herzen allezeit und nun auch dem deutschen Herzen fortan hoch und werth: Unsers Kaisers und Königs Geburtstag, den wir feiern. Wenn ein tiefer angelegter Mensch die Chronik seiner vergangenen Jahre an solch einem Tage in stiller Morgenstunde am innern Auge vorüberziehen läßt und dankerfüllt, bewegten Herzens an der Hand der lichten Vergangenheit in die dunkle Zukunft wandelt — wenn das dazu ein Mensch thut, der es weiß, daß er den Markstein der Hälfte seiner Tage längst überschritten und jedes Jahr als sein letztes begrüßt und in die Grüße der Seinen hinein den ernsten Gruß hört: „Bestelle dein Haus“ — Geliebte! Was muß dann nach einem *solchen* Jahre am *heutigen* Tage unsers *Königs* Herz bewegen, das nicht sein eigenes Leben allein lebt, in dessen Leben das seines Volkes mit hinein pulsirt?

Der Liebe ist es eigen, daß sie sich versenkt in des Geliebten Herz, aus ihm heraus fühlt und denkt. Gottlob, es fehlt dem Könige heute an solcher Liebe nicht. Noch ist es bei uns in Preußen nicht gelungen, aus des Volkes Herz die Liebe zu seinem Könige zu reißen, und was ihm etwa daran fehlte, das ist in diesem Jahre an *deutschen* Herzen tausendfach ersetzt.

Es werden ihm heute die reichsten und treusten Grüße und Wünsche nicht fehlen; die Seinen werden ihn umstehen, die Gattin, die Kinder und die Enkel ihn liebend umgeben; aus Nord und Süd wird sein Volk ihn grüßen — *wir* aber gehen ins Heiligthum und zünden Opferflammen an.

Wir bringen ein doppeltes Opfer dar dem HErrn:

1. Ein Dankopfer für Gottes Barmherzigkeit über unserm König.
2. Ein Bittopfer zu Gottes Kraft und Herrlichkeit für unsern König.

I.

Einem von Lob und Dank überströmenden königlichen Munde ist dieser jubelnde Psalm einst entflossen. Hat je ein König die wechselvollen Geschicke eines Fürstenlebens erfahren, so war es David. Tage und Stunden kamen gezogen, da ihm die Wasser an die Seele gingen, Tage voll Noth und Angst; Wege hieß ihn der HErr gehen, so dornenvoll und thränenreich, wie sie kaum ein Bettler durchwandelt hat. Aber er weiß dafür auch von lichten, hohen Tagen zu sagen, wie sie eben auch nicht Jeder im Volk erfährt, von Tagen, wo Gottes Gnade wie eine hellleuchtende Strahlenkrone auf seinem Haupte ruhte, wo der HErr mit goldenem Schilde ihn deckte in aller Hitze der Trübsal, vor allen schwirrenden Geschossen seiner Feinde. Seine Harfe singt von Beidem, singt von Leid und Freude auf dem Königsthron; aber was sie singt, das klingt hinaus zum Volke, das tönt zurück aus des Volkes Herzen. Des Königs Freude ist des Volkes Freude, und des Königs Leid ist sein Leid. Freut sich das Haupt, so freuen sich die Glieder mit. So trägt unser Psalm die Ueberschrift: „Ein Psalm Davids vorzusingen" — wir aber setzen hinzu: und „nachzusingen."

Das kann aber nur ein Volk, das weiß, was es überhaupt an einem König, an einem persönlichem Regimente hat und an seinem Fürstenhause mit Ehrfurcht, Dank und Liebe hinaufschauen kann. Wer das nicht wüßte, hier könnte er's erkennen. Sagt uns nicht dies Land, in welchem unser Volk in Waffen jetzt steht, die Stadt, die es mit eisernem Gürtel seit Monaten eingeschlossen hält, dies Volk, das unsere Waffen nun zum zweiten Mal in diesem Jahrhundert entwaffnet haben, — sagen sie uns nicht

etwas vom Jammer und Elend einer Nation, die ihr festes, gottgeordnetes Regiment verloren hat? Seit ihres Königs Haupt im vergangenen Jahrhundert gefallen, ist sie nicht mehr zu ihrer Ruhe gekommen. Von der zügellosesten Freiheit, in welcher das Volk, die rothen Mützen schwenkend, um Guillotine und Freiheitsbaum tanzte, fiel es hinein in die Hände des korsischen Mannes mit der ehernen Stirn und eisernen Faust, jenes Mannes, der seinen Willen zum Gesetz Aller machte und die Blüthe des Volkes auf den Schlachtfeldern Rußlands und Leipzigs seinem unbändigen Ehrgeiz opferte. Und als er, der wie ein blutiges Meteor auf einer Insel aufgestiegen, auf der fernen Insel im Weltmeere in Nacht und Dunkel unterging, da fiel das Volk wieder in die Hände des Königsgeschlechts, das nichts gelernt und nichts vergessen hatte, und nachdem es dieses vertrieben, in die Hände eines selbstgemachten Bürgerkönigs, aber nur, um auch ihn aufs Neue zu verjagen. Da schrieb es auf seine Fahne die drei großen Worte, so schön klingend und einschmeichelnd: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ um dann kurz darauf in die Hand dessen zu fallen, der, auf Meineid und Trug den Thron bauend, dem Volke Brot und Spiele, aber keine Freiheit gab. Und auch sein Stern, an den er geglaubt, sank — und als er auf den blutigen Schlachtfeldern vor Metz und Sedan niederging, da jauchzten die über seinen Fall, die vor Kurzem mit Millionen Stimmen seinen Thron und Regiment gestützt, und unter Verwünschungen und Händeballen zog der in die Gefangenschaft, vor dessen Augenzucken sie sich gefürchtet, an dessen Neujahrsworte man die Geschicke der Welt gehängt! Und nun ist das Volk in den Händen derer, die die Ruder des sinkenden Schiffes ergriffen, die getränkt sind von dem Geiste, der seine eigenen Kinder frißt. Habt Ihr's nicht gehört, wie in diesen Tagen dort der Mann, der mit seinem einem Auge das Auge Frankreichs genannt ward, die Republik schildert als Erlöserin als „blutige Braut“? Nun zerstört dies Volk selbst im Wahnsinn mit Flammenöl seine Königspaläste, die Denkmäler seiner Siege, tödtet seine Führer und Verführer. Sagt an — ergreift

es uns nicht mit tiefem Schauer und innigster Wehmuth, ein solch begabtes, reiches, edel angelegtes Volk vor uns zu sehen, ohne Ruhe und ohne Frieden, ohne Thron und ohne König noch Regiment? Aber freilich — es ist hier ein Zusammenhang des Falls der Fürsten und des Volkes; es waltet ein Gottesgericht über Beiden. Wie konnte ein Volk ein Königshaus ehren und lieben, gegen welches das Blut der Bartholomäusnacht schrie? das, Eid und Treue brechend, seine besten Unterthanen aus dem Lande trieb und den Pesthauch der Frivolität und scheußlichster Laster über das ganze Volk hin ausathmete und unter der Maske der Heuchelei und des Jesuitismus eine Stätte der Gottlosigkeit und des Unglaubens ward? Ists ein Wunder, wenn das innerste Mark des Volkslebens tödlich getroffen und jetzt dieser letzte Kaiserthron gefallen ist, nicht wie ein gesunder Baum unter den wuchtigen Schlägen einer blitzenden Axt, sondern wie der faule Baum, der unter dem Nordsturm zusammenbricht?

Geliebte! Wenn Frankreich durch sein Königshaus herabgekommen, so dürfen wir wohl sagen: was Preußen geworden, ist es vornehmlich durch sein Königshaus geworden, durch die Treue, mit der Fürst und Volk zusammenstanden. Preußens Geschichte faßt sich in das Wort: „Sie haben mich oft gedrängt von Jugend auf, aber sie haben mich nicht übermocht." Wie hat doch der HErr den jungen Adler fliegen gelehrt vom Fels auf dem Hohenzollern bis zum Meer! Der arme märkische Sand war eine Stätte des Rechts, der Zucht, eine Zuflucht der Vertriebenen, eine Burg des Evangeliums, der Gewissensfreiheit geworden. In tiefstem Leid haben Fürst und Volk seit den Tagen des großen Kurfürsten und des großen Friedrich bis zu den Zeiten des schwer geprüften Friedrich Wilhelm III. das Wort erfahren: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten." Und als unser König rief, zum dritten Mal innerhalb sechs Jahren nothgedrungen zum Schwerte greifend, da kamen Alle; sie wußten, des Königs Heil ist unser Heil, seine Ehre unsere Ehre, sein Leid unser Leid. Aber auch des Königs Freude des Volkes Freude. Darum ist's ein Psalm vorzusingen — der heute in

Millionen Herzen in dankbarer Liebe nachgesungen wird. So stehen Fürst und Volk in Preußen zusammen. Das ist das Erste, was wir unter tiefer Beugung als Dankopfer vor den HErrn bringen.

Aber wir danken nicht blos, daß wir überhaupt einen König und ein Königshaus haben und der HErr die vierte Bitte im Vaterunser gnädiglich erfüllt hat und uns „fromme und getreue Oberherren und gut Regiment" gegeben — wir danken Ihm am heutigen Tage, daß wir einen solchen König haben und der HErr sein Gott ihn so herrlich geschmückt hat. Es hat wohl der Dichter Recht, der singt:

„Welch höhern Ruhm kann noch ein Fürst erreichen,
Dem die Liebe des Volkes jauchzend die Palmen gereicht?"

Das Volk die Palme, der HErr aber die Krone. „Du überschüttest ihn mit gutem Segen, Du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt." Geliebte! Die beiden Königspsalmen, der zwanzigste und der unsere, sind ein köstliches Zwillingspaar. Der erste ist vor, der andere nach dem Kriege gesungen. Im ersten Psalm zieht der König aus unter dem Panier des HErrn, ER allein die Hoffnung, ER allein der Schwertsegen. Und im andern kommt der König heim, und in seinen Händen bringt er eine goldene Krone mit. Wer denkt nicht an David den König, der auszieht gegen Syrer und Ammoniter, gegen den überlegenen doppelten Feind, und von dem, heimkehrend nach dem Siege, die Chronik schreibt: „Und David nahm die Krone des Königs der Ammoniter, die an Gewicht hatte ein Talent Goldes und Edelsteine, und sie ward David auf sein Haupt gesetzt." Wie stimmt doch das mit dem Worte unseres Psalms zusammen! So zog unser König in den Krieg, auf seinen Lippen das Gebet um Hülfe aus dem Heiligthum, die Bitte mit ihm und seinem Volke zu sein, wie ER einst mit den Vätern gewesen! So rief er sein ganzes Volk, sich zuerst zu heiligen im Gebet, in seiner Sache an die höchste Instanz zu appelliren, den HErrn zum Bundesgenossen sich zu erwählen, und danach gürtete er sein Schwert um. Und —

„Der alte Gott im Himmel
Gab dem alten König Sieg!"

Nicht bloß beschützt und behütet, sondern gekrönt führt ihn der HErr zurück. Zu der Krone des Königthums gab er ihm noch eine Krone der Ehren und der Siege, und ihr leuchtend Bild ist die Kaiserkrone. — Ein achtzehnter Januar war's einst, den man als Krönungstag bei uns in Preußen gefeiert, und ein achtzehnter Januar wird von nun an das ganze deutsche Volk erinnern, daß die Hoffnung seiner edelsten und besten Söhne nicht zu Schanden geworden. Wars doch noch nicht erstorben, weder in dem Herzen noch auf den Lippen des deutschen Volkes: „das Lied vom deutschen Kaiser." Was die Dichter gesungen, in der Jünglinge Brust tönte es wieder von Geschlecht zu Geschlecht. Die Alten sind mit der Hoffnung zu Grabe gegangen, es werde ein Kaiser aufstehen, der des deutschen Reiches Herrlichkeit wiederbringen werde, und sie haben diese Hoffnung dem kommenden Geschlechte vermacht. Und siehe, was die Besten geglaubt, was die Kühnsten nicht zu hoffen gewagt, was die Mattherzigen als Schwärmerei verlacht — das ist vor unsern Augen erstanden: ein einiges deutsches Volk unter seinem Kaiser. Und der König hat die Krone nicht hingenommen als einen Raub, sie ist ihm entgegengebracht worden von den deutschen Fürsten und errungen worden auf dem Schlachtfelde vom deutschen Volke. Wenn es in einem Psalme heißt: „Ueber dem König blühet seine Krone" so ergreifen auch wir dies Bild und sagen: Die Kaiserkrone ist dem König nicht gemacht worden, sie ist lebendig emporgewachsen und über Ihm herausgeblüht, ein Gnadenlohn, vom HErrn gereicht nach langer, mühe- und dornenvoller Arbeit.

Und das hat ihm der HErr bescheert nicht am Morgen, nicht am Mittag — nein am Abend seines Lebens. Wenn eines Menschen Leben an den Schlagbaum gekommen, davon Mose, der Mann Gottes, im 90. Psalm sagt: „Unser Leben währet siebzig Jahre" — dann ziehen sich die Ströme des Lebens zurück. Es wird mehr ein Leben der Vergangenheit, denn der Gegenwart; es fehlt der frische Schwung der Jugend, der

kühne Unternehmungsgeist, der Neues beginnt. Aber wie wunderbar hier in unseres Königs Leben! Wo Anderer Leben an Bedeutung fürs Große, Ganze verliert, hat das seine erst die volle große Bedeutung gewonnen. Ja der HErr hat ihm noch eine andere Krone aufs Haupt gesetzt. „Er bittet Dich um Leben, und Du gabst ihm langes Leben“, die Silberkrone des Alters, jene stille Majestät des Silberhaars, die Jeder gern und willig anerkennt, und mit ihr die heilige Ruhe und Abklärung reifer Erfahrung, den klaren Blick über Welt und Menschen, den nur das Alter geben kann. Das hat der HErr ihm gegeben: „Deiner Kraft freut sich der König und ist sehr fröhlich über Deiner Hülfe.“ Während andere gebrochen stehen im Alter, Ruinen dessen, was sie einst gewesen — wie frisch und jugendlich an Geist und Körper steht der König da in der Kraft seines Gottes! Für jeden Dienst der Treue und Liebe das treue Gedächtniß, für jede Arbeit die ganze Kraft; Gefahr und Mühe mit jedem Jüngling theilend, er der dreiundsiebzigjährige Greis. So stand noch vor Kurzem sein Bild vor uns. So ist's denn nur Dank, heißer Dank gegen den treuen Gott, der unser Herz bewegt; ein Dankopfer, das wir in unseren Händen tragend hier anzünden über dem, was der HErr an dem Könige gethan und für das, was ER uns, Seinem ganzen deutschen Volke in ihm geschenkt. Ach, Geliebte, daß wir's nicht vergessen möchten und, heimkehrend in die Heimath, als eine Frucht der Erfahrung, die wir hier in diesem Lande gemacht, es doppelt an jedem Königsgeburtstag fühlten: „Wohl dem Volke, dem es also gehet!“

II.

Wer aber dankt, der darf auch bitten. Der Dank ist's, der uns die Thür zu Gottes reichem Herzen offen hält. Einem dankbaren Herzen giebt man gerne. Wenn die Kinder in der lieben Heimath den Geburtstag ihres Vaters feiern, des Hauptes im Hause, dann steht neben dem Danke die Bitte: „Ach HErr, laß ihn uns noch dies Jahr“. Und die Bitte wird um so dringender und inniger, wenn die Kinder es wissen, wie noth

ihnen das Leben des Vaters noch thut, und wenn sie es sich sagen, daß die Tage gezählt und jeder weitere nur geschenkt ist. So stehen auch wir heute bittend für das theure Haupt der großen Volksfamilie: „Ach HErr, erzeige ihm Güte und Treue, die ihn behüten, daß sein Thron bleibe immerdar vor Dir." David weiß es: Es ist leichter, zur Höhe zu kommen, als auf der Höhe bleiben; leichter eine Krone erringen, als sie nun auf dem Haupte tragen mit aller ihrer sorgenschweren Verantwortlichkeit. Es ist leichter, im Unglück muthig, als im Glücke demüthig bleiben vor Gott. Wir alle verstehen besser die Nähe des HErrn, wenn Er in der Nacht der Noth und der Trübsal in der Feuersäule mit uns wandelt, als wenn er im Mittagsglanze des Glückes, des Ruhmes und der Ehre, als in der Wolkensäule mit uns zieht. Wohl uns, daß wir einen demüthigen König haben, der es weiß, wer ihn behütet und bewahrt und wer ihn allein auf der Höhe erhalten kann, um die die Stürme viel mächtiger brausen als im Thal. Nicht in der Weisheit seiner Räthe, nicht in der Freundschaft seiner Verbündeten, nicht in der Tapferkeit seines Heeres, nicht einmal in der Treue seines Volkes, sondern in Gottes Güte und Treue liegt des Königs beste Kraft und sein Schutz. Der Menschen Weisheit kann versagen, ihre Freundschaft sich wandeln, ein Schwert zum Rohrstab und ein Volk verführt werden und das „Kreuzige" demselben Manne entgegenrufen, dem es vorher Palmen gestreut und Hosianna entgegengejauchzt — und wir haben solche Tage erlebt — aber Gottes Güte und Treue versagen nicht. Sie machen es, daß des Königs Thron bleibe immerdar vor Gott. Ach mancher Fürst ist vor Menschen Augen noch fest gesessen auf seinem Thron — wie einst Saul, der König Israels — und doch ist im obersten Regimente sein Absetzungsdekret schon ausgefertigt und er ist vom Herrn verworfen. Es kommt die Stunde nur, wo es auch vor Menschenaugen offenbar wird, was im Heiligthum Gottes längst beschlossen war. Güte und Treue Gottes behüten vor aller Selbstüberhebung, behüten aber auch vor aller Verzagtheit, heben den Fürsten weg über das schwankende Urtheil der Menge, über Lob und Schmeichelei.

Unsern König erwarten noch große Aufgaben, und manch innerer Feind wird sein Haupt erheben — da mögen Gottes Güte und Treue ihn bewahren. Das laßt uns für ihn erbitten. Wenn heute aber an Alle im Volk die Mahnung geht, festzustehen zu unserm König, daß von oben Gottes Güte und Treue und von unten Seines Volkes Liebe und Treue ihn behüten, so gilt sie doch Euch insonderheit, geliebte Brüder und Kameraden. Wir sind dem Könige noch mit besonderem Eide verpflichtet. Jetzt jubelt dem Könige Alles entgegen. Aber es hat andere Zeiten gegeben und kann auch wieder andere Zeiten geben. Bei der großen Menge entscheidet der Erfolg, aber im Heere die Treue dem geschwornen Eid. Da laßt uns feststehen in guten und in bösen Tagen. Was uns der König ist, zu was er uns mit Gottes Hülfe gebracht, das kann uns allsonntäglich hier dies Gotteshaus durchs Gegentheil lehren. Dort im Chore der Kirche steht an der Stätte des Altars, durch französischen Königsmund befohlen, das Denkmal jenes Marschalls und Herzogs zu Sachsen, der sein deutsches Volk verlassen, seinen Arm und sein Schwert dem welschen Dränger geliehen und in fremdem Solde stehend sein eigenes Vaterland bekämpft hat. Ueber den zerbrochenen Fahnen seiner Landsleute schreitet er hinab in sein ruhmloses Grab. Frankreich weint um ihn, aber sein Vaterland hat keine Thräne für den entarteten Sohn. Schaut hier das Bild des Jammers und des Elends, der Schmach des deutschen Namens! Und nun schaut auf zu unserm König, der wie seine Ahnen sein Geschick mit dem seines Volkes verflochten weiß, mit ihm Freud und Leid, Noth und Sieg theilt — der nicht ruhmlos in der Manneskraft ins fremde Grab hinuntersteigt, sondern im Alter emporsteigt, geliebt und getragen von seinem Volke, dessen Kaiserkrone er aus dem Grabe hervorgeholt. Wohl haben auch wir den König hinabsteigen sehen zu einem Grabmal; hinab zu den Särgen der schwergeprüften Eltern, dort zu beten vor dem Kriege; des Gottes zu gedenken, der die Noth einst gewandt und der auch heute noch helfen kann. Und wie hat der

HErr den König wunderbar erhört! So erhöre denn auch uns der HErr, wenn wir heute für den König bitten.

Herr, unsere Dank- und Bittopfer sind bereit, wir legen sie auf Deinen Altar nieder! Sende Deine Flamme, zünde unsere Opfer selbst an. Siehe an den König, Deinen Knecht, segne Du ihn und behüte ihn! Laß ihm leuchten Dein Antlitz und sei ihm gnädig! Erhebe Dein Antlitz über ihm und gieb ihm Deinen Frieden!

Amen.

Friedens- und Dankesfestpredigt am 18. Juni 1871.

Gnade sei mit uns und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt! Amen.

2 Mose 15, 1—3.

Da sang Mose und die Kinder Israel dies Lied dem Herrn und sprachen: Ich will dem Herrn ein Lied singen; denn er hat eine herrliche That gethan, Roß und Wagen hat er ins Meer gestürzet. Der Herr ist meine Stärke und Lobgesang, und ist mein Heil. Das ist mein Gott, ich will ihn preisen; er ist meines Vaters Gott, ich will ihn erheben. Der Herr ist der rechte Kriegsmann; HErr ist sein Name.

„Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Nach langer Schande Nacht uns Allen
In Flammen aufgegangen war!"

So klingt's und läutet's heute von Ort zu Ort in unserm lieben Vaterlande. Mit dem „Friede auf Erden" soll das „Ehre sei Gott in der Höhe" gehen. So steht es recht, und das zu singen, sind wir hier im Hause Gottes versammelt. Ein uraltes Tedeum habt Ihr soeben vernommen. Jahrtausende sind verflossen, seit Israel feuchten Kleides, aber trockenen Fußes ans Ufer steigt. Hinter sich sieht es die Fluthen zusammenrauschen, der Egypter großes Grab. Durchbebt vom Anblick der Leichen am Meer, noch mehr von der gewaltigen Hand seines Gottes

steht das Volk. Da stimmt es seine Harfen und Pauken, und über den Fluthen tönt der Gesang, dessen ersten heiligen Dreiklang Ihr soeben vernommen: „Der HErr ist meine Stärke und mein Lobgesang und mein Heil!“ Dies Lied stirbt nicht in Israel; an den Höhetagen des Volkes, bei jeder neuen Errettung tönt's wieder — und tönen wird's einst am Tage der Vollendung der Dinge am krystallenen Meer, da man in weißen Kleidern, die Palmen in den Händen, singen wird das Lied Mosis!

So wenig dies Lied, noch weniger ist Der alt geworden, dem es gesungen ward. Sein Auge ist seitdem nicht dunkel, sein Ohr nicht taub, sein Arm nicht zu kurz geworden. Das haben wir erfahren. Ein großes Grab hinter uns und darin Roß und Wagen versenkt, steigen wir gerettet ans Land. Die uns nach dem Leben trachteten, sind gefallen, wir aber stehen aufgerichtet. Aber dies vor den Feinden aufgerichtete Haupt, wir senken es vor Dem, der uns geholfen hat. Auch von uns soll es heißen nach dieser großen Errettung: Da sang der Kaiser von Deutschland, der König von Preußen und sein ganzes Volk: „Ich will dem HErrn singen, denn Er hat eine große That gethan, Roß und Wagen hat Er ins Meer gestürzt“, und auch unser Lob wollen wir austönen lassen in den heiligen Dreiklang:

„Der HErr ist meine Stärke, mein Lobgesang und mein Heil!“

Ja wir sprechen bekennend über einem großen Gestern:
Der HErr ist meine Macht!
anbetend an dem Heute: Der HErr ist mein Lobgesang!
gelobend fürs Künftige: Der HErr ist mein Heil!

HErr! Du hast unser Schwert gesegnet, wie das Schwert Sauls, daß es nicht leer zurück kam, und unsern Bogen, wie den Jonathans, daß er nicht fehlte; — segne denn jetzt das Schwert Deines Geistes, daß es durchdringe, und laß den Pfeil Deines Wortes haften! HErr thue meine Lippen auf, daß mein Mund Deinen Ruhm verkündige! Amen.

I.

„Gott wird mit uns sein, wie Er mit unsern Vätern gewesen ist", das war die königliche Parole, mit der wir ins Feld zogen. Und heute bekennen wir's: Ja wahrlich! Er ist meines Vaters Gott, ich will ihn erheben! Laßt mich, nicht weit zurückgreifend, am heutigen Tage stehen bleiben. Es ist ein alter Tag der Hülfe unseres Gottes, der aber doch mit dem heutigen in Verbindung steht. Am 18. Juni des Jahres 1675 war's, da schlug der vielumdrängte große Kurfürst mit seinem kleinen Häuflein die Schweden bei Fehrbellin. Was dieser Sieg für Preußen zu bedeuten hatte, das wisset Ihr. Und dieweil er kämpfte, hob daheim jene Luise Henriette, die glaubensstarke, deren Zuversicht Jesus war, hochgelobt in Ewigkeit, betend die Hände. Der HErr war in den Schwachen mächtig. Aber dieser Kurfürst war es auch, der drüben in Frankreich bei St. Germain, mißhandelt und zertreten, prophetisch das Wort sprach: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor — „Aufstehn wird einst aus unsern Gebeinen ein Rächer". Was wir jetzt gesehen, worüber wir heute feiern, eine Erfüllung jenes Wortes, eine große Vergeltung ist's.

Und wieder kam ein anderer 18. Juni. Da verlosch für immer der Stern des Mannes mit der ehernen Stirn und der eisernen Faust. Emporgestiegen am Völkerhimmel als ein blutroth unheilverkündend Gestirn und ebenso schnell niedergefallen kehrt er wieder; noch einmal den Lauf versuchend, bis ihn der 18. Juni 1815 zu Waterloo oder Belleallianee auf die wüste Insel im Weltmeer verbannt, dort sein enges Grab zu finden, da die Welt ihm zu enge war.

Geliebte! Als vor wenig Stunden sich vor unserm Blick das Bild des theuren Königs Friedrich Wilhelm III. enthüllte, da enthüllte sich nicht bloß sein Bild, sondern mit ihm die Geschichte einer unsäglichen Trübsal; jener Zeit, da unsere Väter ganze sieben Jahre das eiserne Kreuz auf dem Rücken trugen,

ehe es sich wandeln konnte zum Ehrenkreuz auf der Brust; aber auch die Geschichte einer wunderbaren, herrlichen Errettung. Eine andere Luise war's, schon feiernd in der oberen Gemeinde, deren Thränensaat zur Freudenernte geworden, die ihr Volk segnete, dessen Gefängniß gewendet, dessen Mund voll Lachens und dessen Zunge voll Rühmens war, Wer war's, der damals half? Frage die Alten, sie werden Dir's sagen; frage die Väter, sie werden Dir's erzählen, frage den Helden von Belle-alliance, noch einmal wird er Dir's sagen: des großen Gottes Barmherzigkeit! — Ja, als vor jenem Denkmale die jetzt eroberten Adler und Fahnen sich senkten, da war mir's, als stünde mit leuchtender Schrift über unsern Häuptern: „Er ist meines Vaters Gott, ich will ihn erheben".

Aber seit jenem 18. Juni 1815 glimmte drüben über dem Rhein unter der Asche ein unheimlicher Funke. So vergeßlich, so unbeständig und nach Neuem haschend dies Volk ist — Ein Gefühl blieb immer jung, Eine Losung immer neu: „Rache für Waterloo!" In dieser Meinung waren alle Parteien einig. Und Rache ward genommen an den Völkern der Reihe nach. Rußland, Oesterreich und England, jedes in seiner Art ward gedemüthigt. Nun sollte auch Deutschlands, vor Allem Preußens Stunde schlagen. Und sie schlug uns Allen überraschend. Erst wie eines Mannes Hand am Himmel aufsteigend, hat die Kriegswolke plötzlich Alles verfinsternd bedeckt. Wer uns heute vor einem Jahre gesagt: „In Jahresfrist wirst du sehen, was du ehegestern sahst: durch eine Reihe tausender eroberter Geschütze werden die Fahnen Frankreichs getragen werden, Frankreichs Heer wird vernichtet, sein Kaiser gestürzt, Elsaß und Lothringen wieder unser sein" — wir hätten's nimmermehr geglaubt. „Wunderbar", das ist die leuchtende Ueberschrift über diesem Kriege, von Anfang bis zu seinem Ende. Nicht verzagten, aber doch bangen Herzens sind wir ausgezogen, und gegangen ist es von Sieg zu Sieg. Keine verlorene Schlacht, keine Niederlage verzeichnet unsere Geschichte. Unser deutsches Schwert zum ersten Male wieder zusammen-

geschweißt aus Süd und Nord, zum ersten Male in der Feuerprobe, hat keine Scharte erhalten.

Soll ich Euch, die Ihr Zeugen der Kämpfe waret, die Ihr sie geleitet und zum Siege gebracht, die großen Tage nennen? Freilich, groß sind sie alle, aber doch übertrifft einer den andern, wie ein Stern den andern, an Klarheit. Gedenket des Tages von Weißenburg, Wörth und Spicheren, der den Feind von den Grenzen trieb; des Tages von St. Privat, Mars la Tour und Gravelotte, Dein Ehrentag, Du Gardekorps! der des Feindes Garde niederwarf und seine Hauptmacht brach; des Tages von Sedan, des Tages ohne Gleichen, da Du Den sahst ohne Krone und Degen, der die Welt einst zittern machte; des Tages von Straßburg, der die geraubte Braut, die vielbesungene und vielbeweinte, blutend uns wiedergab; des Tages von Metz, die Wochen voll Entsagung und Entbehrung endlich krönend mit dem Gewinn des mächtigsten Riegels gegen alle wälsche Eroberungslust! Gedenket des Tages von Orléans und Le Mans, der in des Feindes Herz das deutsche Schwert stieß; der Tage von St. Quentin und Amiens, von Montbéliard und Belfort, da der deutsche Adler seine Riesenschwingen nach Nord und Süd ausgebreitet und mit mächtigem letzten Flügelschlag des Feindes Heere in Trümmer schlug, noch einmal die theure Heimath schützend, — gedenket des Tages von Paris, da die große Babel fiel und, gefangen in der eigenen Schlinge, geängstet von unsern Feuerschlünden, gepeinigt von Kälte und Hunger, geschreckt durch den losbrechenden Vulkan im Innern, die Thore öffnete; ja gedenket der letzten grausigen Tage, da der HErr das Schwert uns, die wir schonen wollten, aus der Hand nahm und es denen gab, die in trunkener Verblendung es gegeneinander zückten; ja, ja, gedenkst Du daran? Was wollen sie sagen diese Tage, mit den andern so ehrenvoll und sieghaft, als das Eine: Wahrlich! Gott ist mit uns gewesen, wie Er mit unsern Vätern war. Größeres hat er an den Kindern und Enkeln gethan, größer war seine Barmherzigkeit an Kindeskind, denn an den Vätern. Darum bekennen wir über dem

Gestern: „Der HErr ist meine Stärke!" und sprechen anbetend weiter: „Er ist mein Lobgesang!"

II.

Geliebte! Zuvor ist Er unser Buß- und Bittpsalm gewesen. Vor dem Gloria in excelsis haben wir ein Ex profundis — „Aus der Tiefe rufe ich zu Dir," vor dem Magnificat ein Kyrie eleison gesungen. Es ist ein preußisches Königswort: „Die Wege der Könige sind thränenreich und thränenwerth". Und es war ein thränenreicher Weg, da unser König sein Volk wieder zu den Waffen rufen mußte, das eben das Schwert niedergelegt, und dessen Wunden noch nicht vernarbt waren; ein thränenreicher Weg hinunter zur Gruft der Mutter, hinauf zum Hause des HErrn. Wie dort Hiskia, der König in Juda, freventlich überfallen, die Kriegserklärung Sanheribs in die Hände nimmt und auf dem Altar des HErrn sie ausbreitend, eine stumme aber doch laute, große Appellation an die höchste und letzte Instanz erhebt, daß Er der HErr dreinsehen und Recht sprechen wolle: so wollte auch unser König mit seinem Volke zum Hause Gottes zuvor ziehen, dort appelliren an Den, der der rechte Kriegsmann ist. — Wir sind erhört worden über Bitten und Verstehen, unser Bittpsalm ist zum Dankpsalm geworden. Was Hiskia verheißen ward, auch an uns ist's erfüllt worden: „der Feind soll nicht in diese Stadt kommen und keinen Pfeil darein schießen und kein Schild davor kommen und soll keinen Wall darum schütten." Der HErr hat selbst die Wacht am Rhein gehalten, daß kein wälscher Fuß ihn anders, denn gefangen überschreiten durfte. Darum Ihm am heutigen Tage in Seinem Hause das ganze, volle Lob, die ganze Ehre! Gewiß, anderwärts ziemt es sich zu gedenken der unvergleichlichen Hingebung, der Tapferkeit und Opfertreue unseres Heeres, anzuerkennen den Geist seiner Bildner und seiner Führer, aber ich würde fürchten, Euch wehe zu thun, vor Euren Ohren im Hause Gottes dessen zu gedenken. Die Besten und Edelsten unter Euch wissen, wem am heutigen Tage die Ehre gebührt. Je mehr Einer wägt, ehe er wagt, je feiner

und durchgeistigter seine Pläne sind, um so mehr erkennt er, daß bei aller Leistung doch die letzten Fäden und Erfolge in einer andern Hand liegen; daß bei gleicher oder selbst ungleicher Wagschale Einer es ist, der das Zünglein neigt, daß bei allem Planen und Rathen es auf eine Instanz noch ankomme, die den Ausschlag giebt. Das ist der HErr, der rechte Kriegsmann. Denn Schlachtrosse werden zum Streittag bereitet, aber der Sieg kommt vom HErrn. Er hat in seinem Köcher gar andere Pfeile und Geschosse als die, über welche Menschen verfügen. Er kann den Schrecken und die Verblendung, Hunger, Kälte und Pestilenz aus dem Köcher schütten, und doch zugleich über die, so Ihn fürchten, den Schild deckend halten, daß sie sich nicht fürchten müssen vor den Pfeilen, die am Tage fliegen, noch vor der Pestilenz, die im Finstern schleicht. Haben wir nicht Beides erfahren? Hat Er nicht den Geist jenes Volkes geblendet und verwirrt, hat Er nicht den Schrecken vor uns hergesandt und (damit kein Fleisch sich vor Ihm rühme) in den Tagen des Winters eine Kälte gesandt, seit Mannesgedenken unerhört in jenem Lande? Er hätte unsre Siege zunichte machen und durch die Seuche sterben lassen können, was das Schwert verschont — Er hat es nicht gethan. Darum die alte Losung des Jahres 1813: „Nicht uns HErr, nicht uns, sondern Deinem Namen gieb Ehre!" Da Petrus den reichen Fischzug thut, sinkt er nieder und spricht: „HErr gehe hinaus von mir, ich bin ein sündiger Mensch", und da Johannes das Netz reißen sieht vom Segen, spricht er: „Es ist der HErr". Solche Barmherzigkeit, wie wir sie erfahren, öffnet und schließet den Mund zugleich. Es giebt auch stumme Kinder am Christbaum, nicht weil etwa ihr Herz nicht voll wäre, sondern weil es übervoll, weil sie vor Beschämung nichts zu sagen wissen. Solch Stillesein in der Tiefe des Herzens und Erkennen, daß der HErr Gott ist, ist auch ein Psalm im höhern Chor.

Aber der HErr wollte uns noch mehr sehen lassen als allein Sieg und Errettung. Durch den Krieg und im Kriege hat Er ein wunderbares Werk begonnen und vollendet. Was Tausende

der Besten ersehnt, was sie erstreiten wollten, worüber sie gelitten und ins Grab gesunken, ohne es zu sehen, was sie als theures Vermächtniß den Kindern hinterlassen: die Hoffnung auf ein großes, freies und einiges deutsches Vaterland — vor unsern Augen ist's erfüllt. Das ist der ewige Unterschied von Menschenwerk und Gotteswerk: Menschenwerke macht man — Gotteswerke werden. Aus kleinen Anfängen, verborgen und verdeckt bereiten sie sich vor, und an Seinem Tage stehen sie plötzlich vollendet vor Aller Augen. Wer schloß von Fürst und Volk, von Nord und Süd das Herz zusammen mit einem Schlage? Wer ließ uns des alten Haders, der uns zum Schauspiel der Leute machte, vergessen und machte uns zu einem Volk von Brüdern, das die ganze Welt ansieht und achtet? Wer setzte unserm König die Kaiserkrone auf's Haupt? Ja

„Vaterland! in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum;
Was die alten Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum!"

Menschen können wohl die Frühlingsblumen zum Kranze winden, aber einen Frühling senden, das kann nur der HErr. Darum Ihm die Ehre, Er unser Lobgesang, der Großes an Seinem deutschen Volke gethan!

Ja, unser Lobgesang, wenn ich daran gedenke, was Er innerlich an Unserm Volke gethan hat und thun wollte. Hat Er nicht wieder einmal einen frischen Wind fegend durch Seine Tenne wehen lassen und die Spreu emporgejagt? Hat Er nicht unserm Volke gezeigt, daß wahrlich das Leben der Güter höchstes nicht sei, sondern daß es Güter gebe, die werth sind, willig das Leben darüber hinzugeben? Güter, die nahe daran waren, über allem Kaufen und Verkaufen, Essen und Trinken gering geachtet zu werden? Ist das Herz der Kinder nicht wieder zu den Vätern bekehrt worden, sind ihre alten heiligen Lieder nicht wieder in neuen Zungen aufgewacht, ja hat der HErr nicht die Hand an den Sarg unserer deutschen Jugend gelegt und gesprochen: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf?"

Wir können's nicht vergessen, daß Er eine opfertreue Liebe wachgerufen, die mitzog ins Feld, die Verwundeten verbindend, die Sterbenden tröstend; eine Liebe, die ohne Wehr und Waffen am Abend noch das Feld behielt, siegend über Freund und Feind — und eine Liebe und Opferwilligkeit in der Heimath geweckt vom Königsschloß bis in die ärmste Hütte und dazu ein großes drittes Aufgebot gerufen: Die betenden Hände in Kirche und Haus. Aus Ihm stammt alle wahre Liebe, zu Ihm strebt sie wieder hinauf: Ihm sei die Ehre! Der HErr unser Lobgesang!

Und doch, ist es uns nicht, als zöge durch unsern Lobgesang ein tiefer, schmerzlicher Ton? Als bebten beim Singen die Lippen, als fielen heiße Thränen aus den Augen? O ich will Eurer nicht vergessen am heutigen Tage, Ihr treuen Todten, die Ihr mit Euren Leibern und Todtenhügeln den lebendigen Wall ums Vaterland gebaut! Ach, daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupte und meine Augen Thränenquellen wären, zu beweinen die Erschlagenen in unserm Volke! Wer ist würdig unserer großen Todten? Welches Lied preiset sie? Oder müssen wir nicht vom besten sagen: „Nach solchen Opfern, diese Lieder"? Ich muß die Hand auf Herz und Mund legen, wenn ich gedenke, wie theuer der Sieg erkauft, wie viel edles Blut geflossen, welch herrliche deutsche Saat in Frankreichs Fluren liegt. Mein Auge sucht in dieser Stunde in Euren Reihen so manches liebe Auge und findet es nicht mehr; ich zähle Eure Häupter, wie fehlt manch liebes Haupt! Gedenket Ihr noch der Tage, da Ihr hier am Altar knietet vor dem Auszug, die Wegzehrung mitnehmend auf den großen Weg, den Tausende nicht mehr zurückgegangen? Ihr, die Ihr sie fallen sahet zur Rechten und Linken, die Ihr verschont heimkehrt zu Vater und Mutter, zu Weib und Kind, ist der HErr nicht Euer Lobgesang? — O Seele vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan! Ihr aber, Ihr Verwundeten an Leib und Seele, Ihr, die Ihr heimkehrt mit dem Eichenkranz auf dem Helm und dem Fieberglanz im Auge, Ihr lauten und stillen Opfer des Krieges, wollet Ihr nicht auch den HErrn Euern Lobgesang sein lassen und sprechen: der HErr hat's gegeben, der

HErr hat's genommen, der Name des HErrn sei dennoch gelobt? Ja, Ihr wußtet es, und unser König hat es uns nicht verschwiegen, daß große Opfer gefordert würden, daß es gelte, das Leben einzusetzen, wenn das Leben uns gewonnen werden sollte. Ahnungsvoll sang's ein in diesem Krieg geschlossener edler Mund vor Jahren schon:

„Steig' auf zum Thron, steig' über unsre Leichen,
Heil Kaiser, Heil Dir, stark und ritterlich!
Wir, die dem Tod Geweihten, grüßen Dich!"

Es ist geschehen — die Opfer sind gebracht und nicht vergeblich! Euch dankt der König und das Vaterland! Aber wollt Ihr das eigene Weh nicht heute für diese Stunde untergehen lassen im Lobe Gottes, für das, was Er an uns gethan? Lasset mich ein Bild aus dem 18. Juni 1815 Euch vors Auge führen. Dort, nach der siegreichen Schlacht, beordert Wellington einen Fahnenträger vom schottischen Regiment, hinüber zu eilen zur Hauptstadt, den Sieg zu verkünden. Selbst blutend aus mehreren Wunden, eilt er, starken Geistes und heiliger Freude voll, hinüber. Dort schwenkt er die Fahne, verkündet den Sieg vor Allen — dann geht er hin ins Kämmerlein und verbindet sich in der Stille die Wunden. Wollt Ihr Eltern und Gattinnen, Ihr Kinder unserer Gefallenen nicht auch heute also thun? Der uns die Fahne fröhlich schwenken läßt, ist derselbe, der im Kämmerlein die Wunden verbinden will. Nicht mit dem Lorbeer der Ehre, aber mit der Palme des Friedens will Er kommen. Der HErr ist Euer Heil und Heiland; die in ihm entschlafen, sind nimmermehr verloren, aus dem Frieden her grüßen sie Euch und sprechen heute: Weine nicht! Denn der Herr hat von unsern Augen die Thränen gewischt und uns aus dem dunklen Thal ins lichte Zelt geführt! — Geliebte! Ist der HErr unsere Stärke gewesen, ist Er heute unser Lobgesang — soll Er es nicht bleiben? Oder wollen wir nun davongehen, als ob wir die Pflicht erfüllt, als ob wir Ihn nicht mehr brauchten? Nein! lasset uns gelobend sprechen: Der HErr bleibt mein Heil!

III.

Wir stehen auf einer Höhe nach diesem Kriege. Auf der Höhe, von der ahnend das Wort gesungen ward:

„Vaterland! Ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit."

Aber leichter ist's, zur Höhe gelangen, als auf der Höhe sich halten. Dort finden sich auch die Scheidewege nach abwärts. Wie jedem einzelnen Menschen, so schlagen auch den Völkern die Entscheidungsstunden. Vor meinem Geiste sehe ich den reisigen Held Josua, nach Kämpfen und Siegen endlich im gelobten Land, sein Volk zusammenrufen, Reichstag halten und die ernste Frage an Herz und Gewissen stellen: Erwählet heute, wem Ihr dienen wollet, dem Gott, dem Eure Väter gedient haben, oder den Göttern der Amoriter — und in die lautlose Stille sein groß Bekenntniß ablegen: Ich aber und mein Haus wollen dem HErrn dienen! Geliebte! Auch uns schlägt heut diese Stunde. — Wir haben die Götter des Volkes jenseits des Stromes gesehen. Wir haben die Götzenaltäre gesehen, um welche seine tollen und trunkenen Propheten herhinkten, falsche Gesichte in den Augen und Lügen im Mund; wir haben die grausigen Opfer geschaut, die jenen Götzen gefallen sind. Nun sind sie selbst gefallen vor unsern Augen, in ihren Sturz das ganze Volk verwickelnd. Was wir als einen lieblichen Garten anzuschauen gewohnt waren, hat sich geoffenbart als ein großes geschmücktes Grab. Gesunken ist dies Volk, nicht wie ein kräftiger Baum unter mächtigen Axthieben, sondern wie ein fauler Baum beim Rütteln der Windsbraut; gefallen sein Haus nicht durch Menschenhand, sondern nach dem Worte: da die Gewässer kamen und die Winde daran stießen, that es einen großen Fall, denn es war auf Sand gebaut! Solch ein Unfall kommt nicht von gestern und heute. Jahrhunderte haben die Saat gereift, deren Ernte wir sehen. Nicht über Nacht ist dies reichbegabte, einst so tapfere, edle und ritterliche Volk ein Schauspiel der Leute geworden. Nachdem es die Tage der Heimsuchung in der Reformation verscherzt, nachdem es mit

Feuer und Schwert und mit Verbannung seiner Besten und Edelsten geantwortet, hat es sein Heil ruhelos gesucht: bald im Ruhm, bald in der Schande; bald im bigotten Aberglauben bald in der Freigeisterei; bald in der Freiheit der Jacobiner, bald im eisernen Despotismus. Und noch jüngst, als nach den verlornen Schlachten allerwärts die Flammenzeichen und die Sturmglocken riefen, als die Wagenburg um ihre Hauptstadt geschlagen und sie aller Orten geängstigt ward — auch da kein Suchen nach dem Heil, kein Schrei nach Gott; nur Umsich- aber kein Insich-schlagen, kein Klagen der Noth vor Gott, lauter Anklagen gegen einander, ein verzweifeltes Umhersuchen nach Hülfe, daß das Wort des Propheten erfüllt ward: „Dann wird Einer seinen Bruder aus seines Vaters Haus ergreifen und sprechen: Du hast Kleider, sei unser Fürst, hilf diesem Unfall. Er aber wird schwören zu der Zeit und sagen: Ich bin kein Arzt, setzet mich nicht zum Fürsten im Volke." Darum als zuletzt in den selbstgeschürten Flammen der Stadt taghell die Nacht gelichtet war, da stand's mit Feuerschrift geschrieben: Gewogen — Gewogen und zu leicht erfunden!

Solches haben wir mit unsern Augen gesehen, mit unsern Ohren gehört, mit unsern Fingern betastet. Angesichts alles dessen frage ich Dich mein Volk: Wem willst Du nun dienen? Den Göttern jenseits des Stromes oder dem Gott, der Dich mit starker Hand aus sechs Trübsalen errettet und in der siebenten nicht versäumt hat? Der auf Seinen Flügeln Deinen jungen Aar, Du preußisches Volk, getragen und ihn fliegen gelehrt von Fels zum Meer? Unser König hat's bezeugt, wem er dienen wolle. In allen Kriegsnachrichten hat er's bekannt, daß er bleiben wolle bei dem Gotte und dem die Ehre geben, der seines Vaters Gott gewesen, dem er von Jugend an vertrauen gelernt. Wollen wir ihn allein lassen in seinem Bekenntniß?

Geliebte! Es wird und muß sich zeigen, ob wir in diesem Krieg der Arm oder nur die Ruthe Gottes gewesen sind. Sind wir die Ruthe gewesen, dann wird auch uns die Stunde kommen, wo es heißen wird: „Ich will dich aufraffen und wegnehmen,

wie man ein verlassenes Nest auf dem Felde aufrafft, da keine Feder sich dagegen regt und kein Schnabel zischt.“ Sind wir aber der Arm gewesen, stehen wir in Seiner Gemeinschaft, ist Er unsers Volkes einziges Heil, sucht es bei dem HErrn und seinem Kreuze Kraft und Frieden, dann werden wir bleiben. Ach Geliebte! Ihr tragt das Kreuz auf der Brust, und es ist Euch Ehre und wahrlich keine Schande, wolltet Ihr es nicht auch im Herzen und auf dem Rücken dem HErrn zu Ehren tragen?

Darum gilt es wohl: Land, Land, Land, höre des HErrn Wort. Israel, Dein Heil steht allein bei Mir! Ja

„— — — einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht.
Alte Sünden müssen sterben
In des Gottgesandten Fluth,
Und an einen sel'gen Erben
Fallen das entsühnte Gut.
Jeder ist dann reich an Ehren,
Reich an Demuth und an Macht;
So nur kann sich recht verklären
Unsers Kaisers heil'ge Pracht!“

Es war ein wunderbar ergreifender Anblick, als nach langer Belagerung und Gegenwehr, hoch vom herrlichen Münster herab, Straßburg die weiße Fahne aufsteckte: als die uns widerrechtlich genommene und lange entfremdete Stadt ihrem angestammten, rechtmäßigen Besitzer sich ergab. — Bist Du nicht, mein Christ, eine von der Güte Gottes und seiner Barmherzigkeit umlagerte Festung? Liegt nicht draußen vor Deinen Thoren Dein rechtmäßiger Besitzer, Dein HErr, auf den Du getauft? Bist Du auch in fremder Gewalt gewesen Jahre hindurch, willst Du jetzt nicht Ihm die Thore öffnen, nicht vom Dome Deines Herzens, das doch zur Ewigkeit angelegt ist und Dich jetzt so mächtig hinauf weist, die weiße Fahne aufstecken und Dich Ihm ergeben mit Herz und Hand?

Ja dann, aber auch nur dann wird Er unsere Macht bleiben, wenn Er unser Heil bleibt. Dann laß wieder die

Stürme wehen und die Kriegswetter sich zusammenziehen: dann wird Er auch wieder mit uns sein und unsern Kindern, wie Er mit unsern Vätern gewesen ist. Darum seien wir bereit zu jeder Stunde, aufzustehen und auszuziehen.

Da unser König Friedrich Wilhelm I. diese Kirche baute, ohne Glocken, ohne Thurm — in der Gestalt eines großen Zelts —, wollte Er, daß Sein Volk in Waffen auch am Sonntag innewerde, daß es hier keine bleibende Statt habe und jeden Augenblick, wenn König und Vaterland rufen, bereit sei, das Zelt abzubrechen und zu marschiren. So wollen auch wir, wieder heimgekehrt, hier im Hause des HErrn unser Zelt aufschlagen, uns stärkend in Gottes Wort und Sakrament, um dann, wenn die Tage der Noth wieder kommen, gerüstet dastehen und ausziehen zu können mit der alten Losung: Mit Gott für König und Vaterland! und mit dem Bekenntniß des heutigen Tages: Der HErr ist meine Stärke, mein Lobgesang und mein Heil!

Amen!

Vortrag, gehalten auf der Oktoberversammlung 1871 in der Berliner Garnisonkirche.

Was haben wir zu thun, damit unserem Volke ein geistliches Erbe aus den Jahren 1870 und 1871 verbleibe?

Hochverehrte Versammlung! Geehrte Herren und Brüder!

Der ernste Waffengang von 1870/71 ist beendet. Der HErr hat in diesem Kriege nicht bloß unserm Volke geholfen, Er ist ihm erschienen in Beidem: Im Sturm und im sanften Säuseln. Die Ueberschrift über dies gewaltige Kapitel der Weltgeschichte das wir erlebt, hat der HErr selbst besorgt mit dem Worte: Schaue an den Ernst und die Güte Gottes! Den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte aber an dir, so du anders an der Güte bleibest, sonst wirst du auch abgehauen werden! Beides: Gericht und Gnade anschauen, aus

Beiden lernen, um dem zu entgehen: „abgehauen zu werden" das ist ein, ja wenn Sie wollen, im Kerne das geistliche Erbe aus diesem Kriege, das unserm Volke verbleiben soll.

Daß ein Gericht über Frankreich ergangen, ist offenkundig; es wird auch von denen erkannt und von denen nicht geleugnet, die den Weltrichter verloren, denen aber immerhin die Weltgeschichte noch das Weltgericht ist. Wenn wir von Gerichten reden, so reden wir nicht davon mit dem Sinne des Pharisäers, der sich segnet, daß er nicht sei, wie andere Leute, sondern mit dem Bekenntniß des an seine Brust schlagenden Zöllners. Aber wir schauen die an, die uns Gott „zu einem Exempel" gestellt, damit von uns nicht aus dieser großen Zeit das Wort gelte: Sie haben in ihr nichts gelernt und nichts vergessen. Unter dem Eindruck des Wortes das der Herr bei der Erwähnung des zusammengestürzten Thurms zu Siloah sprach: „So Ihr Euch nicht bessert, werdet Ihr ebenso umkommen" lassen Sie mich an etlichen Zügen des Gerichtes und der Gnade in diesem Kriege aufweisen, was wir an unserm Theile zu thun haben, damit unserm Volk ein geistliches Erbe aus dieser Zeit verbleibe.

I.

Was einem evangelischen Christenherzen in diesem Kriege das Schmerzlichste sein mußte, war zu sehn, daß das Gericht des Herrn auch das Salz, die evangelische Kirche Frankreichs nicht verschont hat. Es ist unleugbar, daß ein solches Salz vorhanden gewesen: treue Zeugen, treue Beter, Lichter unter einem finsteren Geschlecht. Sie haben das Gericht nicht abgewandt, sie haben es zum Theil mit herbeiziehen helfen. Vor ihren Augen war verborgen, was zum Frieden diente, daher ein Schweigen der Prophetenstimmen und auch ein Tollreden Etlicher. Ich sage das nicht, um unsere französischen Brüder anzuklagen. Ich weiß, wie unendlich schwer ihre Stellung, wie ihnen, als heimlicher Preußenfreundschaft verdächtig, der Mund gebunden war, so daß es den Muth eines Elias bedurft hätte, dem eigenen Volk seine Sünde vorzuhalten. Jenes bekannte „Sünden-

bekenntniß Frankreichs" ist das eines Einzelnen, nicht einmal eines Franzosen, und ist nirgends acceptirt worden. Es fehlte unsern Brüdern an Oel, darum erloschen die Lampen in der Mitternacht. Uneinigkeit im eigenen Lager, Vermengung von Politik und Religion, vor Allem aber französischer Volksfanatismus, haben den Blick getrübt, den Mund verwirrt, die Arme gelähmt. Die evangelische Kirche hat nicht gethan in dieser Zeit, was sie konnte, was ihre Zeugen einst gethan. Es ist billig, daß das Gericht anhebe vom Hause Gottes, und unsere Brüder leiden schwer unter diesem Gericht.

Hier hat zunächst unsere Frage einzusetzen: „Wie steht's um uns in diesem Punkte? Ich verkenne nicht, daß in unserer evangelischen Christenheit noch Licht und Salz vorhanden. Das hat sich auch gezeigt. Es hat unserm Volk an treuen Zeugen nicht gefehlt, die offenen Auges und kühnen Mundes unseres Volkes Schäden gestraft und betende Hände für dasselbe emporgehoben, Männer denen es anzumerken war, daß ihnen das Reich Gottes und sein Kommen vor Allem am Herzen lag, die sich nicht dazu hergegeben haben, einem Patriotismus das Wort zu reden, der bei uns Alles nur gut und drüben Alles nur schlecht findet und in erster Linie Deutscher und in zweiter erst Christ sein will. Das Alles in Ehren mit Dank gegen Gott. Aber nebenher ist's nicht zu leugnen, daß in unserer evangelischen Christenheit, auch selbst unter denen, die Christum als ihr Haupt bekennen, viel schal und dumm gewordenes Salz ist, daß die Ungerechtigkeit überhand nimmt und die Liebe in Vielen erkaltet ist. Sie brauchen nicht weit zu gehen. Sehen Sie unsere Versammlung an und hören Sie, was von ihr gesagt und gewahrsagt ist. Wir sind wahrlich nicht zusammengekommen, um auf religiösem Gebiet das zu leisten, was auf politischem geleistet worden ist, oder gar eine Nationalkirche zu gründen, deren Bau nur mit einer Sprachverwirrung beginnen und mit einer solchen enden könnte; wir wollen überhaupt nichts machen, sondern in brüderlichem Austausch die gemeinsame Errungenschaft theilen, uns darüber verständigen, was Jeder an seinem Theile zu lernen hat für Kirche und Volk — und darüber welch Geschrei!

Es fehlen so Manche, deren Angesicht ich gern unter Ihnen gesehen. Woran es lag, daß sie nicht kamen, will ich nicht untersuchen. Ich sage nur das: Wenn nach solchen Erlebnissen, nach solchen Wundern des Gerichts und der Gnade, nach solcher Barmherzigkeit Gottes der alte Hader nicht schweigt, wenn die Stimmen der Parteiführer stärker sind, als die Stimme des Herrn — ist das nicht ein Zeichen, daß etwas faul unter uns ist? Gottlob, unser Volk ist noch besser als seine Zeitungen und unser Kirchenvolk noch besser als seine Kirchenzeitungen, aber das glauben Sie mir, geliebte Brüder, dieser Kampf mit vergifteten Waffen, ohne Wahrheit, Lauterkeit und Gerechtigkeit entfremdet uns noch die besseren Glieder im Volke.

Ist und lebt wirklich in den lebendigen Gliedern der Kirche eine Erkenntniß dessen, was zum Frieden dient in dieser unserer Zeit? Glauben Sie wirklich, daß angesichts des großen Abfalls und der Entfremdung von Gottes Wort, angesichts des gähnenden Vulkans des Sozialismus, der Entsittlichung der Massen es zum Frieden dient, wenn Pastoralkonferenzen sich eingehend mit der Frage „über die gastweise Zulassung Reformirter und Unirter zum lutherischen Abendmahl" beschäftigen? Heißt das etwa Salz haben? Haben wir zu berathen, wer aus der Kirche hinauszuwerfen, oder nicht vielmehr, wer hineinzuziehen sei? Wohl, man straft die Sünden an Andern, warum nicht auch an der eigenen Partei, an sich selbst? Aber wo hören Sie denn den Klang aufrichtiger Buße und wo sind ihre rechtschaffenen Früchte? Viel Lesen von Broschüren und Flugblättern, wenig Vertiefung in die Schrift, wenig Studium theologischer Wissenschaft aber um so mehr Stabbrechen über die, auf deren Schultern man steht, deren Schuhriemen aufzulösen man nicht werth ist!

Meine Brüder! Der Herr hat das Salz Frankreichs nicht verschont. Er wird auch bei uns die Tenne fegen. Wir haben gesehen, daß der Herr zu fürchten ist, lassen Sie uns darum „schön fahren mit den Leuten". Richten wir an uns selbst zuerst ein recht Gericht. Verurtheilen und verdammen wir öffentlich und sonderlich jeden Geist der Unwahrhaftigkeit, Unlauterkeit und

Lieblosigkeit, jedes Kämpfen mit Waffen der Ungerechtigkeit, sei's zur Rechten oder zur Linken. Ohne diese Reinigung der Hände und Herzen ist kein Aufthun der Lippen, kein Regen der Hände möglich. Was der Mensch nicht hat, kann er auch nicht geben. Haben wir selbst im Innersten kein geistliches Erbe aus diesem Kriege davon getragen, wie wollen wir's dem Andern vermitteln oder erhalten? Ich sage noch mehr.

Die Frucht aus den Jahren 1806 bis 1815 war eine erneute Furcht Gottes, die aller Weisheit Anfang ist; ein Suchen nach Licht, ein Geborenwerden von Kindern wie der Thau aus der Morgenröthe. Männer sind aufgestanden aus jener Zeit, aus deren Leibe Ströme lebendigen Wassers geflossen sind, ihrem Volk Licht bringend und Salz seiend. Jetzt ist wiederum unserm Volke, nicht durch Konstitutionen oder Institutionen, sondern vornehmlich durch Personen nächst Gott geholfen worden. Ein Erbe kann nur aus diesem Kriege bewahrt werden, wenn als geistliches Erbe geistgetaufte, geistgetränkte Persönlichkeiten aufstehen, von denen Licht und Leben ausströmt. Tritt nicht an die Stelle der entschlafenen Zeugen ein Nachwuchs, ein prophetisches Geschlecht unter allerlei Volk, das mit dem Oel der Weissagung versehen, unserm Volke die Zeichen der Zeit und auch unserer Zeit deutet, ihm aus den Gerichten des Herrn das: „Hebet Eure Häupter auf" in Beweisung des Geistes und der Kraft zuruft; — wächst nicht ein priesterlich Geschlecht herauf, das mit herzlichem Erbarmen sich des verschmachteten Volkes annimmt und vor den Herrn des Gartens tritt und über dem Feigenbaum seines deutschen Volkes bittet: „Herr, laß ihn noch dies Jahr", ja bittet, daß das neue Reich nicht das Erbe Frankreichs erhalte, Träger antichristlicher Tendenzen zu sein, sondern durch die Pflege der in dem Volk noch vorhandenen sittlich-religiösen Kräfte dem Verderben noch einen Aufhalt gebietet — wächst nicht ein königliches Geschlecht herauf, das Gott über Alles fürchtend, keinen Menschen fürchtet, das nicht Fleisch für seinen Arm hält, nicht in schneller Hast scheidet, was Gott bislang noch zusammengebunden, aber auch nicht leimen will, was er scheidet; das beim

Brechen alter Ordnungen auf neue Wege sinnt und erkennt, daß Vieles, was als Stütze der Kirche gegolten, vielmehr das Bleigewicht an ihren Schwingen ist, ein Volk, das an den großen, endlichen Sieg der Reichssache Jesu Christi, trotz aller Verdunklungen und Niederlagen glaubt — ich sage — geschieht das nicht am grünen Holz, was will am dürren werden? Unserer Zeit ist's eigen, centrifugal statt centripetal zu wirken; sie flickt an der Peripherie, und es fehlt ihr am Centrum. Machen wir uns dieser Thorheit nicht schuldig. „Weniger wissen und mehr thun, mehr Sein als Thun und Beides durch Christum, aus dem Sein und Thun entspringt", das lassen Sie festhalten. Schauen Sie an das Gericht über das Salz Frankreichs und beten Sie zum Herrn der Ernte: „Sende Arbeiter in deinen Weinberg, laß das Salz unter uns nicht dumm werden!" Den Brüdern aber in Frankreich, den schwer heimgesuchten lassen Sie uns die Hand zum Frieden reichen. Bricht in einem Mechanismus ein Rad, so ist der Schaden für das Ganze da — der Leib Christi aber ist ein Organismus, leidet ein Glied, so leiden alle. Die evangelische Kirche Frankreichs, die zwei ihrer stärksten Provinzen verloren, bedarf unserer Liebe und Fürbitte. Und wenn sie auch jetzt noch unsere Hand zurückstoßen, gedenken Sie daran, daß es des Siegers königliches Recht ist zu begnadigen. Scheiden wir nicht, ohne auch hierin reinen Tisch gemacht und die Herzen von aller Bitterkeit gereinigt und die Hand zum Frieden geboten zu haben.

II.

Ein zweites Gericht ist über die römische Kirche in Frankreich ergangen. Ich will schweigen davon, wie sehr dieser Krieg in Frankreich als Religionskrieg angeschaut und verkündet wurde. Daß wir mit unsern katholischen Brüdern Schulter an Schulter kämpfen konnten, war wahrlich nicht das Verdienst der Priester, noch des verfluchenden Syllabus, sondern ein Resultat der gemeinsamen Gefahr und des segnenden Geistes evangelischer

Duldung. — Offenbar ist in diesem Kriege geworden, wohin Rom seine Völker bringt. Es erzieht sie weder zur Freiheit, noch zu einer tieferen Sittlichkeit, nicht einmal zur Religiosität, sondern durch den Jesuitismus zur Heuchelei, zur völligen Stumpfheit, ja bis zum glühendsten Hasse gegen alle Religion. Was lag nicht für ein Gericht in der Ermordung des Erzbischofs von Paris! Der Wahn, als sei die römische Kirche die konservative und konservirende Macht im Völkerleben, die Stütze der Throne, ist wieder einmal in seiner ganzen Nichtigkeit und Grauenhaftigkeit offenbar geworden. — Von diesem Gericht haben wir zu lernen und den ernstlichen Kampf mit Rom aufzunehmen. Das sage ich Niemand zur Lieb und Niemand zu Leid, wiewohl ich weiß, daß Manche davon nichts hören wollen. Rom hat es immer verstanden, aus den großen Bewegungen der Zeit ein Erbe, wenn auch nicht ein geistliches davonzutragen. Was es an Boden in den romanischen Völkern verliert, die es nachgrade an den Ruin gebracht, sucht es in den germanischen zu ersetzen. Rom wird am besten in Mainz und Cöln verteidigt. Lassen Sie sich nicht täuschen durch das Unglück Roms. Je verfolgter, der äußeren Macht entkleideter, je gebundener die Personen werden, desto entbundener ihre Prinzipien. Ich maße mir kein Urtheil über die jetzige altkatholische Bewegung an, noch stelle ich ihr ein Prognostikon. Sie steht in Gottes Hand, der es den Aufrichtigen überall gelingen läßt. Nur so viel: Petri Schwert gegen Petri Stuhl hilft nicht, und Sauls Rüstung siegt nicht. Mancher zieht gegen Rom, der nicht mit nach Zion will. Vor dem Unglauben hat sich Rom noch nie gefürchtet, wohl aber vor dem Glauben. Stünde in der jetzigen Zeit die evangelische Kirche auf dem Plan, voll Geistes, ein Herz und eine Seele, welch' eine Ernte stünde ihr bei so vielen suchenden Gemüthern in Aussicht! Aber freilich — wenn dem unfehlbaren Papst gegenüber, der die Wahrheit allein besitzen will, ein Konzil von ebenso unfehlbaren Päpsten behauptet, daß es überhaupt keine Wahrheit gebe und die Kirche nur eine Gesellschaft von Suchenden sei, und einen Protest gegen Rom sendet, was soll man zu diesem Kampf mit der Pfauenfeder

sagen? Merkt man denn nicht, daß der Zweifel und die Verzweiflung an aller Wahrheit der sicherste Weg ist in die Arme des Mannes, der doch noch wenigstens eine Wahrheit zu bieten vorgiebt? Täuschen wir uns nicht durch die Wahrheitsmomente in der römischen Kirche. Die Kraft der Lüge ist das Stück Wahrheit, das drin ist, oder mit dem alten da Costa zu sagen: „Man muß eine Lokomotive voll Wahrheit haben, um einen Güterzug voll Lüge durch die Welt zu bringen." Auch wir haben unter uns der nach Rom schielenden Geister, die unsre Kirche in unseligen Verdacht gebracht haben. Wir, die wir auf Grund des Wortes nicht bloß contra, sondern wahrhaftig pro testiren können, haben, indem wir uns unter einander stritten, diesen Kampf versäumt. Das Verhalten der deutschen Bischöfe, die katholischen Vereine und Missionen, die Ausbreitung des Jesuitenordens unter uns sollten uns endlich die Augen öffnen. Gewinnt Rom Macht unter unserm Volke, dann ist es geschehen um das geistliche Erbe aus diesem Kriege. Wollen wir unser Volk fromm und frei erhalten, dann dürfen wir vom Kampf gegen Rom nicht lassen. Friede, so viel an uns ist, mit den Personen und Duldung, aber mit den Prinzipien Kampf. Worms und Speier, Evangelium und Protest, beide müssen zusammenstehen. Wir brauchen wahrlich nicht nach römischen Schätzen zu schauen, weder zu seiner Verfassung noch zu seinen Liturgien — wir haben die gute Wehr und Waffe des lauteren Wortes, die lassen Sie uns gebrauchen, sie hat sich aufs Neue bewährt in diesem Kriege. Des Herrn Wort ist in diesem Kriege reichlich gelaufen. Wenn die Weltpapiere sinken, steigen Gottes Papiere, und nach der köstlichen Perle ist Nachfrage, wenn aller anderer Schmuck in Frage gestellt wird. Wir haben ein wunderbares Zeichen gesehen. Als der Krieg begann, zog durchs ganze Volk ein Ruf: Betet! Betet! Manche Hand, längst dessen entwöhnt, faltete sich, und manche lang verschlossene Lippe that sich wieder auf. Wie im Sturme auf dem Meer die Schiffsglocke von selbst läutet, so läutete es unkommandirt zum Gebet im Volke, es drängte sich zu Gottes Wort. Das mag uns ein Zeichen sein,

daß der Herr noch Macht hat, einen Hunger zu senden und eine Zeit der Erquickung von Seinem Angesicht zu geben. Unsere Gottesdienste und Abendmahlsfeiern im Felde, die Seelsorge in den Lazarethen haben Tausende wieder äußerlich unter den Schall des Wortes gebracht, und ich darf wohl sagen, daß Viele es mit Sehnsucht wieder aufgenommen. Davon zeugt so mancher Brief in die Heimath, so manch seliges Sterbebett. Könnten die neuen Testamente, unsere Kirchengesangbücher, die sich in vielen im Tod erstarrten Händen noch fanden, unsere Choräle erzählen, — Sie würden wahrlich nicht an der Macht des Wortes verzweifeln. In der Heimath selbst aber hat der Herr manches Haus in tiefem Leid heimgesucht und eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit schaffen wollen. Gilt es hier nicht, durch treue Seelsorge den Segen aus den Thränen festzuhalten? Sie haben, und ich wende mich an Sie, liebe Brüder im Amt, in Ihren Gemeinden irgend einen Zeugen der großen Tage, sei's einen Krüppel oder einen Verschonten; wollen Sie nicht diese Leute um sich sammeln, ihnen das geistliche Erbe bewahren und fördern helfen? Sie haben ferner in dieser Zeit in Ihren Predigten einen reichen Stoff verarbeitet. Sie hatten für alle Wahrheit des Evangeliums die schlagendsten Beweise aus der Geschichte, die Sie erlebten, selbst. Wollen Sie dies Kapitel liegen lassen? Sie sind herabgestiegen in Ihren Predigten zum Volke, Sie haben mit ihm geredet von dem, was das Herz Aller bewegte, Sie haben Zeitpredigten im edelsten Sinne gehalten; wollen Sie nun wieder vornehm sich zurückziehen, die Zeit und ihre Fragen nicht wieder beleuchten mit der Leuchte der Ewigkeit? Ich denke, wir sollten doch aus diesem großen Kollegium, das uns der Herr selbst gelesen, etwas gelernt haben! Verwerthen wir die Goldbarren, die uns der Herr geliefert hat, und prägen wir sie in der Predigt zu gangbarer Münze. Es ist wahrlich nicht umsonst gewesen, was unsere so oft zertretene evangelische Kirche, ihre darbenden Pastoren und hungernden Schulmeister in unseres Volkes Herz von Trost, von göttlichen Gedanken und christlicher Zucht gelegt. Seien Sie darum treu, doppelt treu im rechten Theilen des Worts. Es ist

wahr: „Die Gerichte machen's noch nicht. Die Blitze gehen in den Wolken und in der hohen Luft mit vielem Geräusch daher, aber die Frucht des Ackers wächst in der Stille unter dem rieselnden Regen, der verborgen an die Wurzeln dringt. Was aus einem Volke wird, hängt endlich nicht von den Siegen ab, die es auf dem Schlachtfeld, sondern die es über sich selbst gewinnt." — Darum: „Das Wort sie sollen lassen stahn." Kampf gegen den Stuhl Petri und Umkehr zu dem Bekenntniß Petri: „Du, Herr, hast Worte des ewigen Lebens" — so lassen Sie uns das geistliche Erbe unserm Volk aus diesem Kriege bewahren.

III.

Ich erwähne noch ein drittes Gericht. Es ist das Gericht über das französische Volk. Niemand wird leugnen, daß es ein edel angelegtes, geistig begabtes, ein ritterlich Volk gewesen, das seine große Bedeutung und Vergangenheit gehabt. Noch sind in Frankreich Striche Landes, die das alte Erbgut des französischen Volkes in Edelsinn, Liebenswürdigkeit und Feinheit der Sitte bewahren, und wir haben im Kriege auch manch' schönen Zug davon in Feindesland gesehen. Aber im Großen und Ganzen welch' ein Verfall! welch' ein geschmücktes Grab voll Todtengraus haben unsere Siege geoffenbart! Das furchtbarste Verderben im Volke war gewiß das, daß der Wahrheits- und Lauterkeitssinn völlig abhanden gekommen war, die Lüge in allen Gestalten, auf allen Gebieten des Lebens, des religiösen, politischen und sozialen, durchgedrungen war. Daher die Zerrüttung im Volksleben, die Verwirrung der einfachsten Begriffe von Recht und Ehre und besonders der Verfall des Familienlebens. Die Frivolität, die Impietät, die Autoritätslosigkeit haben sich besonders im Hause geoffenbart. Das konnte Niemand schärfer bezeugen als der prophetische Prévot Paradol in seinem berühmten Buche. Wunderbar! Mit dem Selbstmord dieses Mannes, der bei der

Kriegserklärung Frankreichs aus Verzweiflung an seinem Lande sich das Leben nahm, begann der Krieg; mit dem Selbstmordsversuch Bourbakis und dem großen Selbstmord an der Vergangenheit, durch die Hand der Kommune vollzogen, endete er. In der Mitte liegt der geistige Selbstmord des Volkes selbst, an seinen edelsten, idealsten Gütern vollzogen.

Meine Brüder! Gottes Mühlen mahlen langsam. Die Ursache der Gerichte sind nicht von gestern, sie datiren von Jahrhunderten her. Aber die Sünden Frankreichs sind ein Spiegel der unseren. Täuschen wir uns nicht. Hätte Gott handeln wollen mit uns nach unseren Sünden, heimsuchen an uns die Missethat, wir lägen ebenso am Boden. Trotzdem hat Gott unserer geschont. Auf dem dunkelen Grund unserer Schuld hebt sich golden die Barmherzigkeit Gottes ab. Zu ihr, ihr allein die Ehre gebend, hat sich in erster Linie unser König bekannt. Er ist nicht allein gelassen worden mit seinem Bekenntniß. Tausende haben es mit ihm bekannt, auch aus ganz weltlichen Blättern ist dies Bekenntniß gedrungen. Ich habe kein Lied, keine Predigt, keine Artikel gelesen, die den Ton der Selbstüberhebung angeschlagen hätten. Soll diese Furcht vor dem lebendigen Gotte, der Wunder der Barmherzigkeit an uns gethan, denn nun sterben? Wird und bleibt sie nicht als ein Erbtheil in unserem Volke, wie aus den Zeiten der Freiheitskriege, dann fürchte ich Alles für unser Volk. Wir haben eine ungeheure Verantwortung auf unserem Haupt, damit so greifbar den lebendigen Gott geschaut zu haben, der wieder einmal die Weltkanzel bestiegen und den Beweis seiner Existenz geführt hat. — Sollen aber etwa bloß wir, die Diener am Worte, die Schwarzröcke, davon zeugen, denen man so gerne nachsagt, daß sie es thun müßten, um der Bezahlung willen? Hat nicht Jeder, der davon einen Eindruck bekommen, sei er, wer er wolle, die heilige Pflicht, öffentlich und sonderlich mit muthigem Zeugniß den Herrn zu bekennen und zwar mit Wort und That?

Sollten wir nicht ferner das Andenken an diese Zeit festzuhalten suchen durch ein jährlich wiederkehrendes Volksfest, dessen

Weihe der Dank gegen den Herrn, die Vermahnung zur erneuten Furcht gegen ihn ist? Ich empfehle Ihnen ein treffliches Schriftchen „Ueber Volksfeste“ von Weber, das Sie in der Wupperthaler Traktatgesellschaft haben können. Wir müssen erst wieder lernen Volksfeste feiern. Reden Sie dann zum Volk, liebe Brüder, aber nur nicht lang, noch langweilig, sondern aus einem vollen, strömenden Herzen, so daß das Volk es fühlt: „Der Mann hat unser Volk lieb, der leidet und freut sich mit ihm.“

Wollen wir nicht eine Volksschrift schreiben lassen, die von dem Standpunkte göttlicher Offenbarungen in diesem Kriege in Gnade und Gericht, unserem Volke diesen Krieg und den Sieg deutete? Eine Schrift, die nicht bloß die militärischen Operationen genau berichtete, sondern auch die sich kundgebenden Züge deutschen und christlichen Geistes zu Ehren brächte, ein rechtes Volksbuch, mit freiem, frischen, fröhlichen und frommen Geiste geschrieben? Hätten wir nur den rechten Mann — und wäre mein verehrter Vorredner Pastor Ahlfeldt aus Leipzig nicht ein solcher —, um das Zusammenkommen des Geldes sollte mir nicht bange sein. Viele treffliche Vorarbeiten sind da — und ich erlaube mir hierbei Sie auf die treffliche Schrift des Stadtpfarrers Lauxmann in Heilbronn besonders aufmerksam zu machen —, es gilt, nur eine gewandte treffliche Feder zu gewinnen.

Ein Anderes lassen Sie mich berühren. So tief sich die Schatten über unser Volksleben hergelagert haben mögen, so hat doch dieser Krieg gezeigt, welches Kapital an tüchtigen sittlichen Kräften Gott noch in unser Volk gelegt hat. Die Predigt seiner falschen Propheten, die ihm vorsagten, daß „das Leben der Güter Höchstes sei“, hat ihre thatsächliche Widerlegung gefunden in dem gemeinsamen, fast elektrischem Aufstehen des ganzen Volkes, als es seine höchsten geistigen Güter gefährdet sah. Der König rief, und Alle, Alle kamen — sie kamen von den Enden der Erde, wo nur deutsche Zunge klingt, Leben und Gut darbietend. Daran hat außer der Kirche die Schule und Hochschule und die häusliche Erziehung einen hervorragenden Antheil.

Was die christliche Schule geleistet hat, ist auch in diesem Kriege offenbar geworden. Seine besten Lieder in Freud und Leid, die Möglichkeit, ein gemeinsames „Nun danket alle Gott", oder ein „Jesus, meine Zuversicht" zu singen, hat der Soldat daher, dazu die durchgängige Bildung und Gesittung. Sie kennen den Kampf um die Schule. Er gilt im Grunde nicht der konfessionellen, sondern der christlichen Schule. Sollen holländische Schulen, in denen nicht einmal der Name Christi genannt werden darf, das Erbe aus diesem Kriege sein? Oder will man etwa religiöse Bildung fördern durch konfessionslose Schulen? Lehrt's die Erfahrung nicht, daß konfessionslose Schulen, deren Korrelat die Unterrichtsfreiheit ist, am allermeisten die Jesuitenschulen befördern? Ist Belgien nicht dafür ein Beweis? Hier reichen sich Liberalismus und Jesuitismus die Hand. Wollen wir nicht den christlichen Charakter der Schule als ein geistiges Erbe aus dem Kriege festhalten?

Was ist doch auch im deutschen Hause geleistet worden! Schauen Sie das Gegenbild in Frankreich. Der Fanatismus und die Verkommenheit hat sich vornehmlich in der Frauenwelt gezeigt. Aus den leichtfertigen Dirnen sind Tiger erwachsen. Haben wir nicht zu achten auf die Heranbildung des weiblichen Geschlechtes? Ach, das Beste, was unsere Leute in den Krieg mitgenommen, die Treue, die Aufopferung und Hingabe — von wem haben sie's gelernt? Lassen Sie mich's mit dem Volksausdruck bezeichnen, der Alles sagt: „von Muttern". — Ja, eine deutsche und vornehmlich eine preußische Mutter (die es schon von länger her wußte), die ihre Kinder mit dem Blicke erzieht, sie einst hinzugeben in den Tod, sie senkt ins junge Herz jenen edlen, idealen Trieb, dem wir mit das Aufstehen des ganzen Volkes zu danken hatten. Es ist ein wahres Wort: „Aus den Kinderstuben wird die Welt regiert". Unter gottesfürchtigen, Freiheit und Zucht pflegenden Müttern wächst allein ein rechtes Geschlecht herauf.

In der Armee, in die unser Volk aus Haus und Schule tritt, soll noch im besonderen Sinne ein geistliches Erbe erhalten werden. In gefahr- und versuchungsvollen Jahren, blühend in

Kraft und Gesundheit, kommt unser Volk aus der bewahrenden Heimath in die fremde Garnison, meist in große und verderbte Städte. Nach Jahren verlassen sie dieselbe, entweder bereichert durch Zucht und Gesittung oder beraubt des Kapitals, das sie mitgebracht, heimkehrend dann mit verwundetem Gewissen. Hier ist uns ein großes Feld gegeben zur Wirksamkeit. Die innerste Arbeit liegt zunächst den Militärgeistlichen ob. Hier müßten die tüchtigsten Leute sich diesem Dienste widmen. Nicht zu jung und nicht zu alt, unser Volk fassend, nicht über die Köpfe, sondern ins Herz, wie jeder gute Soldat treffend, mit richtigem Takte messend, was sich ziemt, mahnend und tröstend, Freud' und Leid mit ihnen theilend. Es gilt aber auch hier das Wort: „Si vis pacem, para bellum“, d. h. sich im Frieden auf den Krieg rüsten. Denn leider, wenn eben der Divisionsgeistliche „gut“ geworden, hört der Krieg auf. Aber auch die Stellung müßte eine solche sein, daß ein tüchtiger Mann in derselben erhalten werden könnte, aber wie kann das geschehen bei einem kaum auskömmlichen Gehalt? Im Kriege thut's doppelt noth, daß durch tüchtige geistliche Kräfte der sittlich-religiöse Geist in der Armee gepflegt werde. Denn der Krieg versittlicht gewiß an und für sich nicht. Wohl hat sich über Vielen der Himmel aufgethan, aber sonst hat das Sprüchwort auch sein Recht: „Wenn Krieg ist, baut der Teufel die Hölle weiter“. Davon haben wir leider traurige Beispiele. Die Versuchungen und Anfechtungen, die in der Ruhezeit kommen, sind stärker als die in der Schlacht. Unsere jetzt noch im Felde stehenden Truppen müssen ganz besonders noch der Gegenstand unserer Fürsorge sein. Erlahmen wir nicht im Eifer, damit sie nicht durch Versuchungen aus Frankreich das denkbar schrecklichste Erbe mitbringen. Die Seelsorge kann's aber nicht allein; von oben herunter muß auch in That und Wort die Hand zur Förderung der Gottesfurcht und der Sittlichkeit in der Armee geboten werden, und der Geist der Städte selbst, in denen unsere Truppen liegen, muß mithelfen, unser Volk in Waffen zu erziehen.

Eine reiche Liebesthätigkeit der mannigfaltigsten Art hat sich in diesem Kriege entfaltet, eine außerordentliche Hingabe an Kraft, Zeit und Geld hat sich gezeigt. Unter Männern und Frauen haben sich in überraschender Weise ganz besondere Gaben und Fähigkeiten zu Liebeswerken geoffenbart. Soll nun dieses Kapital von Kraft und Selbstverleugnung brach gelegt werden? Haben wir nicht vielmehr darauf zu sinnen, wie wir es verwerthen? Die stillen Opfer des Krieges werden folgen, Hunderte werden halb vergessen hinsterben, die im Dienst des Vaterlandes sich den Todeskeim zugezogen. Soll da nicht die stille, von Niemand groß gepriesene Liebesthat geübt werden?

Haben wir sodann nicht die Aufgabe, an unserem Theil mit Wort und That Protest einzulegen gegen das, was unser Volksleben im innersten Mark verdirbt? Gegen die Frivolität, wie sie ungescheut in Lied und Bild und Büchern, in Theatern und an Vergnügungsorten in schamlosester Weise auftritt? Der ganze Schmutz der Pariser Lüderlichkeit ist nach dem Kriege bei uns völlig wieder da, wie vor dem Kriege, und hat sich selbst während des Krieges keine Gewalt angethan. Davon kann Ihnen die nächste beste Anschlagsäule Zeugniß geben. Das sicherste Mittel, Schlechtes zu verdrängen, ist Besseres zu bieten. Hier hat Jeder die Aufgabe, an seinem Theile, in seinem Kreise mit erfinderischer Liebe unser Volk auf bessere Wege zu bringen.

Keinem tiefer Blickenden kann es entgehen, daß der über uns hereingebrochene Sturm die Luft unter uns nicht so gereinigt hat, wie es der wahre Freund des Volkes wünschte. Es sind während des Krieges Stimmen in den verschiedensten Lagern laut geworden, die eine sittliche Regeneration unseres Volkes forderten, Stimmen, die man gewiß nicht des Muckerthums bezichtigen wird. Sie sind zum großen Theile verhallt. Der Anspannung der Kräfte ist eine ebenso große Abspannung gefolgt. Wer in das Treiben der Städte nach dem Kriege geschaut, in den frivolen Luxus der Reichen, während die Armuth kaum hat, wohin ihr Haupt legen, in die Sorglosigkeit, während die Gewitterwolken am Himmel stehen, dem möchte freilich die Frage

aufsteigen, ob unser Volk wirklich im Großen und Ganzen überhaupt „ein geistliches Erbe“ davongetragen hat.

Wie dem auch sei, die Tage des Kirchenstaats und der Staatskirche sind dahin; ob die Volkskirche in unserer Zeit noch eine große Zukunft haben wird, ist mir, bei der Erkenntnißlosigkeit dessen, was zum Frieden dient, bei dem Widerstand so Vieler gegen eine wahrhaft volksthümliche Kirchenverfassung, die ihre fertige Schablone nicht aus den politischen Verfassungen entnimmt, in welcher wohl aber die lebendigen Glieder der Gemeinden herangezogen werden zum Dienst und dadurch auch zur Mitregierung der Gemeinde, mindestens sehr zweifelhaft.

Versuchen wir es aber an unserem Theile, und suchen wir der Stadt Bestes, in der wir wohnen. Aber vergessen wir nicht, daß die Kirche eine Pilgrimin und Fremdlingin ist. Was ihr noch zugestanden wird vom Eingreifen und Einwirken aufs Volksleben, fassen wir es nicht als ein Recht, vielmehr als eine Gnade unseres himmlischen Herrn auf. Verzweifeln wir nicht an unserem Volke, noch viel weniger aber an dem Herrn und an Seiner Verheißung. Ob es die Stunde noch, da das Reich Gottes der Baum ist, der seine Zweige ausbreitet, daß auch die Vögel des Himmels unter seinen Zweigen nisten — lasse ich dahingestellt; die Arche bleibt es immerhin, die in sich die Heiligthümer des Menschengeschlechts, Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit birgt und durch die empörten Wogen der Zeit trägt, Jeden aufnehmend, der sich retten lassen will, und zum seligen Ufer führend. In sie zu eilen, hat der Herr mit den beiden Glocken des Gerichts und der Gnade geläutet. In sie einzutreten, das ist schließlich das beste „geistliche Erbe“ aus diesem Kriege. Darum schaue an Beides: Den Ernst und die Güte Gottes! Den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte an dir, so du an der Güte bleibest — sonst wirst auch du abgehauen werden! Amen.

Rede bei der Weihe des Denkmals für die Gefallenen der Garde-Artillerie-Brigade.

In dem HErrn Geliebte! Insonderheit lieben Brüder und Kameraden der Garde-Artillerie-Brigade!

Eine hohe Weihestunde hat uns hier versammelt und Euer Vertrauen mich berufen, ihr die Worte zu leihen. Es ist aber das Bezeichnende dieser sowie aller Weihestunden unseres Lebens, daß in ihre flüchtigen Augenblicke eine Fülle von Empfindungen sich drängt, vom tiefsten Leide anhebend, sich steigernd bis zur jauchzendsten Freude. Die Vergangenheit wird zur lebendigsten Gegenwart, und an sie knüpft der ahnungsvolle Geist die fernste Zukunft. Wer will da in kurzer Spanne Zeit aussprechen, was das Herz so wunderbar und vielgestaltig bewegt? Laßt mich's mit schwachen Worten thun, den goldenen Stift nehmen und auf die Seiten dieses Denkmals die Worte schreiben, die den stummen Stein zum redenden Zeugen verwandeln sollen:

Gott zur Ehr'!
Den Gefallenen zum Gedächtniß!
Den Hinterbliebenen zum Trost!
Dem kommenden Geschlechte zur Mahnung!

Gott zur Ehr'! — ich binde alle Eure Thaten und Ehrentage des letzten Krieges, die dieser Stein verzeichnet, in Eurem Namen zusammen zu einem Kranze zur Ehre Gottes. Es drängt sich heute zunächst vor Euer inneres Auge jene Mittagsstunde des 30. Oktober 1870, da nach heldenmüthigem Kampfe Le Bourget auch in Eure Hände fiel. Dieser Tag und der Name des Orts grüßt zugleich den andern des 21. Dezember, Euch erinnernd an jene kühne Waffenthat, deren Gedächtniß in dem Herzen Eures Königlichen Kriegsherrn nach Seinem eigenen Worte Euch unvergessen bleiben soll. Wir eilen zurück an der Hand dieser Tage zu den ersten Siegen. Die blutigen Tage von Mars la Tour, von St. Privat la Montagne, von Beaumont und der ewig denkwürdige Tag von Sedan — sie alle stehen auf, so ehrenreich,

so thränenwerth. So viel Schlachten, so viel Siege; so viel Tage, so viel Lorbeern, so viel Ehrenblätter in der Geschichte Eurer Brigade!

Es redet der Stein aber auch von anderen Ehren. Ein Anderes ist's, in freier Feldschlacht stehen, den kühnen Handstreich wagen, am Morgen hinausziehen zum blutigen Strauß und am Abend heimkehren mit dem Siegeskranz — und ein Anderes ist's, Wochen und Monate lang die kaum bewehrte Brust darbieten den steinernen Brustwehren starker Festungen; in mühseliger, entsagungsvoller Arbeit bei Tag und Nacht den Unbilden des Wetters und Winters preisgegeben, den Feind in Front und Rücken, auszuharren, mit der Kunst und Energie des Kriegers das Herz des Christen und Menschen zu verbinden, das Schonung übt, wo es kann. Aber dann auch welch köstlicher Siegespreis, wenn endlich die Mühe gekrönt, wenn von den Zinnen die weiße Fahne winkt und die Thore sich öffnen, Grabespforten einer lebendig begrabenen Stadt! Fünf Mal hat Eure Brigade auch diese Arbeit gethan, fünf Mal dieses Schauspiel erlebt. Ich greife aus diesen Tagen heraus den Tag von Paris, den Tag von Belfort und den Einen, jedes deutsche Herz wunderbar bewegend, den Tag von Straßburg!

Und doch geliebte Brüder! Wir nehmen den Siegespreis unserer Arbeit, den reichen Kranz der gepflückten Ehren und legen ihn nieder an diesem Denkmal mit dem Worte: „Gott allein sei die Ehre!" Es sei ferne von uns, mit diesem Denkmal uns selbst verherrlichen zu wollen. „Gott war mit uns! Ihm die Ehre!" Dies Königswort tragen wir Alle auf der Brust; lasset es uns auch im Herzen und Munde tragen und aufs Neue bekennen: „Nicht uns, HErr, nicht uns, sondern Deinem Namen gieb Ehre!" Hoch oben der Adler mit seinen ausgebreiteten Schwingen sagt uns, den Verschonten, die wir heimgekehrt sind unversehrt zu Weib und Kind, zu Bruder und Schwester:

„Wie ein Adler sein Gefieder
Ueber seine Jungen streckt,
Also hat auch hin und wieder
Mich des Höchsten Arm gedeckt!"

Ja, wahrlich:

„In wieviel Noth
Hat nicht der gnädige Gott
Ueber dir Flügel gebreitet!“

Darum unsere Ehren, unsere Siege, unsere Gefahr und unsere Bewahrung in eins fassend, schreiben wir als erstes Wort auf diesen Stein: Gott zur Ehr'!

Aber nun auch die Kehrseite des fröhlichen Gloria — und siehe, unser Ehrenkranz verwandelt sich in einen Todtenkranz, bethaut von den Thränen der Liebe, die nimmer aufhört und die kein Tod tödtet. Zum Lorbeer um die Schläfe der gefallenen Helden windet sich der Epheu in treuer, liebender Erinnerung. Wohl, es ist ein Mensch wie Gras und das fallende Laub, das der Wind an diesem Herbsttage aus dem Walde hierher weht — aber ein Mensch, der Gutes gethan, sein Leben hingegeben in den Dienst der Brüder, er verweht nicht wie ein Blatt im Winde, „das Gedächtniß des Gerechten bleibet in Segen“ — Gott zur Ehr' — aber auch den Gefallenen zum Gedächtniß!

Wohl, sie ruhen und schlafen, schon längst ehrenvoll gebettet drüben in Frankreich und in heimathlicher Erde. Da und dort ziert schon ein einfacher Denkstein den Grabhügel gefallener Kameraden, und jüngst errichtetet Ihr im Verein mit der ganzen preußischen Garde auch Eueren Kameraden auf den Schlachtfeldern vor Metz ein erhabenes Denkmal — aber es war Eurem Herzen Bedürfniß, Derer insonderheit zu gedenken auch in der Heimath, die Eurem Herzen nahe standen. Die Jahre, die seit ihrem Heldentode ins Land gegangen, haben das Andenken nicht verwischt, es ist Gras wohl über ihr Grab, aber nicht über Euer Gedächtniß gewachsen. So künden denn die Namen auf diesem Stein die Treue bis in den Tod, die Hingabe sondergleichen an König und Vaterland. An ihrer Spitze ein Name, den Ihr alle kennt. Es ist des Regimentes Schmerz und Ehre zugleich, unter seinen Todten den geliebten Führer zu sehen, sich reihend an die unvergeßlichen Führer der Garde-Regimenter, die im heldenmüthigen Tode es besiegelt haben, daß König und Vaterland

allezeit da auf die Garde zählen dürfen, wo die schwersten Aufgaben zu lösen und der gefährlichste Posten zu behaupten ist. „Vergiß, mein Volk, die theuren Todten nicht!" so mahnte einst ein Kriegermund. Dies Denkmal antworte der Bitte: „Wir haben sie nicht vergessen, lieblich im Leben, im Tode vereint! Leichter denn die Adler und stärker als die Löwen!" So schreiben wir denn mit Wehmuth: Den Gefallenen zum Gedächtniß!

Und damit auch Euch, Ihr Hinterbliebenen der Gefallenen, zum Trost. Zum Troste? Wir sagen dies Wort, weil wir kein besseres wissen. Einst klang es aus den Oktobertagen 1813 klagend aus dem Mund des Sängers: „Nach solchen Opfern, heilig großen, diese Lieder!" Und wir möchten in diesen Oktobertagen sagen: „Nach solchen Opfern, heilig großen — diese Steine!" Wir wissen, daß kein Stein, kein Gedächtniß, kein Menschenwort, so lieb es auch sei und so wohl es thue, zu trösten noch die theuren Todten wiederzugeben vermag. In diesem Sinne wollen wir auch nicht trösten. Aber hier an diesem Denkmal möchten wir Euch bitten, aufzuschauen und den Adlerflug der Seele zum ewigen Lichte kühn und muthig zu wagen. Den alten gebeugten Elternherzen, die ihre Söhne in der Kraft der Jahre zur Gruft sinken sahen, künde der Adler hier oben den HErrn, der den Mund auch wieder fröhlich macht und uns verjüngt wie die Adler — den Wittwen und Waisen aber sage er das Wort: „daß, die auf den HErrn harren neue Kraft kriegen, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht müde werden, daß sie wandeln und nicht matt werden". Und wenn jetzt in diesem Augenblick der Schmerz neu werden und die alte Wunde wieder bluten will — nehmt aus unserer Armuth den Balsam der Liebe, aus dem Reichthum der Liebe Gottes aber die sieghafte Hoffnung ewigen Wiederfindens durch Jesum Christum, unsern HErrn. In diesem Sinne sagen wir: Den Hinterbliebenen zum Trost!

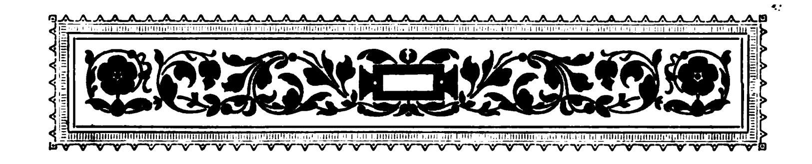
Wir scheiden von diesem Denkmal, aber nicht ohne Eine Deutung ihm noch zu geben: „Dem kommenden Geschlecht zur Mahnung!" Bedeutsam steht dies Denkmal auf der Stätte

Eurer Uebungen. Was draußen im Felde sich bewährt, draußen erkämpft und ersiegt — hier unter tausend Mühen ward es versucht, erlernt und errungen. Wenn, geliebte Brüder, in diesem letzten Kriege Eure Waffe überhaupt zur besonderen Anerkennung gekommen, zur Anerkennung selbst aus dem Munde des Feindes, der, wenn er der Wahrheit die Ehre gab, seine Niederlage vornehmlich auch der Ueberlegenheit Eurer Waffe zuschrieb — so ist dies eine Frucht, die stille und langsam erst gereift, Euch in den Schooß fiel. Wie hoch da oben der Adler nicht fliegen lernt von einem Tag zum andern, sondern die jungen Adler mühsam den schnellen Flug, den scharfen Blick aufs Ziel erringen, so war's auch hier. Darum soll denn auch dies Denkmal kein Schlußstein des Ringens, wohl aber ein Merkstein auf dem Weg zum Ziel, kein Ruhepunkt sorgloser Sicherheit, wohl aber ein Sporn, ein aufgehobener Finger der Mahnung sein, in ausdauerndem Eifer und Streben nach Erweiterung technischer Kenntnisse, vor Allem aber in wahrhaftiger Gottesfurcht, die aller Weisheit Anfang und Ziel, in Zucht und Gehorsam und Treue bis in den Tod dem hohen Vorbild unserer Gefallenen nachzujagen.

Ich schließe. Ihr habt von jenem Steingebilde im Morgenlande gehört, das klinge, wenn der Morgenstrahl der Sonne es trifft. — So töne dieser Stein, wenn die Frühsonne der Arbeit uns ruft, wenn der Morgenstrahl unserer Erinnerung ihn trifft, ein heiliges: „Ehre sei Gott in der Höhe!" — ein weihevolles: „Friede den Entschlafenen!" — ein lautes: „Sei getreu bis in den Tod!" dem kommenden Geschlecht. So sei denn für alle Zeiten diese Stätte geweiht im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

Amen.





III. Aus der Friedenszeit.

Predigt bei der Verleihung des Eisernen Kreuzes an die Fahnen und Standarten des Gardekorps. Pfingsten 1872.

Die Gnade unseres HErrn und Heilandes Jesu Christi, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns Allen! Amen.

Text: 2. Timoth. 1, Vers 7:

Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht.

Pfingsten ist's, Geliebte, das Fest der Freude. Nach dem Worte des Psalms haben wir gethan: das Fest mit Maien geschmückt bis zu den Hörnern des Altars und haben das alte Pfingstlied gesungen: „O heiliger Geist kehr' bei uns ein.“ So ist's recht und so ziemt sichs auf Pfingsten. — Aber was wollen diese Fahnen um Altar und Kanzel? diese Zeugen so vieler blutiger Schlachten und Sterbeseufzer und Thränen, was wollen sie am Feste der Freude und des Friedens? Wohl, eine Fahne ist auch am heiligen Tage der Pfingsten entrollt worden — Christi Reichs- und Kreuzfahne, unter welcher Petrus, ein kühner Bannerträger, heute dreitausend Seelen sammelt. Aber unsere Fahnen? Geliebte! auch sie schmückt ein Kreuz, etliche tragen's von Alters her, etliche erst von heute an. Ziehen wir nicht aus für das Kreuz, so ziehen wir doch aus unter dem Kreuz;

kämpfen wir auch nicht für Christum, so kämpfen wir doch als Christen. Das wollen wir heute durch die Weihe der Fahnen, die von nun an das Kreuz tragen sollen, aufs Neue bekennen.

Dem deutschen und insonderheit dem preußischen Volke in Waffen ist dies Kreuz in besonderem Sinne ehrwürdig. Gestiftet in einer eisernen schweren Zeit, als unsere Väter das eiserne Kreuz des Drängers auf dem Rücken getragen, ward es zum Zeichen der Erhebung aus dem Staube, zum Bekenntniß aus der Tiefe zu Dem, der allein helfen konnte in der Noth. Und nun ist's aufs Neue entstanden durch den Willen unseres Königs und Kriegsherrn, in schwerer, drangsalvoller Zeit, als derselbe alte Feind sich aufmachte, uns mitten im Frieden zu überfallen. Was wollen die Kreuze, die alten und neuen darum Anderes sein als lebendige Erinnerungszeichen an eine zweimalige, große Hülfe, als ein erneutes Bekenntniß: „Gott war mit uns, wie Er mit unseren Vätern war — Ihm sei die Ehre?“

Wenn aber zu solchem Ehrentage unserer Fahnen der Tag der Pfingsten, der Ausgießung des heiligen Geistes, bestimmt ward, so darf ich unseres theueren Königs Sinn auch dahin deuten, daß damit gesagt sein solle, daß nur dann die Erinnerung an die vergangenen Tage lebendig erhalten bleibe und leuchtend von Geschlecht zu Geschlecht wirke, wenn das Feuer und der Geist der Pfingsten auch unser Heer durchglüht. Denn nicht jeder Geist ist Gottes Geist, noch heiliger Geist. Es kann auch ein Geist der Furcht und der Verzagtheit, ein Geist des Hasses und der Zwietracht, ein Geist der Empörung und der Zuchtlosigkeit ein Heer beseelen. Fragt Ihr mich aber, welches ist denn der heilige Geist, den wir heute auf unser Heer herabflehen, so antworte ich mit dem heiligen Apostel:

Der Geist, der unser Heer beseelen und an unsere Fahnen sich ketten soll, ist

1. nicht ein Geist der Furcht, sondern der Kraft,
2. nicht ein Geist des Hasses, sondern der Liebe,
3. nicht ein Geist der Zügellosigkeit, sondern der Zucht.

Herr, verwirf mich nicht von Deinem Angesicht und nimm Deinen heiligen Geist nicht von mir! Schaffe in mir Gott ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewissen Geist. Herr, thue meine Lippen auf, daß mein Mund Deinen Ruhm verkündige.

Amen!

I.

„Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht." Wohl lehrt der Geist auch, sich fürchten. Er lehrt jene heilige Furcht, die aller Weisheit Anfang ist, die sich mit Allem, was man denkt und thut, vor Gottes heiliges Auge stellt, die allezeit in erster Linie frägt, ob man auch damit vor Gott bestehen kann. Da ist das Herz ein aufgeschlagenes Buch mit der Aufschrift: „Erforsche mich Gott und erfahre mein Herz!" Aber solche Furcht Gottes, die Seiner Gnade und Wohlgefallens gewiß ist, giebt nun auch jene heilige Furchtlosigkeit, die nach keines Menschen Urtheil und Drohung frägt. Diese Furcht ist vor Gott ein Kind, vor den Menschen ein Held; vor Gott ein Wurm im Staube, vor den Menschen ein kühner Adler. Diesen Geist der Furchtlosigkeit, aber nimmermehr den der Verzagtheit und Feigheit hat uns Gott gegeben. Siehe den Unterschied des Geistes der Furcht und der Kraft an Petro. Etliche Wochen vor unserem Feste steht Petrus im Palaste des Hohenpriesters. Herausgefallen aus der Furcht Gottes, ist er hineingerathen in die Furcht vor den Menschen, und vor ein paar schwachen, armseligen Mägden verleugnet er seinen Herrn. Der Felsenmann ist ein Rohr geworden, das der Wind hin- und herweht. Aber heute an Pfingsten, da steht er, ein Fels im brandenden Meere, und ein paar Tage später bekennt er fröhlich in demselben Palaste vor dem ganzen Rathe: „Es ist in keinem Anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden. Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen!"

Da zieht ein Luther gen Worms. In seinem Kämmerlein in der Herberge beugt er sich vor seinem Gotte in den Staub — aber wie kühn aufgerichtet steht er vor Kaiser und Reich! Einer gegen Alle, mit heiligem Trotze sagend: „Hier stehe ich; ich kann nicht anders, Gott helfe mir!“ Ja, Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft. —

Wollt Ihr aber das Bild höchster Kraft sehen, ist's nicht das Kreuz? Einst ein Zeichen der tiefsten Schmach, nun der höchsten Ehre. Das Kreuz hat mit seiner Schwachheit die Welt überwunden. Ist das Wort vom Kreuze nicht göttliche Kraft und Weisheit? eine Kraft Gottes, selig zu machen, die daran glauben?

Geliebte! Als unsere Väter 1813 auszogen in den Krieg, da war eine Zeit der Beugung und Demüthigung vorhergegangen; es war eine Thränensaat ausgestreut worden in sieben Jahren, die sich wandeln konnte in eine Freudenernte. Und aus dem Geiste der Demüthigung, der inneren Umkehr kam der Geist der Kraft. Es sang der Sänger der Freiheitskriege:

„Wir haben alle schwer gesündigt,
Wir mangeln allesammt am Ruhm,
Man hat, o HErr, uns oft verkündigt
Der Freiheit Evangelium.
Wir aber haben uns entmündigt,
Das Salz der Erde wurde dumm,
So Fürst und Bürger, so der Adel,
Da ist nicht Einer ohne Tadel!“

Da wuchs aber der Geist der Kraft, und sein Bekenntniß war das Kreuz, das unsere Fahnen schmückt. Und als der König damals sein Volk rief, da kamen sie Alle, ohne Furcht und Verzagtheit willig zum Opfer. Und nach dem Kriege haben sie's bekannt:

„Weit über Gedanken, weit
Ging Deine Macht und Herrlichkeit.
Nicht unser Arm, nicht unser Arm —
Dein Schrecken schlug der Feinde Schwarm.“

An diesen Sinn seines Volkes, der seine Kraft und Hülfe bei dem HErrn und seinem Kreuze sucht, hat zum andern Mal

nach nahezu 60 Jahren unser König, der Sohn Friedrich Wilhelms III., appellirt. Und hier dies Zeichen sagt's: Der HErr ist der alte treue Gott geblieben, und die Enkel waren würdig der Väter, und die neuen und alten Kreuze grüßen sich und sagen: Ja, im Kreuz ist Licht und Heil und Kraft! So sterbe denn nie in unserem Heere der Geist der Furcht Gottes, der alle Furcht der Menschen bannt. Das Kreuz da oben an den Fahnen sage uns: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, die Seele aber nicht mögen tödten." Im Kreuze unsere Kraft und Stärke; in diesem Zeichen laßt uns allezeit kämpfen, fallen und siegen! — Aber dem Geist der Kraft geht zur Seite der Geist der Liebe, — denn Gott hat uns

II. Nicht gegeben den Geist des Hasses, sondern der Liebe.

Was Petri Feuerkraft gesammelt, das einte und hielt die Liebe zusammen. „Ein Herz und eine Seele", so stand die erste Gemeinde da, täglich einmüthig beisammen, selbst ihre Habe theilend. Kein Rangstreit unter den Jüngern wie früher, wer der Größte wäre; keine Eifersucht untereinander, Alle für Einen, Einer für Alle, bereit für ihren HErrn und die Brüder das Leben zu lassen; solch ein Geist der Liebe hatte sich an Pfingsten über die Gemeinde ergossen. Der Geist der Kraft macht stark nach außen, giebt heiligen Muth und Trotz — der Geist der Liebe macht stark nach innen und überwindet da den Feind durch Demuth. Der Glaube versetzt die Berge und die Liebe ebnet sie. Geliebte! einmal ist die Liebe, dieses Himmelskind, das nicht das Seine sucht, das Alles glaubt, trägt, duldet und hoffet, in Menschengestalt über unsere Erde gegangen. Das war Jesus Christus, hochgelobt in Ewigkeit, und das Siegel seiner Liebe ist das Kreuz. Dort ist die Liebe vollendet, die das Leben für die Brüder ließ. Das Kreuz ist nicht bloß das Bild der Kraft, es ist auch das Bild der Opfertreue, der Liebe und Treue bis in den Tod. Darum ziert es unsere Fahnen.

Geliebte Freunde! Der HErr hat unser deutsches Volk zum zweiten Mal durch die Noth zusammengetrieben. Was im Jahre 1815 wie eine taube Blüthe zur Erde fiel, ist als reife Frucht aus diesem Kriege erstanden. Wir sind ein einig Volk geworden in Deutschland. Die Noth hat uns gesammelt, aber die Liebe muß uns nun verbinden und zusammenhalten. Weder das Schwert noch ein Papier kann die Leute verbinden, wenn es der Geist nicht thut, der Geist hingebender, opferfreudiger Liebe. Das ist aber Gottes Geist aus Christi Kreuz. Wenn der die Herzen regiert, dann werden sie auch für einander schlagen. Ach, daß Er Seinen Geist ausgießen wollte über alles Volk, uns zu Seinem Volke machen und dadurch zu einem Volk von Brüdern!

Wenn aber irgendwo sich der Geist opferfreudiger Liebe darstellen soll, so ist's in unserem Heere. Wir sind geeint unter einem Kriegsherrn, tragen seine Farben und Wappen und sein Kleid. Von Seiner Hand gespendet, glänzt das Zeichen des Kreuzes auf der Brust und hier oben an den Fahnen. Vergessen wir es nicht, was es uns sagen will. „Liebe und Treue bis in den Tod", so ruft es von den Fahnen herab; so ruft es von der Brust ins Herz hinein. So schweige denn im Heere der alte Hader zwischen den deutschen Stämmen. Ihr habt Brust an Brust mit Brüdern aus Süd und West gekämpft und habt ihre Mannhaftigkeit und Treue erprobt. Laßt uns neidlos der Gaben der Anderen uns freuen und nur einen Wetteifer kennen: den des Opfers und der Hingebung!

Laßt vor Allem aber solche Liebe und Hingebung sich zusammenfassen in der Liebe zum Könige und seinem Hause. Ihr wißt, wie der König sein Heer liebt; Tausende von Eueren Brüdern haben ihre Treue und Liebe gegen ihn im Tode besiegelt. Das können nicht Alle. Aber eines könne wir Alle. Was wird die Erweisung der treuesten Liebe sein? Laßt mich es in einer Geschichte sagen. Ein junger Fürst bestieg einst den Thron seiner Väter. An diesem Tage ließ er über seinem Arbeitszimmer einen Thurm bauen, darin eine silberne Glocke

aufhängen, deren Strang herab in sein Arbeitszimmer führte. Die Glocke wollte er dann läuten, wenn er mit seinem Volk sich recht glücklich fühlte. Schon im ersten Jahre wollte er läuten, da brach ein Krieg aus, und er mußte die Hand sinken lassen. Dann kam Empörung im eigenen Lande, danach Seuche, Noth und Elend. Aber unermüdet arbeitete er weiter am Glücke seines Volkes. Danach fiel er selbst in tödliche Krankheit. Er hört, daß draußen im Schloßhofe sein Volk auf den Knien liegt und für sein Leben betet. Da läßt er sich in sein Arbeitszimmer tragen und zieht mit müder Hand die Glocke. Da hat er sich am tiefsten mit seinem Volke verbunden gefühlt. Ein betend Volk für seinen Fürsten, das ist ein treues Volk, das wahrhaftig seinen König liebt. Solche Liebe finde der König bei Jedem im Volke!

III.

Wie die Liebe zur Kraft, so tritt zur Liebe die Zucht.

Kraft ohne Liebe verletzt, und Liebe ohne Zucht verwildert. So hat uns Gott nicht gegeben den Geist der Zügellosigkeit, sondern der Zucht. Die Liebe der ersten Gemeinde war eine heilige und eine heiligende. Scharf traf sie die Heuchler und schied alles ungöttliche Wesen aus. Und das Zeichen der Zucht ist wieder das Kreuz. Ein Todeszeichen ist's, an dem alles Ungöttliche sterben soll. „Sich selbst verleugnen und sein Kreuz auf sich nehmen", heißt uns der HErr; den alten Menschen „kreuzigen sammt den Lüsten und Begierden" vermahnen die Apostel. So ist auch uns, Geliebte, das Kreuz auf der Fahne ein Zeichen der Zucht, des Gehorsams, der sich selbst verleugnenden Treue. Es fehlt unserer Zeit weder an Ruhm und Ehre, noch an Geld und Gut, Bildung und Weisheit, aber an einem fehlt es ihr: an Zucht. Zuchtlos im Hause, zuchtlos draußen; zuchtlos in der Freude, zuchtlos im Wort — das ist zum großen Theile das Bild unseres Volkes. Das kann Jemand, der sein Volk lieb hat, nur mit tiefem Wehe ansehen. Wohin ein Volk kommt, das aus der Zucht weicht, haben wir mit unseren Augen

im letzten Kriege geschaut. Geliebte! Einst sang der Sänger mit Leier und Schwert vom deutschen Volke:

„Deine Eichen stehen,
Du aber bist gefallen!"

Werden wir bestehen, wenn einmal der Sturmwind über uns kommt?

Man hat den Heerdienst eine Schule der Zucht genannt, und er ist es auch. In den Tagen, da das eiserne Kreuz gestiftet ward, erstand der Gedanke, das ganze Volk auch im Frieden zu einem Volke in Waffen zu machen, es zu rufen, daß es lerne gehorchen, damit es einst befehlen könne im Hause; dienen, damit es einst herrschen könne in seinem Kreise. Ach, daß uns solches gelänge und inmitten aller Schatten und Dunkel unseres Volkslebens das Heer noch ein lichter Punkt, eine Stätte der Zucht und des Gehorsams, der Treue dem geschworenen Eid bis in den Tod wäre und unbefleckt wie die Ehre dieser Fahnen, Herz und Wandel jedes Einzelnen unter uns! Ja, nehmt heraus aus dem Heere den Geist der Zucht, der aus der Furcht Gottes kommt — und was habt Ihr aus ihm gemacht? Aus der festen Stütze des Throns und des Vaterlandes ein armes schwankendes Rohr, aus dem ehernen Felsen einen schlechten Flugsand, auf dem man nichts bauen kann; aus einer ehrwürdigen, sittlichen Gemeinschaft eine rohe Bande und habt das Schwert in die Hand eines Rasenden gelegt. Nicht also, Geliebte! Wir haben herrlichere Bilder, Euch zu locken; diese Fahnen haben anderen Geist im Felde gesehen. Wir haben, wie Ihr wißt, über Hundert von Fahnen in diesem Kriege siegreich erobert. Eine einzige nur haben wir verloren. Verloren und doch nicht verloren. Wie fand man sie? Siehe, dort liegt, von der Uebermacht erdrückt, ein Häuflein Krieger voll Todeswunden. Einer hatte fallend und sterbend die Fahne dem Anderen gegeben, da sank auch der Letzte. Begraben mit den Leichen der Fahnenträger, getränkt mit ihrem Blute, so fanden sie die Sieger -- so haben wir sie verloren. Das heißt aber nimmermehr verlieren. Ueber diesem Häuflein der Treuen und ihrer

Fahne schwebt feiernd und segnend der Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht. Dieser Geist kette sich auch an diese Fahnen und an Alle, die unter ihnen streiten, siegen, leben und sterben! Um diesen Fahnensegen bitten wir Dich, Du werther heiliger Geist! Ja,

„Sieh herab vom Himmel droben,
HErr! den der Engel Chöre loben,
Sei gnädig diesem deutschen Land!
Donnernd aus der Feuerwolke
Sprich zu den Fürsten und zum Volke,
Und laß uns stark sein Hand in Hand!
Sei Du uns Fels und Burg;
Du führst uns wohl hindurch!
Halleluja!
Denn Dein ist heut
Und alle Zeit
Das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit."

Amen!

Festpredigt zum 150jährigen Jubiläum der Berliner Garnisonkirche am 2. Juni 1872.

Text: Luk. 19, V. 1—10.

Und er zog hinein, und ging durch Jericho. Und siehe, da war ein Mann, genannt Zachäus, der war ein Oberster der Zöllner, und war reich; Und begehrete, Jesum zu sehen, wer er wäre, und konnte nicht vor dem Volk, denn er war klein von Person. Und er lief vorhin, und stieg auf einen Maulbeerbaum, auf daß er ihn sähe; denn allda sollte er durchkommen. Und als Jesus kam an dieselbige Stätte, sahe er auf, und ward seiner gewahr, und sprach zu ihm: Zachäe, steig eilend hernieder: denn ich muß heute zu deinem Hause einkehren. Und er stieg eilend hernieder, und nahm ihn auf mit Freuden. Da sie das sahen, murreten sie Alle, daß er bei einem Sünder einkehrete. Zachäus aber trat dar, und sprach zu dem Herrn: Siehe, Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen und, so ich Jemand betrogen habe, das gebe ich vierfältig wieder. Jesus aber sprach zu ihm: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, sintemal

auch er Abrahams Sohn ist; Denn des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist.

Wiederum, Geliebte, sind wir festlich im geschmückten Hause des HErrn versammelt. Es ist heute kein Krieges- und Dankfest, kein wehmüthiges Gedächtniß der Gefallenen, keine Weihe der Fahnen im neuen Schmucke — Tage, wie wir sie in Jahresfrist hier mit bewegtem Herzen gefeiert. Nein, das heutige Fest gilt unserer Kirche selbst, der ehrwürdigen Zeugin so vieler erhebenden Stunden.

Hundertfünfzig Jahre sind's, da bewegte sich in der Frühe des Morgens vom Königsschlosse aus zu Fuße ein großer glänzender Zug zu unserer Kirche. In seiner Mitte schritt Friedrich Wilhelm I. gesegneten Andenkens und sein großer Sohn mit den Prinzen des Königlichen Hauses. Vor der Kirche standen die Truppen, ihrer 10 000 Mann. Der König ließ die neu erbaute Kirche öffnen und nahm oben auf der Tribüne Platz auf jenem unscheinbaren hölzernen Stuhl, den heute noch unsere Kirche als ein Vermächtniß seines schlichten Wesens bewahrt. Der Chor begann mit Lob- und Dankpsalmen, die Predigt des Feldpropstes folgte, und in das Te Deum am Schlusse mischten sich die Klänge der Posaunen und der Donner der Geschütze. Das Haus war geweiht.

Hundertfünfzig Jahre sind seitdem verflossen. Die damals mit gefeiert, sind versammelt zur oberen Gemeinde — und ihrer Mancher ruht hier unten in der Gruft dieser Kirche. Wiederum sind wir, ein neues Geschlecht, versammelt mit unserm Könige, wiederum sang der Chor und klangen die Posaunen mit hinein in die Loblieder. Was soll die Predigt nun? Nicht mehr aufs Neue dies Gotteshaus weihen — wohl aber danken, daß durch die Jahre hindurch der HErr es mit seiner Gegenwart, mit Wort und Sakrament geweiht; bitten, daß er es auch ferner behüte und segne und weihe. Und so laßt das alte Evangelium der Kirchweihe auch über unserem heutigen Feste neu werden und als den Festgedanken das Wort uns herausnehmen:

„Heute ist diesem Hause Heil widerfahren.“

Wir fragen:

1. Warum dürfen wir dies Wort über unserer Kirche mit Lob und Dank heute sagen und
2. wann dürfen wir's auch für die Zukunft in zuversichtlicher Hoffnung aussprechen?

I.

Dies Wort, Geliebte: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren", galt nicht einer Kirche, einem Tempel, vielmehr dem Hause eines Mannes, der sein Haus zu nichts weniger als zu einem Gotteshause gemacht hatte. Es war das Haus eines Obersten der Zöllner. Das waren Leute, die man zusammen nannte mit den „Sündern". Was ist dem Hause denn widerfahren? Ist's geschmückt, geadelt, bereichert worden mit Geld und Gut? Nein. Aber geehrt ist's worden mit einem Besuch sonder Gleichen. Der HErr, der eingeborene Sohn vom Vater voller Gnade und Wahrheit ist darin eingekehrt und hat Platz darin genommen und hat es erfüllt mit Friede, Trost und Freude. Als Er Abschied nimmt, ist das Haus ein Bethaus geworden, ein bekümmertes Herz hat Friede gefunden, ein ungerechtes Kind ist umgewandelt.

Wie kommt aber der HErr zu diesem Hause? Was hat der Heilige mit dem Sünder gemein? Wohl, es giebt eine Brücke über diese Kluft. Das ist die Sehnsucht des Menschen nach seinem Gott, das ist die Liebe Gottes, die dieser Sehnsucht entgegeneilt. So kommen die beiden zusammen. Und wo das geschieht, da klingt über solcher Stätte das Wort: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren". Den Zöllner hatte weder sein Amt, noch sein Reichthum befriedigt. In seinem Innersten trug er ein Verlangen nach etwas Bleibendem. Auf die brennende Wunde seines Herzens wollte er einen Balsam haben. Pharisäer und Schriftgelehrte hatten über ihn den Stab gebrochen, statt des verlornen Schafes sich anzunehmen. Da hört er von Einem, der die Mühseligen und Beladenen an sein Herz rufe, der den glimmenden Docht nicht auslösche und das zerstoßene Rohr nicht zerbreche, der mit Zöllnern und Sündern zu Tische gesessen. Den will er

sehen, von ihm einen Blick erhalten. So überwindet er alle Bedenklichkeit, alles Vorurtheil, achtet nicht auf die Kleinheit seiner Person noch auf die Menge der Leute; Stellung und Vermögen werden ihm gleichgültig, da es gilt, den Einen zu sehen, und so eilt er hinauf auf den Maulbeerbaum, sich unter seinen Zweigen zu bergen.

Aber der HErr, der den Nathanael unter dem Feigenbaum und das Weib, das seines Kleides Saum anfaßte, herauszufinden weiß, erblickt auch die wunderbare Frucht in den Zweigen des Maulbeerbaumes. „Zachäe", so ruft er ihn an mit seinem Namen, „steige eilend herab, ich muß heute zu deinem Hause einkehren." Unendlich mehr, als er erwartet, wird ihm zu Theil. Er sieht nicht bloß, sondern wird gesehen von dem Auge der ewigen Liebe, er hört sich rufen bei Namen von den holdseligsten Lippen und zu seinem Hause will sich der Fuß des HErrn lenken, an den sich Heil und Friede heftet. — Und „mit Freuden" nimmt er Ihn auf.

Was sie in der Stille verhandelt, darüber legt sich der Schleier der Verborgenheit. Die Schrift legt ihn immer über das Beste und Tiefste, über die geheimnißvollen Anfänge des Lebens. So liegt die Wurzel des Baumes in der Erde verdeckt, legst du sie bloß vor der Menschen Augen, so verdorret sie. Aber die Frucht dieser Stunde ist nicht verborgen geblieben. „Vierfältig will ich wiedergeben, wo ich betrogen und bis an die Hälfte meiner Güter den Armen", das ist sein Bekenntniß und seine That. Es war keine Stunde äußerlicher Rührung und Empfindsamkeit, sondern von heiligster Entschließung gesegnet. Wie reich muß er geworden sein, um sich arm schenken zu können! Darum fassen wir das Wort, das der HErr segnend beim Abschiede spricht: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren!"

So weit Zachäi Haus und seine Feierstunde. Und unser Gotteshaus wüßte nichts von solchen Stunden in seinen hundertfünfzig Jahren zu sagen? Auch zu ihm ist der HErr eingekehrt. Die gekommen, Jesum zu sehen, verlangenden Herzens, sie haben auch Ihn gesehen und gehört. Tausende und Abertausende, ein

großer Pilgerchor, ist durch diese Kirche gegangen. Gewiß Viele unter ihnen beschwerten Herzens und Gewissens, hinter sich eine dunkle Vergangenheit und vor sich eine noch dunklere Zukunft, manches Herz heimwehkrank nicht bloß nach der irdischen Heimath, manche Seele verwundet und verwaist, des besten Freundes auf Erden beraubt — hier haben sie Licht und Trost, Friede und Ersatz gesucht und gefunden. Denn wo des HErrn Wort ist, da ist Er selbst, und wo zwei und drei versammelt sind in Seinem Namen, da will Er mitten unter ihnen sein. Mag Manchen der Kirchgang eine Last gewesen sein, Anderen war er in der Wanderung, was einst Elim Israels Volk in der Wüste war, da es sich lagerte unter Wasserbrunnen und grünen Palmen. Nicht umsonst hat unsere Kirche die Gestalt des Zelts — wir sind Pilgrimme und Fremdlinge in unserer Gemeinde in mehr denn Einem Sinne, die der Stärkung bedürfen. Und Viele haben sie empfangen zum letzten großen Gange — hinaus und hinein in den Tod für König und Vaterland — im heiligen Mahle. Der HErr war bei ihnen eingekehrt, und in der Kraft seiner Einkehr haben sie nicht bloß Hab und Gut, sie haben auch das Leben gelassen. Oder soll ich Euch erinnern an so viele Tausende, die hier knieten am Altar vor dem Ausmarsch, von denen so Mancher droben nun feiert?

So kehrt Er freilich in jedes Gotteshaus ein und jedem ist dies Heil widerfahren, und welches in unserer Stadt wüßte nicht davon zu sagen — aber zu uns ist Er doch noch in besonderem Sinne eingekehrt. Es schlägt ja der HErr seine Kanzel nicht bloß in der Kirche, sondern auch draußen in der Welt auf, wo Er selbst predigt über den gewaltigen Text: „Schaue an meinen Ernst und Güte!“ — In der Weltgeschichte führt Er Seine Gerichte, in den Kämpfen der Völker Seine Friedensgedanken durch. Seine Predigt draußen hat aber hier in diesem Hause ihren lebendigsten Widerhall gefunden. Es ist selbst eine lebendige Predigt, ein vielumschriebener Denkstein der großen Thaten Gottes an unserm Volke. — Nach der Heimkehr des ersten Königs von der Krönung in Preußen war's seine erste That, dem Heere, das sich hier seit

des Großen Kurfürsten Zeit unter drei mächtigen Linden sonntäglich sammelte, eine Stätte zu bauen. Jahrelang stand die Kirche, als jener dunkle Tag hereinbrach, der die Kirche in Trümmer legte und eine blühende große Kinderschaar lebendig begrub. Aber auf der Stätte des Unglücks beschloß Friedrich Wilhelm I. den Bau einer neuen größeren Kirche. Bei der Grundsteinlegung that der die Hammerschläge, durch den Preußens Name auf Aller Lippen kommen sollte, der Kronprinz Friedrich II. So sah die Kirche die Tage des großen Königs. Die eroberten Fahnen aus dem siebenjährigen Kriege wurden hier Gott zu Ehren aufgehängt, ihrer neunundneunzig. An den Wänden seht Ihr darum die Bilder der Helden Friedrichs: Schwerin und Ziethen, Keith, Winterfeld und Kleist. Die Tage wandelten sich. Kein Volk lebt bloß vom Ruhme seiner Vorfahren; wenn es ihrer nicht mehr würdig, dann schreckt ihr Name keinen Feind mehr. Da unser Volk den lebendigen Gott vergessen und den fremden Götzen geopfert, da kam jenes Volk, in dessen geistige Knechtschaft wir gerathen, um uns den Fuß auf den Nacken zu setzen. Die Gottesgeißel mit der ehernen Stirn und der eisernen Faust kam auch hierher. Unsere Kirche ist davon eine lebendige Zeugin; des Vaterlandes tiefste Schmach traf sie besonders. Aus ihren Räumen wurde in der Franzosenzeit zur Hälfte ein Heumagazin, zur Hälfte ein Branntweinlager gemacht; in den Gewölben wurde die Ruhe der Todten gestört und ihre Särge erbrochen und geplündert. — Die Zeit der Erhebung kam, und die Räume erschallten wieder vom Lobgesang des Gottes, der

„Nach langer Schande Nacht uns Allen
In Flammen aufgegangen war. —“

Rings an den Wänden hängen die Tafeln mit den Namen der Ritter des Eisernen Kreuzes, die Namen der Vertheidiger Kolbergs aus jener großen Zeit. In den Tagen des Friedens wurde die Kirche, die die Spuren der Verwahrlosung nur zu deutlich an sich trug, durch die Huld Friedrich Wilhelms III. wieder hergestellt. Friedrich Wilhelm IV. gesegneten Andenkens schmückte die Kirche mit dem kunstvoll gearbeiteten Altar. In den

letzten zehn Jahren sah die Kirche glorreiche Zeiten. Im Jahre 1864 wurde der Sieg über die Dänen, im Jahre 1866 wurden die Siege im österreichischen Feldzuge, — im Jahre 1870/71 die großen Thaten Gottes an unserm Volke im Feldzuge gegen Frankreich gefeiert. Wie einst der erste König in Preußen hier an dieser Stätte den Grundstein legte, so feiert heute der erste deutsche Kaiser aus dem Hohenzollerngeschlechte mit uns diesen Ehrentag. Auf dem Altare zum Gedächtniß dieses Tages die Geschenke Seiner Huld, hier in der Kirche die neue Zier, gestiftet von den Gliedern des Königlichen Hauses, von dem Offizierkorps der Garnison — darunter manch stilles Dankopfer für die Bewahrung, wo Tausend zur Rechten und Zehntausend zur Linken fielen. — Dies Alles, die innere und äußere Lebensgeschichte unserer Kirche, das Nahen des HErrn zu ihr in den hundertfünzig Jahren überschauend, sprechen wir anbetend:

„Heute ist diesem Hause Heil widerfahren!“

II.

Aber, Geliebte, dies „Heute“ blickt nicht bloß zurück, sondern auch vorwärts, wie die Gegenwart nicht bloß die Vergangenheit, sondern auch die Zukunft in ihrem Schoße trägt. Wir haben nicht bloß den Dank, auch die Bitte für unser Haus nöthig: „Bleibe bei uns, HErr!“ Wir möchten doch, daß unsere Nachkommen einst auch wieder feiernd sprechen könnten: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren!“ Wann wird's geschehen? Dann, wenn wir hierher allezeit kommen in aufrichtiger Sehnsucht, Gott zu suchen, — Jesum zu sehen; wenn weder Rang noch Stand, Ehre noch Reichthum uns abhält, dem himmlischen Zuge zu folgen, der uns ruft zu Dem, der uns süße Ruhe geben will. Ist's nicht wahr:

„Du verlangst oft süße Ruh,
Dein betrübtes Herz zu laben,
Eil' zum Lebensquell hinzu,
Da kannst du sie reichlich haben.
Suche Jesum und Sein Licht,
Alles Andre hilft dir nicht!“

Ach, ich meine, Euer Beruf und die mancherlei sauren Stunden darin müßten in Euch die Sehnsucht erwecken, die Stimme der wahren Heimath der Seele zu hören; die vielen Versuchungen, die Euch diese Stadt bereitet, Euch treiben, hier die Waffen zum Kampf in Wort und Sakrament Euch zu holen. Ja, so lange noch ein sehnsüchtiges Herz zu dieser Kirche kommt, in ihr getröstet und gestärkt wird, klingt auch über ihr das Wort noch fort: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren“.

Wer Christum dann aufnimmt ins Haus, wer vom Feuer im Heiligthum die Kohlen mitnimmt auf den Herd des Hauses, wer nicht bloß den unbekannten Gott sucht, sondern dem geoffenbarten dient, der hat Heil gefunden. Hier im Evangelium redet der HErr mit Zachäo, still und im Verborgenen. — Selig der, mit dem sein HErr selbst redet durch Geist und Wort, wem Er die Augen öffnet über Menschenherz und Gottesherz, wem hier die Zeit verrinnt, daß er Ewigkeitsluft athmet und hienieden schon den ewigen Sabbath anfängt. Ja, wo eine Seele wahrhaft hier erleuchtet, vollbereitet, gekräftigt und gegründet wird, verklärt in das Bild Jesu Christi und ausreift zur ewigen Herrlichkeit, da wird allemal das Wort wahr werden: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren!“

Und wo man hinabgeht in sein Haus, nicht mit Empfindungen und Gefühlen allein, sondern mit heiliger Entschließung: „Wo ich betrogen habe, gebe ich vierfältig wieder, — wo ich beleidigt habe, bitte ich um Vergebung, wo ich gefehlt, soll's anders werden“, wo mit der Einkehr des HErrn auch eine Auskehr stattfindet, wo ein friedevolles, heiliges Leben vor Gott und Menschen das Zeugniß giebt, daß Christus in uns lebt; ja, wo ein Herz in Wort und That so hinabgeht in sein Haus, — da ist diesem Hause Heil widerfahren!

Der HErr erhalte uns solch' Volk und lasse immer übrigbleiben Siebentausend, die ihre Knie nicht dem Baal der Zeitmeinung und Zeitsünden beugen, sondern den lebendigen Gott suchen und anbeten! Er erhalte unser Heer bei dem Einen, daß es Gott fürchte, daß in ihm nicht aussterbe das Heldengeschlecht

derer, die ihrem himmlischen und irdischen König getreu bleiben bis in den Tod!

So sei denn dies Haus aufs Neue geweiht und geschmückt, daß der König der Ehren, unser hochgelobter Heiland, einziehe; aufs Neue geweiht zu einem geistlichen Zeughause, darin das Schwert des Geistes, der Schild des Glaubens, der Panzer der Gerechtigkeit, der Helm des Heils für Jeden bereit liegen, geweiht zu einem Heimathhaus der Seele, darinnen sie am Herzen des himmlischen Vaters sich ausruht und in Bitte und Gebet sich ausschüttet — zu einer Bauhütte, darin die Steine behauen werden zum großen geistlichen Bau des Hauses Gottes droben, da man nicht mehr hören wird Hammer noch Meißel, sondern wir in heiliger Stille eingefügt werden zum heiligen Tempel, nicht mit Menschenhänden gebaut.

Geliebte! — Wenige, vielleicht Keiner von uns Allen, die heute hier feiern, werden die nächste Jubelfeier dieser Kirche begehen. Wir werden ruhen im Grabe und versammelt sein zu denen, die das letzte Jubiläum sahen. Ob wir aber Theil haben werden an dem großen Jubiläum im Himmel, da man singen wird: „Siehe da eine Hütte Gottes bei den Menschen, und Er wird bei ihnen wohnen und sie werden sein Volk sein und Er, Gott mit ihnen, ihr Gott sein. Und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein, — denn das Erste ist vergangen!" — Zu diesem heiligen Jubiläum helfe uns Allen der HErr in Gnaden! Amen.

Rede bei der Volksversammlung in Sachen der freiwilligen Krankenpflege im Kriege am 23. Januar 1888 in Berlin.

Meine Herren und Freunde! Im Feldzuge 1870 hielt einst ein preußischer Divisionspfarrer, ein biederer, echter Westfale, eine Rede beim Einmarsch in Frankreich, die wie jede brave, rechte

Rede drei Theile hatte. Das Thema lautete: „Wer hält die Wacht am Rhein?" Antwort: „Erstens der HErr der Heerscharen im Himmel; zweitens unsere tapferen, blauen Jungens hier; drittens unsere Lieben in der Heimath." Gewiß, die drei müssen zusammen sein, ohne die geht es nicht. Gestärkt durch den Blick nach oben, gehalten durch Tapferkeit und Zucht im Innern, getragen durch die Fürbitte opferwilliger Liebe im Rücken — so ging's hinein, und so muß es auch jetzt wieder, wenn je Gott über uns einen Krieg verhängen sollte, sein. Der alte Gott im Himmel muß wieder dem alten Kaiser und Könige den Sieg verleihen. Der große Schlachtendenker wollte heute abend unter uns sein; er hätte es am besten sagen können, daß der Schlachtendenker auf den Schlachtenlenker gewiesen ist, — hat er es doch selbst bekannt, daß bei aller mathematischen Berechnung, bei aller Wahrscheinlichkeit des Sieges die Entscheidung doch zuletzt in einer höheren Hand liegt. Der HErr der Heerscharen muß in die Schale den Sieg legen und das Zünglein der Wage neigen. Auf Ihn, den alten Gott, der mit unseren Vätern war, gilt's aufs Neue trauen, Er werde in einem gerechten Kriege Sein deutsches Volk nicht verlassen!

Danach werden's auch unsere „blauen Kinder" thun und des Wortes gedenken aus den Freiheitskriegen:

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los;
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß!
Pfui über dich Buben hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen und unter den Zofen!
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht!
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht!"

Das ist gewiß: es wird Keiner zurückbleiben, der irgendwie seine geraden Glieder und gesunden Knochen hat. Wissen wir doch Alle, um was sich's handelt. Wir werden viele Feinde und wenig Freunde haben und Alles aufbieten müssen, unseren Herd zu schützen. Unsere Mütter werden das alte spartanische Wort wiederholen zu ihren Söhnen: entweder mit dem Schild oder

auf dem Schild! Und gewiß, meine Freunde, es ist etwas Erhabenes, mit dabei gewesen zu sein, einen lebendigen Wall zu bilden, das Vaterland zu schützen! Es ist etwas Großes um das Ringen und Toben der Männerschlacht und etwas Erhabenes um das Schweigen nach derselben; etwas Unvergeßliches, wenn nach langer Belagerung, nach heißer Mühe und Ringen die weiße Fahne endlich aufgeht und der Siegespreis der Mühe winkt. Es ist auch etwas Großes um die Wunden, die man als schönste Ehrenzeichen nach Hause trägt, die einzigen Orden, die man nicht zurückzugeben braucht, und etwas Köstliches um den Eichenkranz um Helm und Schwert bei der Heimkehr. Das ist der Glanz der Sache, die leuchtende Seite der Medaille, — schauen wir auch auf die andere.

Ein furchtbarer Zug geht mit unserem Heere, das ist der Zug des Todes. Er ist der König der Schrecken, und seinen großen Hofstaat bilden Jammer, Wunden und Thränen. Wir wissen, wie tief ein Krieg in unser Volk greift; wir können wahrhaftig nicht leichten Herzens (wie jener französische Minister) in den Krieg ziehen. Darum besinnen wir uns hundertmal, ehe die Hand das Schwert zieht. Wären wir eine kriegslustige und rachsüchtige Nation, wir würden längst schon nach solchen Reizungen und Kränkungen, wie wir sie erfahren haben, losgeschlagen haben. Aber wir wissen, was auf dem Spiele steht. Größer als die Kränkungen ist unsere Geduld, und unsere Größe besteht in unserer Ruhe und Gelassenheit. „Wer seines Muthes Herr ist, ist besser, denn der Städte gewinnt.“

Diesem Zuge des Todes gegenüber, der sich an unser Kriegsheer heften wird, gilt es nun jenes dritte Aufgebot wachzurufen: die opferwillige Liebe, die freudig sich in den Dienst stellt; der Schar gegenüber, die den Beruf hat, Wunden zu schlagen und Wunden zu empfangen, gilt's, eine Schar bereit zu halten, die Wunden heilt. Von dieser Schar und ihrer Aufgabe soll ich am heutigen Abend ein kurzes Wort zu Ihnen sprechen.

Sie soll gebildet werden aus denen, die befreit sind vom aktiven Waffendienst und vom zweiten Aufgebot, die, wenn auch

sonst gesund, doch nicht tauglich sind für den Dienst mit der Waffe. Für die unmittelbare Hülfe in der Schlacht und nach derselben ist durch die militärischen Behörden gesorgt, die ein eigenes Sanitätskorps in allen Armeekorps errichtet haben. Die Aufgabe der freiwilligen Krankenpfleger beginnt hinter der Front, mit dem Dienst vornehmlich in den Hülfslazarethen.

Wenn Sie mich nun fragen nach der Instruktion für diese freiwillige Krankenpflege, so will ich Sie an eine andere Predigt erinnern aus dem Feldzuge, die hielt ein Ostfriese. Ihr Text war die Erzählung jenes Kampfes und Sieges Gideons wider die Midianiter. Sie wissen, daß Gideon auszog mit einer großen Menge Streiter, allein die Menge macht es nicht. Viele Nullen geben immer Null, wenn keine Zahl davor kommt. Der Troß war zu groß. Da erließ er einen wunderbaren Parolebefehl, der hieß: „Wer blöde und verzagt ist, der kehre um.“ Da fielen gleich ihrer zweiundzwanzigtausend ab und es blieben noch zehntausend übrig. Aber noch waren's zuviel. Da erprobte er die Leute, um ein auserlesenes Korps zu haben: er führte sie hinab an den Bach und sahe zu, wie sie tranken. Wer die Rüstung ablegte und dem Genuß sich hingab, den nahm er nicht auf; ihrer dreihundert Streiter aber tranken, in den Rüstungen bleibend, stehend mit der hohlen Hand aus dem Bach, und mit diesen dreihundert erfocht er den Sieg. So konnte die Predigt reden erstens: von einer „wunderbaren Parole“, zweitens: von einer „großen Frontveränderung“, und drittens: von „einem denkwürdigen Siege“. Die Predigt gilt auch für die, die sich melden wollen: „Wer verzagt ist, der kehre um.“ Angstvolle Leute können wir nicht gebrauchen, so wenig als die Drückeberger im Heer. Wem für sein Bißchen Gesundheit bangt, wer Wunden und Blut nicht sehen und Pulver nicht riechen kann, wer sich vor Ansteckung fürchtet, wer sich selber schonen will, der soll von vornherein zurücktreten. Man ist ja nicht dazu gezwungen. Zweitens: Wer etwas Anderes sucht als nur zu dienen, wer vorn auf den Kriegsschauplatz will, um dort allerhand zu erleben, wer auf Abenteuer ausgeht, statt in Reihe und Glied zu bleiben, den können wir

auch nicht brauchen. Wir haben ja die Erfahrungen vom Jahre 1870, und Erfahrungen sind dazu da, daß man etwas aus ihnen lernt, damit es nicht heiße wie von den französischen Königen: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen.“ Nein, das haben wir aus dem Jahre 1870 uns gemerkt: Wir können nicht Alle brauchen, die sich melden; denn auch unter den „Unverzagten“ giebt es noch Leute, denen es ums „Mitmachen“ zu thun ist, und ganz kann ich's Euch nicht ersparen, daß man recht trübe Erfahrungen gemacht. Es gab Leute, die nur zu gut wußten, wo der Rothwein war, die ihn mehr liebten als Wasser, denen kein Essen gut genug war und die sich um die eigentliche Arbeit nicht kümmerten. Das sind die Drohnen im Bienenstock. Mein Bursche bezeichnete einen dieser Herren mit dem Ausdruck: „Das is der, der die Liebesjaben janz alleene ißt!“ Nein, die können wir nicht brauchen. Sie haben leider der Sache der freiwilligen Krankenpflege einen bösen Namen gemacht, und wenn man den einmal weg hat, da wird man ihn sobald nicht mehr los, und da müssen auch die Unschuldigen drunter leiden. Nun, die ganze Sache der dienenden Liebe überhaupt lag ja noch in den Windeln und Anfängen, und Kinder haben eben Kinderkrankheiten durchzumachen. Darum soll's das nächste Mal anders werden! Welche Leute sollen kommen? Antwort: Solche, die für die Sache begeistert sind, die aber recht gut wissen, daß die Begeisterung allein es noch nicht macht. Sie muß ja freilich da sein, denn ohne sie fehlt der Maschine das Oel. Begeisterung und Liebe zur Sache helfen über Vieles weg; aber wahre Begeisterung ist kein Schnell- und Brillantfeuer, keine Rakete, die in die Luft steigt und in Rauch aufgeht, sondern ein stiller milder Stern, der auch in der Nacht leuchtet. Wir brauchen Engel der Liebe, aber keine Furien der Barmherzigkeit. Der tiefste, lauterste Grund aller Liebe muß der Glaube sein, wie bei dem Hauptmann vom vorigen Sonntag. Bei dem ruhte seine edle Humanität, sein menschliches Erbarmen mit seinem kranken Burschen auf der Divinität, der Göttlichkeit seines Glaubens. Fürchten Sie nicht, daß man mit Ihnen ein theologisches Examen anstelle; aber Leute ohne

Glauben, ohne Aufblick zu ihrem Gott, ohne Eindruck von der Liebe Christi, der nicht gekommen, sich dienen zu lassen, sondern daß Er Sein Leben hingebe; Leute, die nicht das Leben für die Brüder lassen können, weil sie keine Hoffnung des ewigen Lebens haben, können wir nicht brauchen. Furchtlos ist nur der, der Gott fürchtet; in solchem Herzen geht die Begeisterung nicht aus, weil sie immer aus einer ewigen Quelle gespeist wird.

Zum Andern aber muß dazu auch das Können kommen. Es fällt kein Meister vom Himmel, auch kein Meister in der Krankenpflege, ebensowenig wie unsere blauen Kinder von einem Tag zum andern tüchtige Soldaten werden. Es macht's der Kopf und der gute Wille, der Patriotismus nicht allein! Das ist freilich eine harte Nuß; denn wenn man dient, freiwillig dient, so meint man oft, das sei soviel, als man diene, wann und wie es einem gefällt. Freiheit ist aber nicht, wenn man thut, was man will, sondern wenn man thut, was man soll. Solcher Gehorsam muß darum gelernt werden. Im Militär wird durch die straffe Disziplin der Nacken gebeugt, da gilt's nur: befehlen und gehorchen. Hier muß es nun die Liebe thun, die sich freiwillig unterordnet. Ein Rad, das sich nicht in die Maschine fügen will, hindert, wenn es auch sonst noch so gut arbeitet. Es gilt den eignen Sinn brechen. Bei uns in Deutschland hätte nach jenem berühmten Wort Jeder gern seinen eigenen König, nicht etwa, um ihm zu folgen, sondern um ihn zu kritisiren und zu plagen. Das ist eine Unart, die wir uns abgewöhnen müssen. Dazu kommt auch, daß wir leider untereinander uneinig sind; das ist auch so ein Erb- und Leibfehler der Deutschen. Jeder meint, daß er es am besten verstünde, und das Gute ist immer der Feind des Besseren. Das haben unsere Feinde sehr gut benutzt; wir waren immer wie zwei Brüder, die auf einem Baum sitzen und sich streiten, wie der Baum am besten zu pflegen sei, währenddessen kommt ein Dritter und sägt den ganzen Baum unten ab. Also Zucht und Gehorsam, die müssen gelernt werden, und zwar im Frieden, damit man's im Kriege hat. Es muß die Auswahl geschehen; denn im letzten Moment ist's zu spät.

Wenn's brennt, will Jeder löschen, aber es kommt nicht viel dabei heraus. Zwölf Leute von der Feuerwehr, die die Sache verstehen und geschult sind, sind besser und schneller mit einem Brande fertig als hundert ungeschickte Hände. Es müssen ebenso gut wir Prediger das lernen, man kann nicht jeden Pfarrer ohne Weiteres hinausschicken zu den Truppen und ins Lazareth. Oder glaubt Ihr, daß jener Lazarethpfarrer sehr taktvoll gewesen, der täglich die Thür zum Lazareth halb öffnete und hereinrief zu den Kranken: „Will Jemand hier sterben?" und, wenn Niemand sterben wollte, die Thür schloß!?

Aber außer der Pflege der Verwundeten, außer dem Transportdienst giebt's noch so manchen anderen kleinen Dienst, den man nicht einstudiren kann, sondern den Einem eben das Herz eingeben muß. Ein gutes, frisches Wort, ein tröstender Blick, ein kleiner Liebesdienst, sie thun so wohl! Wenn man dann für einen Verwundeten die Korrespondenz führt und die Heimathgrüße dem Kranken wiederbringt, das sind lauter Arbeiten, die man Einem nicht bezahlen kann.

Nun aber zum Schluß! Wenn Sie fragen: was wird uns dafür? so muß ich Ihnen freilich sagen: es ist ein Dienst ohne äußeren Lohn; es wird eine Treue verlangt, die vielleicht kaum von dem Auge eines Vorgesetzten geschaut wird. Einen Orden kann ich Ihnen nicht versprechen, noch ein Eisernes Kreuz. Aber das Rothe Kreuz ist auch was werth. Vor Allem aber das Bewußtsein, daß man das Kreuz seines HErrn trägt, wenn man den Brüdern dient. Aber Etwas will ich Ihnen doch sagen: Sie thun ein großes Werk; denn dies dritte Aufgebot, das hinter unseren Reihen steht, die helfende und tröstende Liebe, stärkt die Kämpfenden in der Front.

Denkt an den Lohn des dankbaren Blicks eines Sterbenden, den Ihr mit einem Trunk Wassers noch erquickt! Ich erinnere mich jenes Soldaten, der, durch die Brust geschossen, in namenlosem Durst schmachtete und das Wort hinhauchte: „Wasser!" und, als er dann sich erquickt, mit der letzten Kraft das Wort sprach: „Mutter!" Es konnte der Mutter noch übermittelt werden,

daß sie der letzte Gedanke ihres Kindes gewesen. Was liegt doch Alles von Segen darin! Es war schon eine alte Kriegsordnung in Israel, daß diejenigen Leute, die beim Geräthe blieben, bei der Beute ebenso bedacht werden sollten wie die, die hinauszogen. Und wahrlich, an solcher Beute soll es Ihnen nicht fehlen.

Ich schließe. Sie kennen jene bekannte indische Fabel von Paradies und Peri: Eine der Peris, der gefallenen Engel, aus dem Paradiese verstoßen, begehrt wieder Einlaß. Es wird ihr aber bedeutet, nur dann, wenn sie etwas des Himmels Würdiges bringe, könne sie eingelassen werden. Sie eilt aufs Schlachtfeld und fängt das Blut eines an seinen Wunden sterbenden Kriegers auf; als würdige Gabe bringt sie das Opfer fürs Vaterland. „Das Opfer ist schön und groß", wird ihr geantwortet, „aber doch nicht würdig des Himmels". Trauernd eilt sie weg. Da findet sie in einer pestvergifteten Stadt ein Brautpaar, wo die Braut, den sterbenden Bräutigam pflegend, durch den letzten Kuß der Liebe selbst von der Seuche ergriffen stirbt. Sie bringt diesen Kuß treuer Liebe bis in den Tod hinauf; allein auch das ist kein des Himmels völlig würdiges Geschenk. Noch einmal macht sie sich auf und findet draußen in wilder Schlucht weinend einen Menschen, dem seine Vergangenheit Thränen auspreßt bitterer Reue und Buße. Sie fängt diese Thränen bekennender Reue auf, sie werden als würdig aufgenommen, und sie kehrt zurück ins Paradies. — Nun, meine Freunde, Sie werden mancherlei Opfer sehen. Sie werden das fürs Vaterland vergossene Opferblut sehen, Sie werden manches von der Seuche dahingeraffte Leben aushauchen sehen und Sie werden dieser Opfer vor dem HErrn gedenken. Aber das schönste Opfer, das Sie hinauftragen können vor Ihren Gott, das wird die Thräne sein, die ein ins Vaterhaus der ewigen Liebe zurückkehrender, verlorener Sohn in den letzten Stunden seines Lebens weint; wenn Sie durch den Dienst der Liebe ohne viele Worte, durch Ihr ganzes Sein und Wesen den Verwundeten den Beweis geliefert, daß es etwas Großes sei um ein selig Sterben! Solche Beute aus dem Feldzuge schenke Ihnen der HErr der Heerscharen im Himmel!

Auf einer großen Versammlung, in der viele Reden gehalten wurden, trat noch ein Mann auf: Alles seufzte: „Ach, noch Einer!“ Der Mann aber hielt die beste Festrede; sie bestand aus sieben Worten: „Ich gebe 30 000 Mark für dieses Werk!“ Das war Alles, aber genug. Kommen auch Sie, halten Sie eine Rede aus drei Worten bestehend:

„Ich trete ein!“

Das walte Gott!

Rede bei der Vereidigung der Rekruten der I. Garde-Infanterie-Division 1889.

Hohe Versammlung!

Liebe junge Kameraden und Rekruten der I. Garde-Infanterie-Division!

Es ist nicht ein Tag wie der andere. Wie ein Stern den anderen an Klarheit übertrifft, so ein Tag den andern an Bedeutung und Verantwortung.

Ein solcher Tag liegt hinter Euch, eine entscheidungsvolle Stunde; es war der Tag der Konfirmation, da Ihr Treue schwurt und den Fahneneid Euerm ewigen Könige als seine Reichsgenossen, angethan mit dem Helm des Heils, dem Panzer der Gerechtigkeit, dem Schild des Glaubens und dem Schwert des Geistes. Auf diesen Tag wird Euer Gott immer wieder zurückkommen; als Leitstern Eures Thun und Handels steht Euer Gelöbniß vor der Seele.

Heute gilt es einen andern Eid. Ihr sollt den Eid schwören der Treue gegen Euren irdischen König als deutsche Reichsgenossen.

Es wird nur ein Augenblick sein, wenn Ihr die Hand erhebt. Doch auf diesen Eid wird König und Vaterland zurückkommen in jeder Stunde der Noth und Gefahr, wenn der letzte waffenfähige Mann aufgeboten wird zu Wehr und Schutz der heimischen Erde.

Aber was Ihr jetzt schwört, das hat Euch Gottes Wort schon gesagt. Der Inhalt des Fahneneides faßt sich zusammen in jene vierfache Losung, die der heilige Apostel Petrus allen Christen giebt (1. Petri 2. 17):

I.

Fürchtet Gott!

Die Stärke des Heeres ruht auf der Treue gegen den geschworenen Eid. Nehmet die Treue weg und Ihr habt aus einem ehernen Felsen einen elenden Sandhaufen gemacht. Nicht vor Menschen, sondern vor dem allmächtigen und dem allwissenden Gott schwört Ihr den Eid. Vor Ihm und Seinen Flammenaugen ist Alles bloß und aufgedeckt. Vor Ihm giebt es keine Flucht. Wo wollt Ihr hinfliehen vor Seinem Angesicht, und nähmet Ihr Flügel der Morgenröthe? Seine Hand wird Euch doch halten, und Seine Rechte Euch finden. Ihn werdet Ihr jetzt zum Zeugen anrufen und sprechen: So wahr mir Gott helfe! Das will sagen: wenn ich meinen Eid nicht halte, wenn ich die Treue breche, dann soll Gottes Hülfe in Zeit und Ewigkeit an mir verloren sein. Wer Ihn aber fürchtet, wer den allmächtigen Gott auf seiner Seite hat, der braucht keinen Menschen fürchten, der wird allein ein unverzagter pflicht- und ehrliebender Soldat sein. Darum hatte jener alte Feldmarschall, der alte Dessauer, Recht, wenn er sagte: „Ein Kerl, der Gott nicht fürchtet, ist nur ein elender Wicht!" Drum fürchtet Euch nicht vor denen, die den Leib tödten, fürchtet Euch eher vor Dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle! — Ein solcher wird auch die zweite Losung erfüllen:

II.

Ehret den König!

und zwar um Eures Gewissens willen. Diesem König, der hier in Eurer Mitte ist, werdet Ihr jetzt schwören, wo es auch immer sei, getreu und redlich zu dienen, sein Bestes zu fördern und allen Schaden von Ihm abzuwenden. Der König kann nicht überall gegen-

wärtig sein; an seiner Stelle steht die Fahne. Sie vertheidigen, heißt den König vertheidigen. Eine dieser Fahnen trägt den Namen: Kolberg, und dieser Name besagt nichts Anderes als Treue in der höchsten Noth, Treue bis in den Tod. An des Königs Stelle stehen aber auch Eure Vorgesetzten, die Euch in Seinem Namen befehlen. Darum gilt's, ihrem Befehl unbedingten Gehorsam zu leisten und mit Vertrauen ihnen entgegenzukommen. Einem preußischen Herzen aber wird es nicht schwer, seinen König zu ehren. Was Preußen geworden, das ist es durch seine Fürsten geworden. Denkt an den großen Kurfürsten, an den großen Friedrich, an unsern Kaiser Wilhelm. — Keiner lebte ein Leben für sich, sondern der Größe und dem Wohl des Vaterlandes. Was sie von ihrem Heere forderten, Heldenmuth, Opferwilligkeit, Hingabe, das haben sie selbst in erster Linie geleistet. „Von Gottes Tisch", so sprach einst der Kaiser und König Wilhelm bei seiner Krönung, „habe ich die Krone genommen und sie mir aufs Haupt gesetzt. An meiner Armee ist es, sie zu schützen." Und nie haben Preußens Könige ihre Treue wanken sehn.

Darum den König ehren, das heißt Euch selbst ehren. Zu Seiner Garde gehören, heißt zu Seiner Leibwache gehören. Von dieser Garde aber, das haben die letzten Kriege bewiesen, gilt in Wahrheit das Wort: Die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht. Darum, ehret den König!

III.

Aber auch über Euern Dienst hinaus geht die Verpflichtung Eures Eides.

Was den Menschen entehrt, das entehrt auch den Soldaten. Und darum die dritte Losung:

Thut Ehre Jedermann!

Deshalb werdet Ihr schwören: „und mich so betragen will, wie es einem rechtschaffenen, unverzagten, pflicht- und ehrliebenden Soldaten eignet und zusteht." Wir kennen keinen Soldaten, der außer Dienst anders wäre in seiner Gesinnung als im Dienst.

Was ehrlos ist, das bleibt ehrlos, ob es im Dienst oder außer Dienst geschieht.

Unser Heer besteht nicht aus bezahlten Söldlingen, sondern aus rechtschaffenen Kindern unseres Volkes, deren Dienst ihre Ehre ist. Darum wollen wir auch keinen Bestraften unter uns haben. Wo Ihr seid, verletzet nie die Achtung gegen Euch selbst und verscherzet nie die Achtung der Menschen. Ihr seid hier in einer Stadt, in der Ihr viel Gutes und Schönes lernen, aber zugleich in einer Stadt, wo Ihr auch an Leib und Seele zu Grunde gehen könnt. Und Mancher ist heimgekehrt mit dem Brandmal im Gewissen — Mancher auch nicht mehr heimgekehrt, sondern schläft draußen als ein verlorener Sohn den Todesschlaf dem Gerichte Gottes entgegen. Darum, thut Ehre Jedermann, vor allem: Euch selbst. Und nun zuletzt:

IV.

Habt die Brüder lieb!

Ihr seid geschieden aus Eurer Heimath, von Vater und Mutter, von Euren Geschwistern, und Manchem mag der Abschied schwer geworden sein. Aber gedenkt daran, daß Ihr gegangen seid aus Liebe zu ihnen, zu lernen in diesen Jahren, die theure Heimath zu vertheidigen und zu schützen wie ein lebendiger Wall, heimzukehren, um ihre Freude und ihr Stolz zu sein. Darum, wenn Ihr Eure Namen nennen werdet, so denkt an Euren Vater, Eure Mutter, Eure Geschwister, an die Ehre Eures Namens! Ihnen zu Liebe haltet Euch untadelig! Habt die Brüder lieb in der Heimath, habt die Brüder lieb, in deren Reihen Ihr jetzt tretet, die Familie des Heeres, dessen Kleid und Namen Ihr traget.

Habt Euer Regiment lieb mit seiner ruhmvollen Geschichte. Fürchtet Gott, ehret den König, thut Ehre Jedermann, habt die Brüder lieb!

Einer für Alle und Alle für Einen — so ruft den HErrn an, daß Er Euch helfe zur Seligkeit durch

Jesum Christum unsern HErrn, welchem sammt dem Vater und dem heiligen Geiste sei Lob und Ehre in Ewigkeit auch aus Eurem Munde und Herzen!

Amen.

Rede bei der Vereidigung der Rekruten der I. Garde-Infanterie-Division 1890.

Gott ist gegenwärtig,
Lasset uns anbeten
Und in Demuth vor Ihn treten,
Gott ist in der Mitte,
Alles in uns schweige
Und sich innigst vor Ihm neige,
Wer Ihn kennt, wer Ihn nennt
Schlag die Augen nieder,
Gebt das Herz Ihm wieder!

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

Liebe jungen Kameraden,

Rekruten der I. Garde-Infanterie-Division!

Ein kurzes Wort, ein Blatt aus der heiligen Geschichte, ehe Ihr Euern Fahneneid schwört. Zu der Burg Davids eilt ein junges Volk, seine Heimath verlassend, um in des Königs Dienst zu treten. Noch sind sie unerprobt und unerfahren, darum ruht des Königs Auge prüfend auf ihnen, und er spricht: „So Ihr kommt im Frieden, mir zu helfen, so soll mein Herz mit Euch sein, wo aber nicht, so sehe der Gott unserer Väter darein und strafe es.“ Da brachen sie begeistert in die Worte aus, als in ein heiliges Gelöbniß: „Dein sind wir und mit Dir wollen wir es halten, Du Sohn Isais. Friede sei mit Dir, Friede mit Deinen Helfern, denn Dein Gott hilft Dir.“ Jahrtausende sind vergangen seit jener Stunde, und heute steht Ihr hier in diesen Räumen als ein junges noch nicht kriegserfahrenes Volk. Hinter Euch liegt Eure Heimath mit ihren

Bergen und Thälern, mit allem Lieben und Trauten, was sie birgt, mit all dem Segen, womit sie Euch entlassen. Vor Euch hier Euer oberster Kriegsherr, Euer Kaiser und König, der, Euch zum unvergeßlichen Gedächtniß, Zeuge sein will Eures Eides. Aber über Euch der allwissende, allmächtige Gott, den Ihr jetzt zum Zeugen anruft, das zu halten, was Ihr gelobt, getreu bis in den Tod. Darum bedenket wohl, was Ihr schwört. Nichts Anderes ist es, als was jene Männer zu David gesagt: Dein sind wir und mit Dir wollen wir es halten, du Sohn Isais!" Wer so spricht, der flicht sein Leben und sein Geschick an das Geschick des Andern, der ist mit ihm auf Tod und Leben verbunden, der will als Soldat also sagen nach den eigenen Worten unseres Königs: „Mein König und ich gehören zusammen, wir sind für einander geboren, wir wollen unauflöslich zusammenhalten, möge nach Gottes Willen Friede oder Sturm sein." Das wollte der Vorfahr des Königs, der große Kurfürst, der aus einem Söldnerheer ein Volk in Waffen zu schaffen begann. An seine Person knüpfte er sein Heer durch den Eid. Durch die drei erhobenen Schwurfinger sollten sie den dreieinigen Gott anrufen, die beiden letzten Finger als Sinnbilder der Seele und des Leibes einschlagen und so mit Leib und Seele sich mit dem Eid vor Gott mit ihrem Fürsten sich verbinden. In des Königs Familie seid Ihr getreten, deren Haupt er ist, sein Kleid tragt Ihr, seinen Stern auf dem Helm, seine Krone auf der Koppel. Und Ihr insonderheit, seine Garde, seid des Königs Leibwache im besondern Sinne. Darum lautet Euer Schwur: „So wahr der HErr lebt, wo der Herr, mein König sein wird, es gerathe mir zum Leben oder zum Tode, da wird auch sein Diener sein". Wenn hier die Helden sagen: „Du Sohn Isais" und ihn damit erinnern an das Haus und das Geschlecht, dem er entsprossen, dann vergessen auch wir nicht, welchem Geschlecht der Kaiser und König entsprossen ist, dem wir den Fahneneid leisten. Ihr leistet ihn dem Sohn des vielgeprüften Kaiser Friedrich, der in zwei großen Kriegen sein Volk zu Ruhm und Sieg geführt. Ihr schwört dem Enkel unsers viel-

geliebten Kaisers Wilhelm, dem Deutschland seine Größe und seine Kaiserkrone dankt, dessen Wort in der Armee unvergessen bleiben wird: „Mein letzter Gedanke wird ein Segenswunsch für meine Armee sein." Aus verklärten Händen hat daher unser Kaiser und König die Armee empfangen als ein Vermächtniß, für das er sich verantwortlich fühlt, es rein und unbefleckt zurückzugeben am Tage der Rechenschaft. Ich hoffe von Euch Allen, daß Ihr mit dem Friedensgruß wahrhaftiger Treue zu Euerm königlichen Herrn tretet und Keiner unter Euch sei, in dessen Mund Tücke und Falschheit ist. Dann aber werdet Ihr auch im Frieden zu Euern Vorgesetzten kommen, die an des Königs Statt Euch befehlen und in Wahrheit sprechen: „Friede sei mit Deinen Helfern." Kommt ihnen daher mit Vertrauen entgegen in diesen Jahren des Dienstes, macht ihnen ihr Amt nicht schwer! Ihr werdet ja so Vieles lernen müssen, was Euch neu und ungewohnt ist und Euch kleinlich dünkt. Aber merkt es wohl, kein Dienst ist gering, den man treu erfüllt. Klarer Blick und Gewandtheit thun viel im Heere, aber ohne Zucht und Gehorsam kann kein Heer bestehen. Euer Eid verlangt aber auch mehr als das. Es gilt versprechen, daß Ihr, wo Ihr auch geht und steht, ob gesehen oder auch nicht gesehen, ein treues und braves Soldatenherz wahren und bewähren, daß Ihr im Dienste und außer dem Dienste dieselben sein wollt in treuer, ehrenhafter Gesinnung. Man zieht den Soldaten nicht aus, wenn man den Dienst verläßt. Was den Menschen entehrt, das entehrt auch den Soldaten, und was Eure Christenehre schändet, das schändet auch Eure Soldatenehre. Ihr seid hier in einer Stadt, in welcher Ihr viel Gutes und Schönes sehen und lernen könnt, Euch zur Förderung und Ausbildung; aber Ihr seid auch in einer Stadt, in welcher Ihr schweren Schaden nehmen könnt an Leib und Seele und Brandwunden für Euer Gewissen empfangen könnt. Da behüte Euch der barmherzige Gott davor.

Ihr werdet am Schlusse sagen: „So wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum zur Seligkeit." Das will also heißen: Wenn ich diesen Eid nicht halte, soll Gottes Hülfe mir verloren

sein im Leben und im Sterben. Wer ist unter Euch, der auf die Hülfe seines Gottes verzichten möchte in seiner letzten Noth?

Nun lieben jungen Kameraden, hier stehen die glorreichen Fahnen des Gardekorps, auf die Ihr schwören sollt, sie sind das Sinnbild der Gegenwart des Königs; die Fahne vertheidigen, heißt den König vertheidigen. Eure Vorgesetzten werden Euch sagen, welche Geschichte diese Fahnen haben, wie sie die Treue derer geschaut, die unter ihnen gestritten, gesiegt, aber auch die Treue derer, die unter ihnen geblutet und den Eid mit ihrem Tode besiegelt haben. Was aber Treue heißt und Fahneneid halten, das laßt mich Euch in Kürze sagen. Wir haben im Jahre 1870 über hundert Fahnen erobert und nur eine verloren. Aber wie fand man diese verlorene Fahne. Der Uebermacht weichend, hatte das kleine Häuflein der Getreuen die Fahne vertheidigt. Ein Fahnenträger nach dem andern sank dahin, sterbend übergab Einer dem Andern das Heiligthum. So fand man sie zerschossen und blutgetränkt. Auf diese Weise eine Fahne verlieren, heißt sie wahrhaft behalten.

Wohlan Geliebte, zu solcher Treue helfe Euch der barmherzige Gott durch Jesum Christum im heiligen Geiste! Amen.

Rede bei Verleihung der neuen Standarten an das 1. Garde-Dragoner-Regiment am 18. April 1893.

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Unsere Hülfe steht im Namen des HErrn, der Himmel und Erde gemacht hat.

Text: Psalm 20, 6. Sprüche 21, 31.

„Wir rühmen, daß Du uns hilfst, und im Namen des HErrn werfen wir Panier auf. Denn Rosse werden zum Streittag bereitet, aber der Sieg kommt vom Herrn."

Hohe Versammelte! Kameraden des 1. Garde-Dragoner-Regiments Königin von Großbritannien und Irland! Wiederum ist einer der bedeutsamen Achtzehnten, die in der Geschichte Preußens so leuchtend stehen, an welchem wir auf unseres Königs Ruf uns versammelt haben, die neue Standarte Eures Regimentes zu weihen. Hinauf zu den Nordmarken, den 18. April 1864, führt uns zunächst die Erinnerung dieses Tages. Unter heißem Ringen wurde das letzte feindliche Bollwerk bestürmt. Ein wunderbarer Tag nach Sonntag Jubilate, wo zum ersten Mal nach 50jähriger Friedenszeit der preußische Adler seine Schwingen rührte und zum Bewußtsein seiner Kraft kam und einem tapferen ebenbürtigen Feinde gegenüberstand. Es war die erste glänzende Waffenprobe des erneuten Heeres, die den viel angefochtenen König nach seinem eigenen Worte „für so manche traurige Erfahrung entschädigte". Es war ein Tag unvergleichlicher Tapferkeit und freudigsten Opfermuths. Rief doch der auf den Tod getroffene General v. Raven den Seinen zu: „Es ist Zeit, daß wieder einmal ein preußischer General für seinen König blutet", und in der eroberten Schanze stehend, bricht mit einem „Hoch" auf den König Major v. Beeren zusammen. Ein doppelter Frühlingstag des Erwachens und Aufstehens deutscher Ehre und deutschen Geistes. „Möchte das vergossene Heldenblut nicht unnütz in den Sand geflossen sein", hatte der König den Kriegern gesagt, und es ist nicht unnütz geflossen, denn an jene Siege reihten sich die noch größeren Siege und Heldenthaten späterer Jahre.

Segnend soll sich die Erinnerung dieses Tages mit der Weihe Eurer Standarte verbinden. Heftet sich doch an Eure alte Standarte die Erinnerung an gleiche Opfertreue und Hingabe; in der Vergangenheit ruht der Segen der Zukunft. So hören wir einen Scheidegruß an die alte Standarte und einen Willkommgruß an die neue. „Wir rühmen, daß Du uns geholfen und hilfst", das ist in der Erinnerung an das alte Feldzeichen unser Lob und Dank. In einer fast hundertjährigen Geschichte ist die alte Standarte Zeugin gewesen der dunkelsten

und hellsten Zeit des preußischen Staates. Sie hat die Tage der Demüthigung und Erhöhung geschaut. Dann wurde sie dem Regiment übergeben, das zum größten Theil aus jenen tapferen pommerschen Reitern gebildet war, denen der König als neuen Beweis seines Wohlwollens und seiner Anerkennung ihrer Verdienste die Einreihung in die Garde verliehen. In 50jähriger Dienstzeit, in welcher vier Königliche Prinzen an der Spitze des Regiments standen, und unter eigenartigen hervorragenden Kommandeuren hatte das Regiment Gelegenheit, sich auf die ernsten Tage zu bereiten. Seine erste Feuertaufe erhielt es im Jahre 1866, wo es unter den Augen seines Königs focht. Das herrlichste Blatt aber in seiner Geschichte auszufüllen, war ihm im Jahre 1870 vorbehalten. So lange man in Preußen sagen wird von Treue bis in den Tod, von opfermuthiger Hingabe, wird man auch sagen vom heißen, blutigen Tag von Mars la Tour, von dem, was das Regiment gethan. Freilich die Blüthe seiner Offiziere und Mannschaften war gefallen, auf den Tod verwundet. Auf dem Rosse sich noch haltend, sank Euer heldenmüthiger Kommandeur v. Auerswaldt, das kleine Häuflein seiner Dragoner noch sammelnd, mit dem Rufe „Es lebe der König" in den Tod. Mit Recht klang über jenen Tagen, wo die ganze Garde ihren Eid mit Blut besiegelt hatte, über den offenen Grabhügeln: „Die Edelsten sind auf Deinen Höhen erschlagen, wie sind die Helden gefallen und die Streitbaren umgekommen". Und bis zum heutigen Tage trauert noch manch Mutter- und Wittwenherz: „Wie ist's mir leid um dich, mein Bruder Jonathan, ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt." Das alles hat Eure Standarte geschaut; aber allen Ruhm und alle Ehre und Lorbeeren, wir legen sie nieder zu den Füßen dessen, dem allein Ruhm gebührt, unserem Gotte. Er hat es gefügt, daß auch dies edle Blut nicht umsonst in den Sand gelaufen und Freiheit, Einheit und Größe unseres geliebten Vaterlandes der Siegerlohn ward. Die alte Standarte wird nun zu den Denkzeichen preußischer Kriegstugenden sich sammeln und einen ehrenvollen Feierabend nach des Tages Mühe und Kampf genießen.

Unbesiegt, unbefleckt in ihrer Ehre, hochgehalten von Allen, die einst unter ihr gedient und noch dienen, wird sie ruhen. Aber scheidend ruft sie der neuen Standarte den Willkomm zu.

Im Namen unseres Gottes werfen auch wir dies Panier auf. Daß er es segne, das ist der Sinn dieser Feier. An Seinem Segen ist Alles gelegen. Mögen Andere sich verlassen auf Rosse und Wagen — wir aber denken an den Namen unseres Gottes. Sie sind gestürzt, wir aber stehen aufgerichtet.

Noch Keiner war verlassen, der sich auf seinen Gott verlassen hat. Fragt es sich doch schließlich, wer Ihn zum Bundesgenossen hat und auf wessen Seite Er sich schlägt. Er ist der Richter mit den unverbundenen Augen, der das Zünglein der Wage des Weltgerichts neigt. Möge nie der Sinn lauterer Demuth und wahrer Gottesfurcht aus Eurem Regiment schwinden. Mit Gott in den Tod gehen, das heißt nicht sterben. Ein unvergeßlicher Anblick und unauslöschlich in meiner Erinnerung steht mir der 30. Juli des Jahres 1870, wo in früher Morgenstunde am Tage vor dem Ausmarsch die beiden Garde-Dragoner-Regimenter zum heiligen Abendmahl sich in der Garnisonkirche sammelten. Auf den Altarstufen knieten die beiden Obersten v. Auerswaldt und Finkenstein und das ganze Offizierkorps. Es war die letzte Wegzehrung vor dem Ritt ins dunkle Todesthal.

Daher stammt auch alle Treue im Dienst. „Rosse werden zum Streittag bereitet", sagt das Wort der Schrift, und gewiß an uns ist es, sie zu bereiten, und walte Gott, daß allewege der Geist, den Eure Kommandeure dem Regiment eingehaucht, der Geist der Disziplin, der treuen Pflichterfüllung im Dienst, der Ritterlichkeit der Gesinnung, des Wohlwollens gegen den Untergebenen, in Eurem Regiment in Ehren bleibe!

Wohlan, was sichtbar ist, das ist zeitlich, was unsichtbar, das ist ewig. Der Strauß in der Hand verwelkt, aber die Liebe, die ihn gebunden, verwelkt nicht. Es bricht die Standarte, es modert das Tuch, aber nimmermehr die Treue, die sich daran gebunden, der Geist, der die beseelt, die unter ihr gestanden. Das sei der Willkommgruß der alten Standarte an die neue. So nehmt sie

aus Eures Königs Hand, haltet sie unbefleckt. Nie fehle es ihr an Herzen, die für sie schlagen, an Händen, die sie vertheidigen, nie an Helden, die unter ihr zu sterben wissen. Das walte Gott durch Jesum Christum unseren HErrn.

Rede bei der Weihe von 132 Fahnen für die neu eingerichteten vierten Bataillone am 18. Oktober 1894.

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!

HErr unser Gott, wir rühmen, daß Du uns hilfst, und in Deinem Namen werfen wir Panier auf. Unsere Väter hofften auf Dich und sind nicht zu Schanden geworden. Auch wir warten auf Dein Heil." —

Hohe Versammelte! Am 18. Januar 1861 harrten hier am Denkmal Friedrich des Großen 142 Fahnen des Segens; ein kalter Wintertag war es, ein Winter, der nicht bloß auf Flur und Feld, sondern auch auf den Herzen lag. Unser preußisches Land war in Trauer versenkt um seinen eben entschlafenen König. In König Wilhelms Herzen lag die bange Sorge, ob sein Volk das Werk seines Lebens, Preußens Schwert zu Deutschlands Schutz und Heil zu schärfen, verstehen werde. Trostlos war es noch überall, zerrissen im alten Hader die deutschen Stämme und in einen Streit die Parteien. So stand unser Vaterland; aber es fehlte nicht an flammenden Augen und klopfenden Herzen, welche die Hoffnung auf Einigkeit, Ehre und Größe ihres deutschen Volkes im Herzen nicht begraben hatten. — Da fand jene Feier statt, ein hoffnungsvoller Frühlingstag mitten im eisigen Winter, und der alte Gott bekannte sich zu diesem Tage. Jene gesegneten Fahnen, sie haben mit den alten ruhmgekrönten zusammen den Sieg getragen vom hohen Norden zu den böhmischen Feldern und nach Frankreichs Erde. Zerfetzt und durchschossen sind sie heimgekehrt, aber unbefleckt ist ihre Ehre geblieben. Ihr blutiger Siegespreis war das unter seinen Fürsten geeinte deutsche Vaterland. Was der 18. Januar 1861 gesät, der 18. Januar 1871

hatte es geerntet: die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte unseres Heldenkönigs war der goldene Erntekranz. Freilich die Zeugen jenes Tages sind zu ihren Vätern versammelt zum größten Theile. In Trauer gehüllt steht drüben des Heldenkaisers Palast; sein mildes Auge blickt nicht mehr grüßend aus jenem Fenster; heimgegangen ist die hohe Frau mit der milden Samariterhand; gebrochen in der Blüthe der Jahre Deutschlands Freude und Liebe, Kaiser Friedrich, dessen Jahrestag wir heute begehen, vom raschen Tode dahingerafft der ritterliche, heldenmüthige Prinz Friedrich Karl und mit ihnen jene Männer, die Deutschlands Schwert geschärft und in den Schlachten gelenkt: Albrecht v. Roon und Helmuth v. Moltke. Welche Wandlung seit jenem Tage! — Aber Eins hat sich nicht gewandelt, Eins ist geblieben: die unwandelbare Treue Gottes und sein heiliges Wort, das bleiben wird, wenn Himmel und Erde vergehen. Darum soll auch dies Wort, das einst jene Fahnen geweiht und sich über ihnen so segensreich erfüllt hat, noch einmal sich segnend auf diese jungen Fahnen senken und auf Alle, die unter ihnen dienen, kämpfen, siegen und sterben werden. Jenes Wort lautet: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Dies sieghafte Wort entstammt dem Munde des Helden, der das Banner des Kreuzes in zwei Welttheile getragen, St. Paulus, er, ein einziger Mann, eine ganze Welt wider sich, aber für ihn sein Gott. Ja, wahrlich, ein Mann, der Gott auf seiner Seite hat, ist eine Armee für sich und kann mit David sprechen: „Wenn sich schon ein Heer wider mich lagerte, so fürchtet sich doch mein Herz nicht.“ — Gott mit uns, Gott für uns! Ist es nicht die altpreußische Losung, die von Geschlecht zu Geschlecht als ein hehres Vermächtniß vererbt wurde von jenem ersten preußischen Könige an, der es unter sein Wappen heftete. Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein! sagt es uns nicht auf der Brücke die Gestalt des Großen Kurfürsten in seinen Kämpfen um Sein und Nichtsein seines Staates? redet es nicht der Heldenkönig auf diesem Denkmal mit seinen tapferen gottesfürchtigen Kriegern? er, gegen dessen kleines Häuflein sich ganz Europa erhoben hatte? steht es

nicht insonderheit mit Flammenschrift über dem 18. Oktober des Jahres 1813 geschrieben? Der Tag von Leipzig war nicht bloß ein Schlachttag, er war ein Weltereigniß, noch mehr, ein Gottesgericht, ein Denkzettel des lebendigen Gottes für alle Großen und Kleinen in der Welt, daß Er noch im Regiment sitze, der den Hoffärtigen widersteht und den Demüthigen Gnade giebt. Gott für uns, Gott mit uns! Das war am Abend der Leipziger Schlacht der Ruf aus Millionen deutschen Herzen, der in Ernst Moritz Arndts Liede zum Herzen drang: „Wem soll der erste Dank erschallen? Dem Gott, der groß und wunderbar nach langer Schande Nacht uns Allen in Flammen aufgegangen war." Ja, wer will wider uns sein, wenn Gott für uns ist? Aber ich sage: Wer will für uns sein, wenn Gott wider uns ist? Was das heißt: „Gott wider uns!" das haben unsere Väter erfahren in den sieben eisernen Jahren, die diesem Oktobertage voraufgingen. Sie wurden geworfen, blutend zertreten, und zerbrochen Schild und Speer; dahin sein Ruhm, seine Ehre, so lag unser deutsches und preußisches Volk, als es von seinem Gott abgefallen war und, in frevlen Uebermuth und Hochmuth, Frivolität und Spott versunken, sich auf seine eigene Kraft verlassen hatte. „Wir waren gesunken, darum sind wir gefallen". Dies Wort der edlen Königin sagt nichts Anderes als was es heißt: Gott ist wider uns. Und so wird es allerwege bleiben. Gott wider uns! Das wird in alle Ewigkeit unser Verderben sein.

Hohe Versammelte! Diese 132 neuen Fahnen, sie sind das sprechende sichtbare Zeugniß unserer vergrößerten Heeresmacht. Wir freuen uns ihrer, weil wir wissen, daß allein ein starkes Heer in unseren Tagen starke Bürgschaft bleibenden Friedens wird; aber die Menge allein thut es nicht. Wenn Gott sich nicht als der große Alliirte zu diesen Fahnen schlägt und zu dem vermehrten Heere, ist uns doch nicht geholfen. Das Wort des Psalmes bleibt ewig wahr: „Einem Könige hilft nicht seine große Macht, und ein Riese wird nicht errettet durch seine Stärke; aber des HErrn Auge schaut auf die, so ihn fürchten und auf seine Güte hoffen." Ein Strom, der sich ver-

breitert und sich nicht zugleich vertieft, läuft Gefahr, zu versanden; ein Heer, das sich nur äußerlich vermehrt und vergrößert, ohne zugleich im Innern zu erstarken, wird schwach werden. Darum gilt es vor Allem, daß unsere Jugend mit Gottesfurcht und Opfermuth, mit Zucht und idealem Sinn erfüllt werde. Aus einer besseren Jugend wächst uns auch eine bessere Zukunft; das predigen uns drüben die Steine der Universität. In der Zeit tiefster Erniedrigung ist sie von dem Könige gestiftet. Durch die zündenden Reden Fichtes und Schleiermachers ist wiederum eine Jugend entstanden, die das Feuer der Begeisterung und der Liebe zum Vaterlande in ein fast hoffnungsloses Volk getragen hat.

So binde sich denn an diese neuen Fahnen der erneute Schwur der Treue gegen den alten Gott, die alte Treue gegen Fürsten und Vaterland, gegen Kaiser und Reich! Wahrlich, wir bedürfen solches Treuschwurs in dieser unserer Zeit; denn gegen die ehernen Felsen des Heeres richten sich vor Allem die zerstörenden Mächte unserer Tage, die unser Vaterland wieder uneinig, schwach und ohnmächtig sehen wollen, wie in alten Tagen. Mächte der Gottlosigkeit und Zuchtlosigkeit haben sich aufgemacht, an die Wurzel des Baumes unseres deutschen Volkes die Axt zu legen, und nicht bloß unserem Volke, sondern der ganzen Menschheit den Krieg erklärt. Soll Gott nicht wider uns sein in äußeren und inneren Kämpfen und uns nicht wieder preisgeben in erneuter Schmach und Schande, dann mache dich auf, deutsches und preußisches Volk und Heer, zu deinem alten Gott und HErrn und zu deinem alten Heiland, dessen Kreuz auf deinen Fahnen leuchtet! — Der 18. Januar 1861 mit seinen sieggekrönten Fahnen und alle alten ehrwürdigen Banner, die je unserem Heere in Kampf und Sieg voranflogen, sie alle predigen an diesem Oktobertage diesen 132 jungen Fahnen nur die eine gewaltige erschütternde Wahrheit: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?“ Ist aber Gott wider uns, wer will dann für uns sein? Darum Herz und Haupt empor zu ihm; es bleibt doch bei dem Feldliedlein:

So wahr Gott Gott ist und sein Wort,
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort
Und was ihnen thut anhangen,
Endlich werden zu Schand und Spott!
Gott ist mit uns, und wir mit Gott,
Den Sieg woll'n wir erlangen.

Das walte Gott durch Jesum Christum unseren HErrn im Heiligen Geiste, hochgelobt in Ewigkeit.

Amen.

Rede bei der Einweihung der evangelischen Garnisonkirche zu Mainz am 17. März 1895.

Gnade sei mit uns und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

In Christo geliebte Gemeinde!

„Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit" — dieser Pilgerspruch umspannt die beiden Tage des Abschieds aus dem alten Gotteshause und des Einzugs in dieses neue. Ausgang und Eingang — wer wüßte nicht davon zu sagen? Besteht doch unser ganzes Leben vom Willkomm der Geburt bis zu dem Lebewohl des Todes aus lauter Aus- und Eingängen. Gehen wir nur an Gottes Hand und behütet Er den Gang — was könnte uns fehlen? Freilich jeder Ausgang aus einer liebgewordenen Stätte, an die sich theure Erinnerungen knüpfen, hat etwas Wehmuthvolles. Kein Neues kann das Alte ganz ersetzen. Kein noch so schöner Dom kann uns das Heimathkirchlein ersetzen, in welchem wir getauft, konfirmirt, getraut sind und um das herum auf dem stillen Friedhof unsere Lieben begraben sind. Wird auch einem Regiment statt einer zerfetzten eine neue reichgeschmückte Fahne verliehen — an die alte knüpfen

sich doch die Lorbeeren, das Andenken an Kampf und Sieg, an Treue bis in den Tod.

So vergessen wir auch der alten Kirche nicht, nicht des Segens, den wir darin von oben empfangen, nicht der Liebe, die wir von der evangelischen Civilgemeinde genossen. Aber wir freuen uns insonderheit, da wir eine Pilger- und Wandergemeinde sind, mit dem Psalm singen zu dürfen: „Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest" — Deine Altäre Herr Zebaoth. Denn diesem Herrn der Heerscharen gehört dies Haus. Ihm wollen wir es weihen. Geweiht soll aber Alles werden durch Wort und Gebet. Lasset uns darum zuerst ein Gotteswort hören, danach aber knieen und beten. Wir lesen im Propheten Haggai im zweiten Kapitel im 10. Vers:

„Es soll die Herrlichkeit dieses letzten Hauses größer werden, denn des ersten gewesen ist, spricht der Herr Zebaoth, und ich will Frieden geben an diesem Ort spricht der Herr Zebaoth."

Meine Freunde! Die erste Verheißung hat der Herr erfüllt. Er hat uns ein schöneres, herrlicheres Haus gegeben als das frühere. Kaiserliche Huld hat uns die Glocken verliehen, fürstliche die Kanzelbibel, liebevolle Frauenhände schmückten den Altar, gütige Freunde stifteten die Fenster, das Altarkreuz stammt von unsern Unteroffizieren, und Kinderhände legten das Wort des Herrn auf den Altar.

So lieb und köstlich das auch ist, eine Gabe ist doch über alle Gaben, und wenn sie fehlte — es würde diesem Hause das Beste fehlen, die Verheißung des Herrn: „Ich will Frieden geben an diesem Ort." Wundert Euch dies Wort vom Frieden? Scheint es doch nicht zu stimmen zu dem Ort, wo die waffentragende Jugend unseres Volkes, die Männer, bewährt im Kampfe, sich sammeln. Und doch — gerade darum soll dies Haus eine Friedensstätte sein.

Unsere deutsche Armee ist kein Söldnerheer, gedungen für den Krieg, wir sind Kinder des Volkes, die Haus und Herd ver-

theidigen. Wir treiben den Kriegsdienst nicht als Handwerk; sondern als eine Kindes- und Ehrenpflicht gegen die theure Heimath. Wir sind keine Eroberer, aber Hüter des Friedens. Darum bedürfen wir um so mehr des tiefen Friedens im Herzen, um draußen mannhaft zu stehen in den Wettern der Schlacht und den Frieden unseres Herrn im Herzen die Treue bis in den Tod einzulösen. Hat man oft gesagt: „Willst du den Frieden, so bereite dich auf den Krieg" — wohlan wir kehren auch das Wort um: Willst du als Krieger dich bewähren, sammle dein Herz im Frieden deines Gottes und Herrn.

Wie nahe aber doch Krieg und Frieden stehen, sagt unser Wort. Denn wer spricht diese Verheißung aus: Ich will Frieden geben? Wer ist dieses Ich? Es ist der Herr der Heerscharen, nicht ein Kriegsgott der Heiden, wohl aber ein Herr des Himmelsheeres, das zu tausend und abertausend um seinen Thron steht. Ihr Lob und Feldgeschrei umrauscht ihn, seines Befehls und seiner Parole sind sie gewärtig. Er ist der Herr der Sternenheere, der sie herausführt, sie bei Namen ruft und jedem seine Stelle anweist. Er ist der Herr auch der Kriegsscharen. Der HErr ist der rechte Kriegsmann — HErr ist sein Name. Er ist der oberste Kriegsherr, in dessen Hand Sieg und Niederlage ist. Menschen mögen Schlachtendenker sein; Er ist der große Schlachtenlenker, der der Menschen Pläne durchkreuzt und ihnen zuruft: Beschließet einen Kriegsrath und es wird nichts daraus; denn hier ist Immanuel. Nicht wo das Genie, nicht wo die größten Haufen sind, sondern da, wo der Herr ist, da ist der Sieg. Ihr steht hier auf einem geschichtlichen Boden, in dieser viel umstrittenen Feste Mainz. Was haben die Wellen des Rheines und diese Mauern nicht gesehen! Mag nur ein Beispiel es Euch sagen, wie Gottes Hand sich wunderbar erwiesen. Die Glocken des Domes stammen aus preußischen Geschützen, die in jener Schlacht, die Preußens und Deutschlands Unglück besiegelt hat, erobert wurden. Der korsische Dränger mit der ehernen Stirn und eisernen Faust hat sie einst hierher gesandt. Die Glocken dieser unsrer Kirche aber sind aus dem Metall der eroberten französischen

Kanonen im Jahre 1870. Wie wunderbar klingen doch herüber und hinüber die Glocken von 1806 und 1870: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!"

Siehe welch eine Fülle der Macht liegt in diesem Wort: „Herr der Heerschaaren!" Alle Heere stehen unter seinem Willen, alle nur zur Verherrlichung seines Namens, zum Kommen seines Reiches, zum Sieg der Wahrheit und des Lichtes! Diesem großen Kriegsherrn gehört diese Kirche; das wollen wir uns an jedem Sonntag sagen, wenn wir mit dem Engelheer Ihm das „Heilig, heilig, heilig" singen und unter sein Wort uns beugen. „Zeuch deine Schuhe aus; denn der Ort, da du auf stehest, ist heiliges Land." Wenn hier sich ein Heer von Gottesstreitern sammelt, das durch den Fahneneid der Taufe und der Konfirmation gebunden, sich das Wort des HErrn sagen läßt, ob Mann ob Weib, ob Kind ob Greis: „Leide dich als ein guter Streiter Christi" — dann ist sie eine wahre Soldatenkirche geworden.

Zu dieser Gemeinde spricht er nun: „Ich will Frieden geben an diesem Ort." Diese Verheißung galt dem kommenden Friedefürsten und wurde in ihm erfüllt, in dem Eingeborenen vom Vater, in Jesu Christo, der in diese kampfvolle und friedeleere Welt kam, ihr den Frieden der Versöhnung zu bringen. In dem Tempel erklang von den Kinderlippen Jesu so friedevoll: „Muß Ich nicht sein in dem, was Meines Vaters ist". Dort sprach er das andre Wort: „Wen da dürstet, der komme zu Mir und trinke" und abermal: „Meine Schafe hören Meine Stimme, und Ich gebe ihnen das ewige Leben". Nichts Anderes soll hier verkündigt werden. Wehe dieser Kirche, wenn in ihr ein andrer Weg verkündigt werden sollte, als der durch unsern Herrn Jesum Christum. Unser Friede ruht nicht in dem, was wir vollbracht; sondern in seinem: „Es ist vollbracht", das die sterbenden Lippen geredet am Kreuz. Er ist unser Friede und durch seine Wunden sind wir geheilt. Wo man Sein Kreuz ergreift, da kommt der Friede ins Herz. Darauf ist die Menschenseele angelegt; sie sucht Frieden und findet ihn nicht, denn die Welt kann ihn nicht geben. Unser

großer Dichter Goethe, dem die Welt doch Alles geboten, hat ihn gesucht und doch nirgends anders als da gefunden, wohin er sein Herz mit den Worten wendet:

„Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!"

Die Menschenseele ist so lange eine Gefangene, bis sie das Lied von der Heimath und ihrem Frieden hört. In Eurer Nähe, in der rheinischen Pfalz, steht der Trifels, eine Burg, in deren Verließ Richard Löwenherz gefangen vom deutschen Kaiser saß. Niemand wußte, wo er war. Da machte sich sein Freund und Sänger Blondel auf und sang vor den Burgen das Lied aus der englischen Heimath und lauschte, ob nirgend ihm Antwort entgegentönte. Oft vergebens sang er, bis aus der Tiefe des Trifels ihm das Lied wieder entgegenklang. Nun konnte er den Freund befreien. So kommt das Lied von der ewigen Heimath an die Menschenseele, und wenn sie antwortet, dann ist die Stunde ihrer Befreiung da.

Dieser Weg zum Frieden geht durch den Kampf, zur Freude durch Traurigkeit. Darum soll die Predigt der Buße hier ertönen; hier soll am Altar das Wort der Beichte und Absolution dem Sünder sagen: „Gehe hin mit Frieden" und das Sakrament des Leibes und Blutes unseres HErrn ihm die Versiegelung des Friedens geben.

Hier sollen die Kinder in der heiligen Taufe in den Friedensbund Gottes aufgenommen werden. Hier soll der Gott des Friedens unsere Konfirmanden heiligen durch und durch, daß sie an Geist, Seele und Leib unsträflich erfunden werden. Hier soll den Brautleuten als Ehesegen das Wort gegeben werden: der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu unserm HErrn; jedes

Haus eine Burg, um die sich ein seliger Burgfriede zieht. Jeder Mühselige und Beladene soll hier Frieden finden, alle Sterbenden mit Simeon lernen zu sagen: „Du lässest Deinen Diener in Frieden fahren". Ja, daß wir so den Frieden im Leben suchten, um ihn im Sterben zu haben, wie jener unserer Kameraden im Jahre 1870 nach der Schlacht von Sedan. Sterbend lag er, ein Gardeartillerist, blutend in seinen Wunden. Sein Hauptmann beugt sich zu ihm, fragt ihn, ob er ihm noch eine Liebe thun könne, an seine Eltern oder Geschwister schreiben. „Ich habe Niemand mehr auf Erden." Auf die Frage, ob er ihm denn gar nichts mehr thun könne, sagte er: „Nun, wenn Sie mir doch eine Liebe thun wollen, dann öffnen Sie meinen Tornister, da liegt ein neues Testament darin, da steht Johannis im 16. Kapitel ein Wort vom Frieden; das lesen Sie mir. Der Hauptmann las: „Den Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch." „Ich danke Ihnen, Herr Hauptmann", sagte leise im Sterben der Artillerist: „den Frieden habe ich". Diesen Frieden muß man im Leben besitzen; er kommt durch Gottes Wort allein. Der Fürst dieses Landes hat in die Kanzelbibel das Wort Jesu eigenhändig geschrieben: „Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte vergehen nicht." Menschenworte sind wie die Raketen, die einen Augenblick den dunkeln Himmel erhellen und das Auge blenden; Gottes Worte sind wie die Sterne, die dem Schiffer in dunkler Nacht die Bahn zeigen.

Ja siehe — Ich will Frieden geben, und zwar
an diesem Ort.

Wohl wissen wir, daß der HErr mit seinem Frieden an keinen Ort gebunden ist. Wir beten ihn nicht an an bestimmter Stätte, sondern, wie der Herr sagt: Weder zu Jerusalem noch zu Garizim, sondern im Geist und in der Wahrheit werden die wahren Anbeter den HErrn anbeten, der Geist ist und den aller Himmel Himmel nicht fassen. Auf stiller Wacht, in der Unruhe und dem Lärm der Kaserne kann er dir doch den Frieden geben. Aber es ist doch etwas Köstliches, ein Gotteshaus zu haben, da man gemeinsam sich sammelt. Wie traurig, wenn eine Kohle

einsam auf dem Herde verglüht, und wie entfacht sich erwärmend ihre Gluth, wenn man die Kohlen zusammenschürt! So beten wir zusammen, singen unsre Lieder, hören die lieben alten Evangelien und bekennen gemeinsam unsern allerheiligsten Glauben.

Frieden an diesem Ort — ja auch wenn Ihr aus Gottes Hause geht hinein in diese Stadt. „Habt die Brüder lieb" steht auf einer der Glocken dieser Kirche. Ihr lebt hier zusammen mit Brüdern aus allerhand deutschen Stämmen, aus Süd und Nord. Haltet Frieden unter einander, ein einig Volk von Brüdern, das nicht sich läßt in Noth und Gefahr.

Ihr lebt an diesem Orte mit vielen katholischen Brüdern zusammen. Mag draußen der Kampf der Konfessionen die Gemüther entzweien, in das Heer hinein soll er nicht dringen. Jeder sei seines Glaubens froh und gewiß; aber in Achtung und Liebe stehe er zu seinen katholischen Brüdern, die mit uns denselben Vater und Heiland haben. Es giebt nur einen Streit unter den Konfessionen, der von Segen ist: das ist der Wettstreit und Wettlauf um die Krone des Lebens.

Wohlan — auch dieses Haus wird einst fallen. Was Menschenhände gebaut, können auch Menschenhände zerstören, und was in der Zeit aufgerichtet worden, kann auch die Zeit stürzen. Aber Eins wird nicht stürzen: das ist des HErrn Wort, das bleibet in Ewigkeit, Eines wird nicht weichen und hinfallen, ob Berge und Hügel hinfielen und wichen — nicht der Bund des Friedens, den der HErr hier verheißen und geschlossen hat.

Ja, Herr der Heerscharen, gieb Du Frieden an diesem Ort durch Jesum Christum unsern HErrn im Heiligen Geiste!

Amen.

Rede am Sarge des Generalfeldmarschalls Grafen v. Moltke.

Text: Psalm 25, V. 21.

Schlicht und recht, das behüte mich, Gott; denn ich harre Dein.]

„Bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget", — so haben, theuere trauernde Freunde, die Jünger des HErrn gebeten. Abend ist's auch heut' geworden — Abend draußen, Abend in diesem Hause; Abend über dem, Der dieses Hauses Haupt und Sonnenschein war; Abend nach einem langen, ernsten, inhaltsvollen Tag, Feierabend in süßer Ruhe nach treuer Arbeit. Voll und rein sank seine Lebenssonne unter, und das deutet auf einen schönen Tag, der ihm anbrechen wird im Reich der Herrlichkeit.

Euch war es Bedürfniß, an diesem Abend um den Sarg des geliebten Entschlafenen Euch zu sammeln, ehe denn Ihr ihn schließt, und sein irdisches, leibliches Bild vor Euren Augen versinkt. Ihr wolltet das Wort als Stecken und Stab nehmen auf dem Gang aus diesen Räumen, die seine Arbeit und seine Ehre gesehen und wo er seinen letzten Kampf gekämpft — hin zu dem stillen Garten, wo die Lebensgefährtin ruht, zu der er einst gesagt: Wo du hingehst, da will ich auch hingehn, wo du bleibst, da bleibe ich auch, dein Gott ist mein Gott und dein Volk ist mein Volk — nun auch das letzte Wort des Gelöbnisses erfüllend: Wo du begraben bist, da will ich auch begraben sein.

Am morgenden Tage wird man sagen, was der Entschlafene seinen Herrschern, dem deutschen Heere und Volk gewesen, und nicht bloß, wem ein deutsches Herz in der Brust schlägt, auch seine Gegner werden ehrend seiner gedenken. — Verstehe ich Euch aber, trauernde Verwandte, recht, so wollt Ihr den schlichten Kranz der Liebe und des Dankes zu den herrlichen Kränzen an seinem Sarg niederlegen für das, was er Euch war. Euer war er doch in besonderem Sinne. Der Welt gehörte der reichbegabte gefeierte Mann, aber Euch der Mensch, der treue väterliche Freund, die Zierde und Krone Eures Hauses.

Unter Dank gegen Gott, der den Entschlafenen getragen hat bis ins Alter und an ihm Seine wundersame Güte gezeigt, der ihn Euch so lang gelassen, — zieht sein geistiges Bild verklärt an Euch vorüber. Wie könnte ich es besser zeichnen, als mit den Worten des Psalms: „Schlicht und recht, das behüte mich; denn ich harre Dein, mein Gott".

Es scheint mit diesem Worte nicht viel gesagt zu sein, und doch, kann man von einem Menschen etwas Größeres sagen? Große Männer sind nicht immer große Menschen, sie verlieren, je näher man ihnen kommt. Die Höhe der Stellung, ihre Erfolge haben ihnen den Sinn verrückt und Gerechtigkeit und Schlichtheit getrübt. Was der Psalm meint, ist jene Tugend der Unsträflichkeit und Rechtschaffenheit, der Integrität und Unantastbarkeit der Gesinnung, der Adel einer reinen Seele. Jene Lauterkeit, der am Urtheil Gottes und des Gewissens mehr gelegen ist als an dem Beifall und der Gunst der Menschen; jene Barmherzigkeit und Milde, die bei aller Schärfe des Gedankens sich nie verleugnet. Jene Selbstlosigkeit ist gemeint, der es immer um die Sache zu thun ist und nicht um das eigene Ich; jene durchhaltende Treue, die nicht irre wird, weder an einem großen Gedanken, dessen Wahrheit man erkannt hat, noch an Menschen, deren Werth und Aufrichtigkeit sich einem erschlossen hat. Jene Lauterkeit ist gemeint, die ohne Hinterhalt und ohne Hintergedanken ist und auf den Grund eines reinen Herzens schließen läßt. — Eine solche Natur kann sich wohl verhüllen, aber sie bricht doch zu Zeiten hervor; sie ist wie eine Alpenhöhe, die sich wohl mit Wolkenschleiern deckt, die aber dann, wenn die Wolken und Nebel sinken, leuchtend ein weißes, reines Gefild zeigt.

Ist das nicht des Entschlafenen Bild? Ist er nicht so vor Euch gewandelt als ein heller Spiegel? Der Abendsonnenschein dieses Menschenlebens hat Euer und Eurer Kinder Leben vergoldet. Auf Euch, Ihr Hausgenossen, ruht ja, insonderheit in den letzten Jahren, dieser stille Segen. Es ist ja bezeichnend für ihn, daß sich sein Herz in Jugendfrische und Kindeseinfalt zu den Kindern neigte, und unvergessen wird es ihm bleiben, daß er der

Erste war, der seinen Namen gab, als es sich handelte, sich der jüngsten Kinder im Volke anzunehmen und in die junge Rinde des Herzens den Namen des Herrn zu prägen, damit er mit ihnen wachse und ein besseres Geschlecht erstehe.

Worauf aber diese Gesinnung ruhte, das wisset Ihr, Geliebte: „Ich harre Dein, mein Gott." Das war der feste Grund. Auf einer schlichten Furcht Gottes, ohne viel Worte und Formeln, ruhte sein schlichter Sinn. Ihm waren die christlichen Wahrheiten nicht Glaubenssätze, sondern ein Schatz und Kapital, von dem er lebte, eine Kraft, die sein ganzes Wesen durchdrang und trug. Daß man vor seinem Gotte wandle, war ihm etwas Selbstverständliches; daher kam seine Demuth, die mehr ist als Bescheidenheit, die nur eine Tochter der Klugheit ist. Vor Menschen kann man nur aufgerichteten Hauptes gehen, wenn man vor Gott sein Haupt beugt. Beugen kann man es im Sturmwinde der Trübsal, wie der Baum seine Zweige im Nordwinde beugt; beugen kann man es aber auch von der Last der Güte, wie der Baum unter der reichen Frucht sich neigt. Dem Entschlafenen hat es an beidem nicht gefehlt, nicht an Weh und Thränen, nicht an Verlust und Entsagung, aber auch jede Anerkennung, jeder Sieg beugte ihn, und darum war ihm auch das eitle Lob der Menschen so in der Seele zuwider.

Geliebte! Einen solchen Menschen besessen, ihn den Seinen haben nennen zu dürfen, Jahre lang mit ihm verkehrt zu haben, ist eine Gnade Gottes. Das heißt, reine Luft einathmen. Aber es schließt das auch eine große Verantwortung in sich. Es tritt die Frage an Herz und Gewissen, wie man solche Zeit benutzt, ob man selbst dadurch gehoben und veredelt worden. Es stellt solch gefeierter Name hohe Anforderungen an das nachfolgende Geschlecht. Das Bild scheidet, aber es soll als ein Vorbild erstehen, das ist der Sterbesegen des Entschlafenen.

Kein letztes Wort, kein Lebewohl hat er Euch mehr sagen können; unvermuthet, aber nicht unvorbereitet, hat ihn der Herr im Tode gerufen. Aber mehr als alles Wort Euch hätte sagen

können, predigt Euch dies stille, friedevolle, ernste Antlitz, sagen Euch die gefalteten Hände, predigt Euch sein ganzes Leben:

„Schlicht und recht, das behüte mich Gott", und der Sterbetrost geleite Euch zu seinem Grabe und einst auch zu dem Grabe eines Jeglichen unter uns:

„Ich harre Dein!"

Das walte Er an Euch wie an mir, durch Jesum Christum, unsern Herrn. Amen.

Rede bei dem Gottesdienste zur Eröffnung des Reichstags 1890.

Text: Judä 2.

Gott gebe euch viel Barmherzigkeit und Frieden und Liebe.

Hohe Versammlung! Evangelische Männer des Deutschen Reichstags!

Im Süden unseres Vaterlandes, zu Heidelberg, steht ein Haus, dessen Giebel in goldener Schrift die Worte des Psalms trägt: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, bauen umsonst, die daran bauen". Einzig verschont, ist es übrig geblieben, als Krieg und Brand die Stadt verheerte. Und doch gilt dies Wort nicht dem Haus aus Holz und Stein, sondern dem, an welchem mitzubauen Jeder im Volk und Ihr insonderheit, Männer des Deutschen Reichstags, berufen seid. Menschenhände thun es nicht allein, Gotteshände müssen sich segnend, weihend und feiernd auf die unseren legen. Aber das will erbeten sein, und Beten ist eine Arbeit, deren sich kein deutscher Mann zu schämen braucht. Singt doch Ernst Moritz Arndt, der Mann mit dem warmen, quellenden Herzen in wetterharter Brust:

„Wer ist ein Mann?
Der beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut."

Etwas Anderes wollen auch wir hier im Gotteshause nicht, als feierlich Bekenntniß ablegen zum alten Gott, ehe wir in die

neue Arbeit treten, zum „Vater des Lichts, von dem alle gute und vollkommene Gabe kommt", wie die Epistel der Woche sagt; ohne Ihn können, ohne Ihn wollen wir nichts thun!

Mag Einem oder dem Anderen unter uns dieser Sinn fremd sein, mag er in dieser stillen Morgenstunde im Gotteshause eine todte Form und leere Zeremonie erblicken: der Sinn der geheiligten Stätte bleibt bestehen. Ein nach Gott fragend Geschlecht wird heilige Hände aufheben ohne Zorn und Zweifel, wird in Demuth erst das Wort des Königs aller Könige anhören, bevor es im Vertrauen das Wort seines irdischen Königs vernimmt, wird von dem Altar die Kohle nehmen, um das Feuer auf dem Herd zu entzünden und am Maßstabe der ewigen Wahrheit die jeweilige Zeitmeinung prüfen und wägen.

So geleite uns denn der dreifache Segensgruß des Apostels vom Altar Gottes zum Throne des Kaisers:

Gott gebe euch viel Barmherzigkeit und Frieden und Liebe!

Herr, thue meine Lippen auf, daß mein Mund Deinen Ruhm verkündige! Amen.

I. Viel Barmherzigkeit!

Draußen empfängt uns volle Frühlingspracht. Ein großes Te Deum tönt uns aus allen Blüthen und Knospen entgegen. Seit Jahren hat kein solch' wonniger Mai uns begrüßt. Aber, ist's Frühling auch im Leben der Welt, im Leben unseres deutschen Volkes geworden? Wäre das trostreiche Wort des edlen Sängers und Reichsheroldes, das er einst in winterlicher Zeit sang, Wahrheit geworden:

„D'rum still, und ob es frieren mag,
O Herz, gieb dich zufrieden,
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden" —?

Mich dünkt, man braucht kein Pessimist und nörgelnder Kritiker zu sein, um nicht zu sehen, wie Vieles welk und entlaubt, krank und wund am Baum unseres Volkes ist. Ist doch ein

Volk nicht bloß ein Haus, sondern vielmehr ein Baum, der sich entfaltet und wächst unter Sturm und Sonnenschein, — auf dessen Zweigen süße Last der Frucht sich finden, der aber auch früchteleer dastehen kann, reif zum Abhauen.

Und wir haben solche Völkerbäume gesehen, sinkend unter der blitzenden Axt hereinbrechender Gerichte. So bebte einst auch der Baum unseres deutschen Volkes am Anfang dieses Jahrhunderts in Krone und Zweigen bis in die Wurzel. Aber die Hand der göttlichen Barmherzigkeit hat ihn nicht gefällt, und da unsere Väter riefen, trat der große Hohepriester an den Baum und bat: Laß ihn noch dies Jahr! Und er ist erhalten bis auf den heutigen Tag.

Wir aber, die wir das Leid und die Wunden unseres Volkes als die eigenen empfinden, — wollen wir nicht dies Eine bitten, und uns dessen trösten in dieser unserer Zeit: Gott gebe uns viel Barmherzigkeit? Wo Er aber, der Barmherzige, uns beschenkt, da will Seine offene Hand auch die unsere öffnen. Gewiß, es fehlt unserer Zeit nicht an Barmherzigkeit; langsam, aber sicher hat sich durch alle Stände der Gedanke solidarischer Haftbarkeit durchgerungen. Wir können uns nicht mehr mit der Kainsfrage begnügen: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Aber zu wachen haben wir, daß die Barmherzigkeit sich mit Weisheit paare, daß die Gerechtigkeit gegen die Einen nicht zur Ungerechtigkeit gegen die Anderen, die Geduld nicht in Schwäche, die Barmherzigkeit nicht in Unbarmherzigkeit ausschlage. So bitten wir denn: Gott gebe offene Augen, offene Hände für die äußere Noth unseres Volkes, noch offenere aber für sein geistiges Elend. In Einem Alles zu sagen:

Gott gebe euch viel Barmherzigkeit!

II. Und viel Frieden!

In den Zeiten des dreißigjährigen Krieges sangen unsere Väter:

„Der ewig reiche Gott
Woll uns in unserm Leben
Ein immer fröhlich Herz
Und edlen Frieden geben!“

Auch wir kennen dies edle Gut. Wir Deutsche sind ja wohl ein streitbar, aber doch ein friedliebend Volk, dem nicht im Frevel das Schwert aus der Scheide fährt. Aber wir wissen auch: friedfertig kann nur sein, wer schlagfertig ist. Wir bauen wie Israels Volk, mit der Kelle in der Hand und dem Schwert an der Seite. Ob wir uns auch nicht fürchten, so bitten wir doch: „Verleih' uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unsern Zeiten!" Unsere Bitte geht aber noch tiefer, wir bitten um den inneren Frieden. Es ist je und je unseres Volkes Unglück gewesen, daß es sich zerrieben in innerer Uneinigkeit, in Zank und Zwietracht, und dadurch so oft zum Spott und Raub der Völker geworden ist. Einander ertragen, einander verstehen, vorschlagen zu lassen, was zum Frieden dient, das ist von jeher nicht unsere Sache gewesen.

Wohlan, hat Gott uns den äußeren Frieden geschenkt und erhalten, wollen wir ihm nicht im Innern nachjagen, dem Frieden zwischen Fürst und Volk, zwischen Reich und Arm, dem Frieden in den Häusern, dem Frieden in den Herzen?

Gewiß, wir reden keinem faulen Frieden das Wort, und mögen dahinfahren alle Propheten, die da sagen: Friede, Friede, da doch kein Friede ist. Um die edelsten Güter der Nation, um ihren Glauben, ihre Ehre, wird ja immer der Kampf nöthig sein. Aber braucht er darum mit vergifteten Waffen geführt zu werden? Das blitzende Schwert der Wahrheit muß doch in das Oel des Friedens getaucht sein, und Friede muß des Streites Ziel bleiben. Deshalb:

Gott gebe Euch viel Frieden!

Es reiht der Apostel daran das Letzte und Höchste an, wenn er sagt:

III. Und Liebe!

Der Segen unserer Arbeit hängt auch von der Kraft unserer Liebe ab. Das ist die Liebe, die nicht das Ihre sucht, die Liebe, die nicht herrschen, sondern dienen will mit der Gabe, die sie empfangen hat; die Liebe, der es mehr aufs Rechtthun und Ge-

rechtwerden, als aufs Rechthaben ankommt, die Liebe, welche nicht eigene Ehre und Berühmtheit, sondern das Wohl des Ganzen im Auge hat.

Das ist die Liebe, die nicht irre wird über unserem Volk und all' seiner Verkehrtheit, die nicht verzweifelt an seinen Wunden, sondern die da hofft, daß der Gott, der es aus sechs Trübsalen gezogen, es auch in der siebenten nicht verlassen noch versäumen werde; daß der, welcher sein deutsches Volk getragen, wie ein Adler seine Jungen, es auch noch weiter tragen und ertragen werde.

„Im Glauben ist die Hoffnung" — das war ein Lieblingswort unseres heimgegangenen Kaisers Wilhelm —, ein Wort, bewährt in einem 90jährigen Leben und bewahrt in allen Wechseln des Geschickes. Im Glauben — aber auch in der Liebe ist die Hoffnung; denn die Liebe kann Keinen aufgeben, den sie einmal umfaßt hat. — Laßt mich schließen.

In deutschen Landen steht auf hohem Bergkegel eine Burg, in ihren Trümmern noch zeugend von der Kraft und Ausdauer derer, die sie erbaut haben. Eine alte Inschrift aber besagt das Geheimniß solch' fröhlicher Arbeit: Jeder, der einen Stein hinauftrug zum Bau, sollte aus güldenem Becher von dem Bauherrn erquickt werden.

Auch Euch, ihr Männer des deutschen Volkes, die Ihr Steine bringen wollt — nicht zum Niederreißen, sondern zum Aufbau unseres heißgeliebten Vaterlandes, soll der labende Trunk nicht fehlen. Es lohnt Euch der Dank unseres Kaisers, der Dank eines treuen Volkes. Er aber, der ewige, himmlische Bauherr, erquicke Euch selbst aus dem goldenen Becher Seiner Gnade; Er gebe Euch viel Barmherzigkeit, viel Frieden, viel Liebe durch unseren HErrn Jesum Christum, hochgelobt in Ewigkeit! Amen!

Predigt zur Landtagseröffnung am 15. Januar 1895 in der Schloßkapelle.

Gnade sei mit uns und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt.

Text: Jeremia 28, 7.

„Suchet der Stadt Bestes, darin Ich euch habe führen lassen und betet für sie zum HErrn; denn wenn es ihr wohl geht, dann geht es auch euch wohl."

Hohe Versammlung! Insonderheit evangelische Männer beider Häuser des Landtags!

An manchem deutschen Hause steht der alte Spruch:

„Wo Gott nicht giebt zum Haus sein' Gunst,
Ist unser Thun und Bau'n umsunst."

Dies Wort gilt jedem Hause. Der ärmsten Hütte ist es ein Trost, daß weit und hoch ein Himmel voll Segens sich über ihr spannt, und dem stolzesten Palast ist es ein Denkzettel, daß ohne Gottes Gunst der festeste Bau auf Sand und Sumpf gebaut sei. Wer aber berufen ist, das Haus seines Volkes zu bauen, hat's doppelt noth, zum großen Bauherrn der Welt Herz und Hand zu heben. Darum gilt auch dem Herrenhaus wie dem Abgeordnetenhause das Wort:

„Wo Gott nicht giebt zum Haus sein' Gunst,
Ist alles Thun und Bau'n umsunst."

Mehr denn einmal hat schon der himmlische Bauherr Sein Veto über einem Beschluß der Parlamente eingelegt und die Botschaft sagen lassen: „Beschließet einen Rath und es werde nichts daraus."

Das ist aber der Sinn dieser Stunde und des Kirchgangs: daß wir erst zum Altar Gottes und dann zum Thron des Königs gehen; erst des himmlischen und dann des irdischen Königs Wort hören; vom Altar die Kohlen nehmen und damit das heilige Feuer

auf dem Herd unseres Volkes entzünden und schüren. Manchem ist diese Feier zur bedeutungslosen Form herabgesunken, und er entzieht sich ihr. Ein Mann aber, „der seines Volkes Bestes sucht" und, was gleichbedeutend ist, der für sein Volk ein Herz hat, läßt Lippen und Hände entsündigen, weihen und feien, ehe er an die Arbeit geht. Solcher Männer bedürfen wir. Die Institutionen machen es allein nicht, sondern die Personen, die sie mit Geist und Kraft tragen und erfüllen. Wer sind aber die Männer, die die Signatur tragen, daß sie das Beste ihres Volkes suchen, „ein Herz für unser Volk haben"? Lasset es mich mit dem Wort eines Mannes sagen, der von allem Hohen und Edlen, was Menschenherz und Brust bewegt, seinem Volk einst gesungen, den Fürsten den leuchtenden Edelstein in ihrer Krone, die Treue des Volkes, im Liede geschliffen, in schwerer Zeit das Banner der Freiheit, Ehre und Größe des Vaterlands getragen, dessen Charakter so rein wie seine Lieder sind. Er zeichnet den Mann, der für sein Volk ein Herz hat, also:

„An seiner Väter Thaten
Mit Liebe sich erbau'n,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertrau'n;
In solchem Angedenken
Des Volkes Heil erneu'n,
Um seine Schmach sich kränken,
Sich seiner Ehre freu'n,
Sein eig'nes Ich vergessen
Bei aller Lust und Schmerz,
Das heißt man, wohlermessen:
Für unser Volk ein Herz!"

oder mit anderen Worten: der hat ein Herz für sein Volk, der seines Volkes Vergangenheit in pietätsvoller Treue bewahrt, seines Volkes Gegenwart mit klarem Auge erschaut und selbstlos für seines Volkes Zukunft arbeitet und hofft.

HErr, thue meine Lippen auf, daß mein Mund Deinen Ruhm verkündige!

I.

Des Volkes Bestes suchen kann nur der, der selbst ein Bestes hat, ein Kleinod, das er in Treue bewahrt. Dies Kleinod liegt aber als ein Erbe seinem besten Theile nach in der Vergangenheit. Seine Väter haben es ihm erstritten und erworben, an ihren Thaten soll er liebend sich erbauen, fortpflanzen ihre Saaten und dem alten Grunde weiter vertrauen. Gewiß, aus eines Volkes wie aus jedes Menschen Vergangenheit spinnt sich seine Gegenwart und aus Vergangenheit und Gegenwart seine Zukunft. Darum kann man wohl in gewissem Sinne mit Recht sagen: Wer keine Vergangenheit hat, hat auch keine Zukunft. Wer darum unserem Volke in seiner Gegenwart helfen will, muß festgewurzelt stehen in seiner Vergangenheit; ein dankbarer, pietätvoller Sohn gegen seinen Vorfahren sein; ein Verständniß dafür haben, was sein Volk einst groß und herrlich gemacht und für das, was ihm geschadet hat, und begreifen, was und wie sein Volk gelebt, geliebt und gehaßt, gelitten und gestritten hat. Nur wer den tiefsten Herz- und Pulsschlag seines Volkes aus der Vergangenheit hört, wird auch den Herzschlag der Gegenwart verstehen.

Und uns fehlt es wahrlich nicht an einer großen Vergangenheit! Preußens Geschichte ist eine Geschichte göttlicher Treue an Fürst und Volk; einer Treue, die den jungen Adler fliegen ließ vom Fels zum Meer. Eine Geschichte auch göttlicher Gerichte, wenn das Volk seinen Gott verlassen, und göttlicher Barmherzigkeit, wenn es sich in Reue und Buße aufgemacht. Es ist auch eine Geschichte menschlicher Treue, aufrichtiger Gottesfurcht, eiserner Pflichterfüllung, der Hingabe des Einzelnen ans Ganze, der Selbstverleugnung und des Beharrens, des Sinns für Recht und Gerechtigkeit, die das suum cuique festhält; der Weitherzigkeit, die die Freiheit der Gewissen schont; der Barmherzigkeit, die Schutz den Verfolgten und Geringen im Volk gewährt. Das sind die Kleinodien, die wir zu bewahren haben, das der gute Grund, auf welchem wir fortbauen müssen. So gilt es, pietätvoll schonen und pflegen,

was in unserem Volk von angestammtem Recht, von ererbter Zucht und Sitte noch vorhanden ist. Nichts kann ein Volk weniger ertragen, als wenn man seine Vergangenheit zerstört und es zum Versuchsfeld grauer Theorien macht. Wir sollen keine Fabrikarbeit am Volke thun, sondern Gärtnerarbeit, die den Baum wohl beschneidet, aber in seiner Eigenart beläßt und zu höherer Blüthe und Frucht bringt.

„An der Väter Thaten liebend sich erbau'n" — das sagen wir einem Geschlecht gegenüber, das unter uns aufzuwachsen droht, welches das Kainszeichen der Gottesflucht, der Impietät, der Vaterlands- und Geschichtslosigkeit an der Stirne trägt und auf den Trümmern der Vergangenheit seinen Tempel aufbauen will. Wir aber wollen das Erbe der Väter festhalten. Trifft das Wort bei vielen Tausenden zu, daß die Geschichte dazu da sei, um nichts daraus zu lernen — dieser Tadel treffe wenigstens keinen Volksvertreter; keinen, der von sich behauptet, ein Herz für sein Volk zu haben. Das kann nur der haben, der für seines Volkes Vergangenheit ein pietätvolles Verständniß bewahrt.

II.

Wer so der Vergangenheit ein offenes Herz entgegenbringt, wird auch für die Gegenwart seines Volkes, für seine Freude und sein Leid, für seine Ehre und Schmach, für seine Wunden und Nöthe ein klares Auge haben.

„In solchem Angedenken
Des Volkes Heil erneu'n,
Um seine Schmach sich kränken,
Sich seiner Ehre freu'n" —

das macht den Mann, der ein Herz für sein Volk hat. Hohe Versammelte! Die Gegenwart liegt vor uns in ihrem Licht und Schatten. Wir wollen die Lichtseiten, die Ehre und Arbeit unseres Volkes, dankbar anerkennen. Wir haben den äußeren Frieden, unser Schwert ruht in der Scheide; aber es ruht geschärft und

bereit durch die Fürsorge unseres königlichen Herrn, und in der Wehrhaftigkeit unseres Volkes liegt eine weitere Bürgschaft des Friedens. Unsere Industrie hat sich durch Fleiß und Energie zu Anerkennung und Sieg unter den Nationen erhoben; unsere Bildungsanstalten und Schulen mehren sich und werden gepflegt, und der Kirchennoth wird tapfer gewehrt, dem Sonntag wird wieder sein Recht zu Theil, viel Barmherzigkeit wird an Kranken und Elenden geübt, für Alter und Gebrechlichkeit wird Schutz und Hülfe gewährt. Das Alles in Ehren, und wer wollte sich dessen nicht freuen, der ein Herz für sein Volk hat! Aber wer könnte die tiefen Schatten vergessen, die sich über unser Volksleben herlagern? Fünfundzwanzig Jahre sind es, da standen wir auf der Höhe des Ruhmes und der Ehre; sind wir dort geblieben oder herabgestiegen und herabgesunken? Ein Blick in die Statistik der Verbrechen, in unsere Zuchthäuser und Strafanstalten, in unsere Gerichtsverhandlungen, in die Litteratur und Presse unserer Tage, in unsere Theater, in die Freuden unseres Geschlechts, der Vornehmen wie der Geringen, in das Familienleben aller Stände zeigt uns einen starken Niedergang der sittlichen Kräfte und Mächte in unserem Volk. Die Verwirrung der Begriffe von Recht und Unrecht, die Lüge, geschärft mit einem Körnlein Wahrheit, der Mangel an Zucht, an Pietät, an Treue und Verläßlichkeit, die Lockerung der ehelichen Bande und des Kindesgehorsams, das dumpfe Grollen der Armen gegen die Besitzenden, das Alles deutet darauf hin, daß in unserem Volke Vieles krankt. Wir bauen Bildungsstätten, aber vergessen wir nicht: auch Irrenhäuser und Zuchthäuser! Ein Geist der Unzufriedenheit, des Murrens, Klagens und Kritisirens, dem nichts mehr unantastbar und heilig ist, hat sich unseres Volkes in breiten Schichten bemächtigt; Hefe und Schaum begegnen sich auch hier, wie so oft, und damit verbindet sich ein Gefühl der Vertrauenslosigkeit und Unsicherheit. Wo treiben wir hin? Das fragt sich jeder Volksfreund. Sage Keiner: „Das ist anderswo nicht besser". Es mag Wahrheit sein, aber ein Trost ist es darum nicht. Kein Volk der Erde hat so viel Güte, Hülfe und Treue seines Gottes

erfahren, wie unser deutsches. Darum wird auch von ihm viel gefordert werden. Gewiß „Unglück kann über ein Volk durch Andere kommen, aber erniedrigt kann ein Volk nur werden durch seine eigenen Handlungen; der Verwüster kann Schaden thun, aber keine Schande anthun!" sagt ein englischer Schriftsteller. Kein Volk ward je von Gott verlassen, das nicht sich selbst verließ. Das Alles gilt's nicht bloß mit klaren Augen anzuschauen, sondern auch mit thränenden Augen. Es nützt doch nicht, wie Priester und Levit an dem unter die Mörder Gefallenen vorüberzugehen und über die Unsicherheit der Straße von Jericho nach Jerusalem Berichte zu senden, sondern es gilt hinabsteigen und die Wunden verbinden.

III.

„Das eig'ne Ich vergessen
Bei aller Lust und Schmerz"

das will doch heißen: in selbstloser Hingabe für unser Volk arbeiten und hoffen.

„Wer verzagt ist, der kehre um," diese alte Parole gilt noch, und wer das Seine sucht in der Arbeit am Volke, der kehre erst recht um. Hinter so vielen volltönenden Phrasen von „Vaterland" und „Volkswohl" steckt doch so oft die blasse, elende Selbstsucht. Sie suchen ihr eigenes Bestes, ihren Vortheil und Ehre und Sieg ihrer Partei, das Alles ist ihnen mehr als Vaterland und Volk. Solche Leute aber haben kein Herz für ihr Volk; Selbstlosigkeit ist die erste Tugend eines Volksvertreters.

Danach aber gilt es auch hoffen und arbeiten für unser Volk. Wir wollen die Schäden im Volke nicht leugnen, sie aber auch nicht für unheilbar halten; weder trotzen auf unser Volk, noch an ihm verzagen. Aber es bedarf des Einsatzes der ganzen Person und des Stehens in den Riß. Im Norden unseres Vaterlandes, wo die Nordsee um die Dünen braust und das Land überfluthen will, giebt es ein Amt der Deichgrafen. Bei Tag und Nacht und vornehmlich beim Sturme machen sie sich auf, um die Risse und Lücken, die die Fluth reißt, zu verstopfen, und

oftmals hat schon Einer, wenn er nichts mehr zur Hand hatte, mit seinem Leibe sich in den Riß gelegt, bis Hülfe kam. Das sind die Männer, die ein Herz fürs Volk haben, die so wenig oder so viel sie thun können, das aber ganz thun, die arbeitend und betend die Hände über dem Baum unseres Volkes halten, bittend „HErr, laß ihn noch dies Jahr!" Der rückströmende Segen fehlt solcher Arbeit nicht. „Geht es der Stadt und dem Volk wohl, so geht es auch euch wohl." Wer das brennende Haus des Nachbars löscht, schützt sein eigenes. Was der eigene Vortheil thut, das soll noch mehr die Liebe zu unserem Volk thun; wer unser Volk im Großen berathet und schützt, der schützt und berathet sein Haus und seine Kinder. Wohlan denn noch einmal:

„An seiner Väter Thaten
Mit Liebe sich erbau'n;
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertrau'n;
In solchem Angedenken
Des Volkes Heil erneu'n,
Um seine Schmach sich kränken,
Sich seiner Ehre freu'n,
Sein eignes Ich vergessen
Bei aller Lust und Schmerz,
Das heißt man wohlermessen:
Für unser Volk ein Herz!"

Solch' Herz schenke uns Allen der barmherzige Gott durch Jesum Christum unsern HErrn, hochgelobt in Ewigkeit!

Amen!



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW., Kochstraße 68—71.

